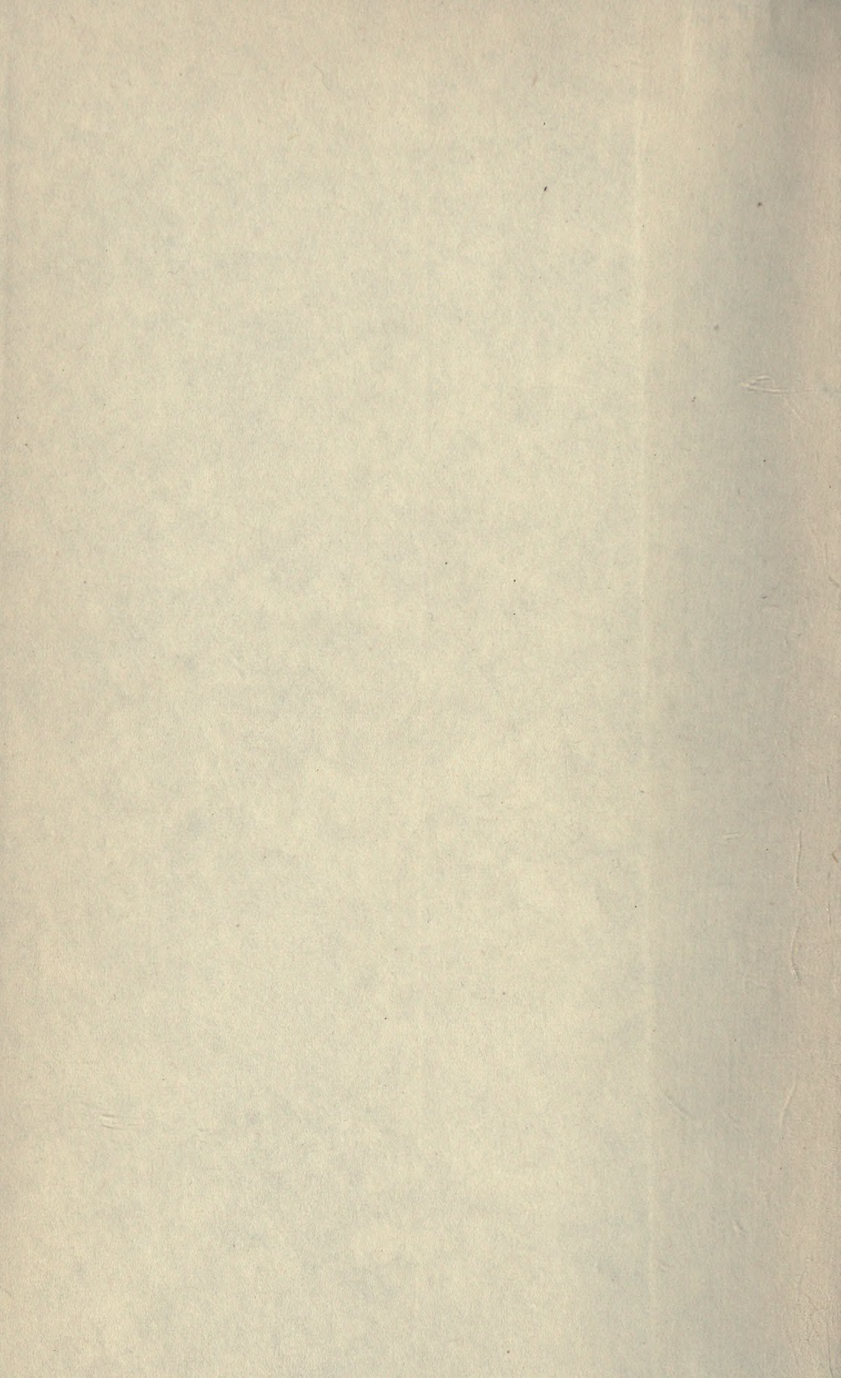
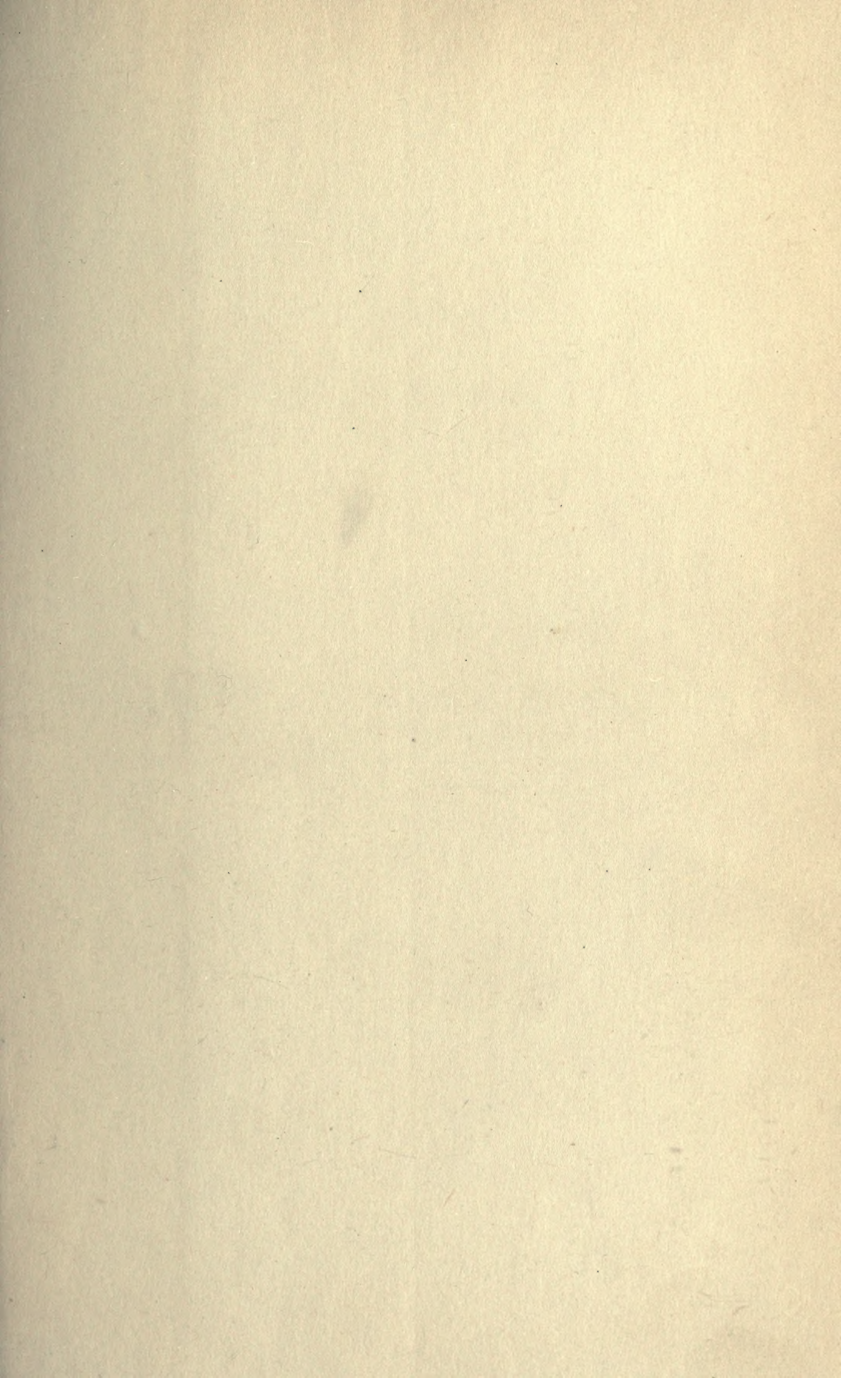
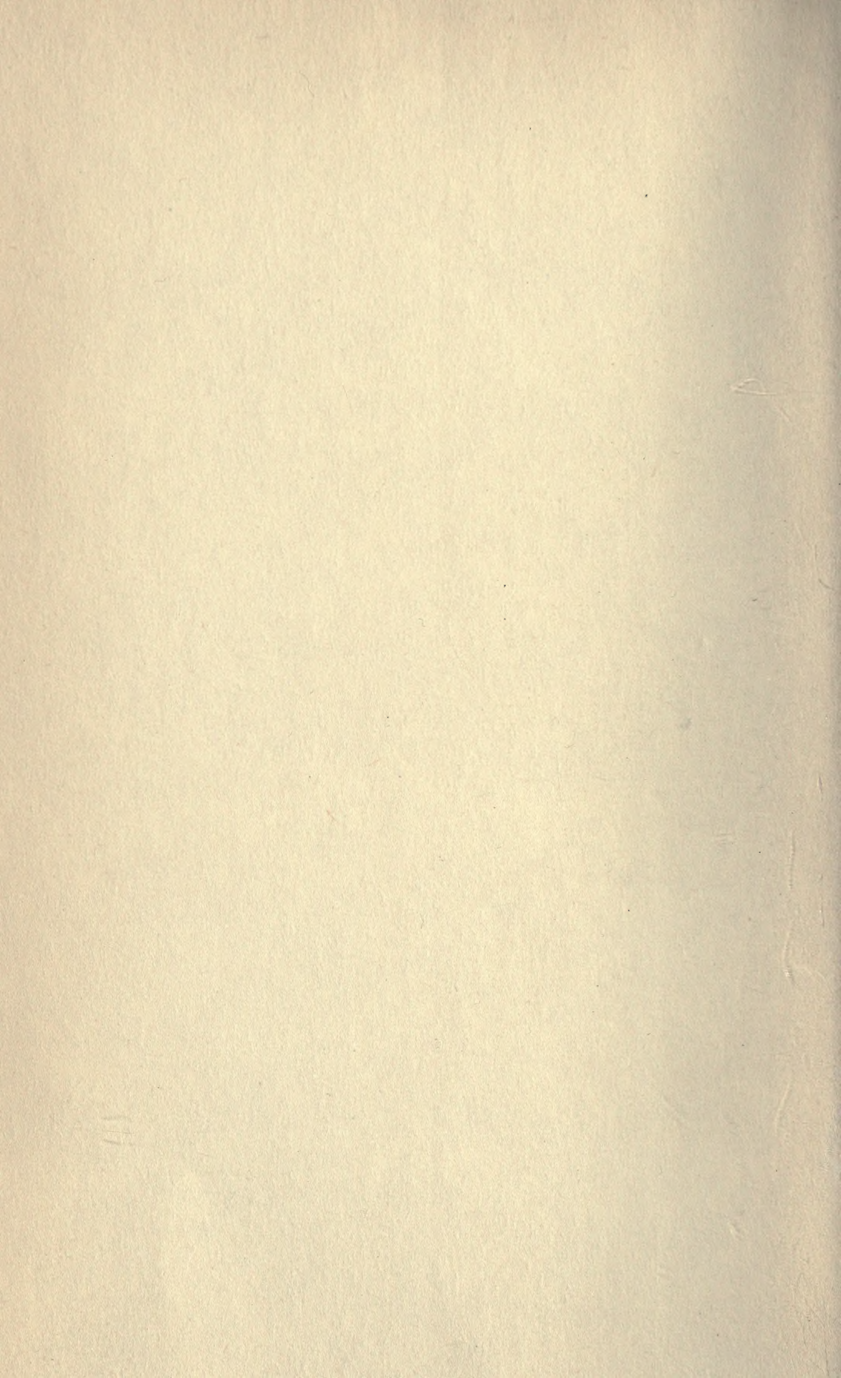






I

SAMMLUNG ROMANISCHER ELEMENTAR- UND HANDBÜCHER

HERAUSGEGEBEN VON

W. MEYER-LÜBKE

IV. REIHE: ALTERTUMSKUNDE, KULTURGESCHICHTE

I. BAND:

FRANKREICHS KULTUR IM SPIEGEL SEINER SPRACHENTWICKLUNG

HEIDELBERG 1921
CARL WINTERS UNIVERSITÄTSBUCHHANDLUNG

FRANKREICHS KULTUR IM SPIEGEL SEINER SPRACHENTWICKLUNG

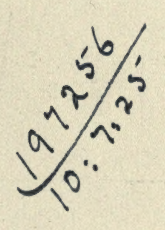
GESCHICHTE DER FRANZÖSISCHEN SCHRIFTSPRACHE VON DEN ANFÄNGEN BIS ZUR KLASSISCHEN NEUZEIT

VON

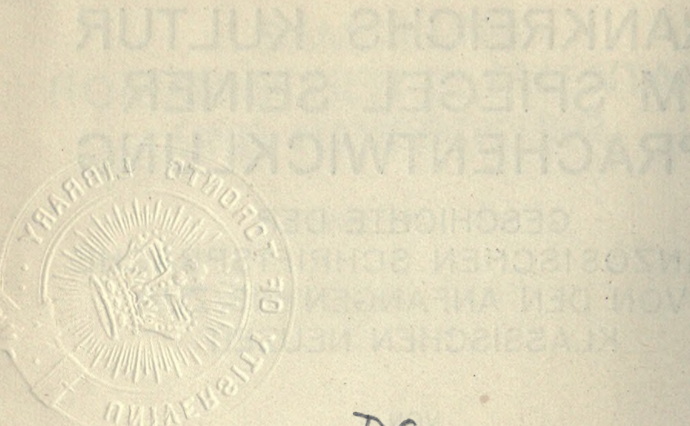
DR. KARL VOSSLER
o. PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT MÜNCHEN

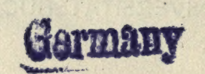
DRITTES TAUSEND
VERMEHRT DURCH NACHWORT, NACHTRÄGE, BERICHTIGUNGEN UND INDEX





HEIDELBERG 1921
CARL WINTERS UNIVERSITÄTSBUCHHANDLUNG
Verlags-Nr. 1686




Germany

Heinrich Schneegans

gewidmet

An Heinrich Schneegans.

Lieber Freund!

Sie haben sich für alle meine Arbeiten bisher so lebhaft erwärmt, daß es Sie nicht verdrießen darf, sich erzählen zu lassen, wie diese hier entstand. Sind Sie in gewissem Sinne doch selbst an der Vaterschaft beteiligt. Denn mit Ihrer bekannten pädagogischen Kunst hatten Sie die Würzburger Studenten derart verwöhnt, daß ich als Ihr Nachfolger es nicht mehr wagen durfte, den jungen Leuten eine vierstündige Lautlehre und eine ebensolche Flexionslehre in den üblichen Schüsseln und Schachteln des grammatikalischen Regelwesens vorzusetzen. Nur in praktischen Übungen ließen sich diese nützlichen Geräte noch handhaben. In der Vorlesung aber bemühte ich mich, die Entwicklung der Sprache kulturgeschichtlich und psychologisch, nicht mehr grammatikalisch verständlich und lebendig zu machen. So entstanden allmählich aus wiederholten Vorlesungen eine Reihe von Aufsätzen in der germanisch-romanischen Monatsschrift 1911, 1912[1] und schließlich dieses Buch.

Zugleich begann die Sache, mich methodologisch zu beschäftigen, und ich schrieb zu meiner eigenen Klärung über das Verhältnis der Grammatik zur Sprachgeschichte, der Sprachgeschichte zur Literaturgeschichte, der Kulturgeschichte zur Geschichte, drei kleine Abhandlungen, die im Logos 1910, 1911 und 1912 veröffentlicht sind. Wenn ich es unterlasse, diese Untersuchungen, die eine philosophische Rechtfertigung einer „Kultur im Spiegel der Sprachentwicklung“ abgeben könnten, hier zu reprodu-

[1] Das Kapitel E, XI „Die Überwindung der mundartlichen Aussprache in Frankreich“ ist zuerst in der Internationalen Monatsschrift, Februar 1913 veröffentlicht worden.

zieren, so geschieht es in der Erwägung, daß ein Versuch wie der vorliegende durch sich selbst vor allem sich rechtfertigen muß. Mein Philosophieren aber hat schon die besten Fachmänner der Sprachwissenschaft kopfscheu gemacht, wenngleich ich es mehr zu meiner geistigen Beruhigung als zu boshafter Störung ihrer Kreise verübte.

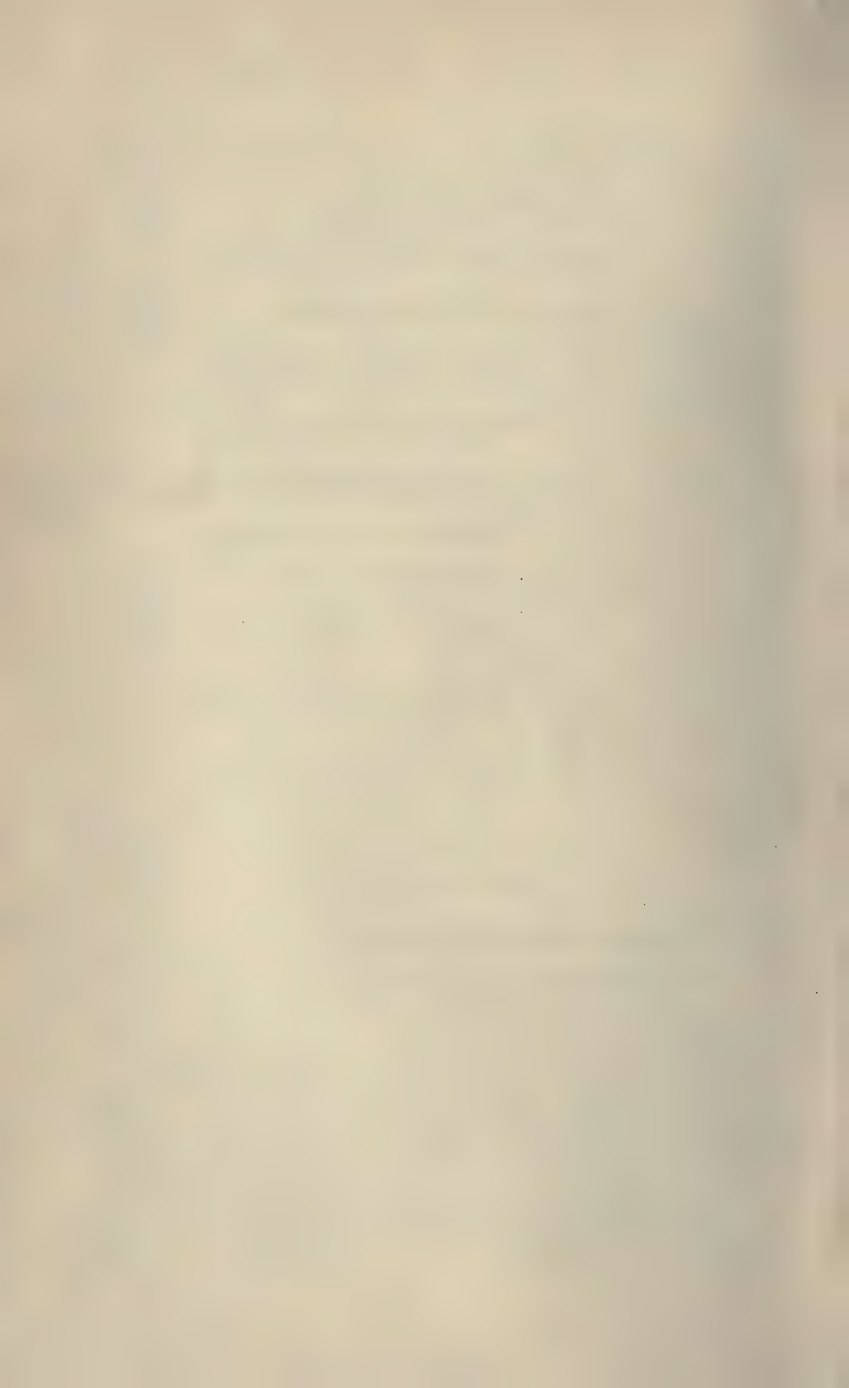
Ohne die umfassenden Vorarbeiten und Materialsammlungen in Brunot's Histoire de la langue française und ohne den vertieften Einblick in die französische Lautgeschichte, den uns Meyer-Lübke's historische Grammatik der französischen Sprache gewährt, wäre es mir nicht möglich gewesen, in der verhältnismäßig kurzen Zeit von dreieinhalb Jahren mein Vorhaben zu Ende zu bringen. Trotz dieser trefflichen Führer, denen ich reichsten Dank schulde, krankt meine Arbeit an zahllosen Unzulänglichkeiten. Freund Jean Acher in Paris hat mir deren viele mit liebenswürdiger Neckerei zum Bewußtsein gebracht. Ich habe gebessert wie ich konnte. In seinen skeptischen Augen freilich werde ich nunmehr als ein Don Quijote erscheinen, der aus Pappdeckel und altem Eisen sich seinen Helm, seine „celada“ gebaut hat. Als die „celada“ bei der Probe des ersten Schwertstreichs in Stücke ging, da verstärkte und verkleisterte der Held sie aufs neue: „y sin querer hacer nueva experiencia della, la disputó y tuvo por celada finísima de encaje.” — Im Bewußtsein meiner Schwäche ist es mir ein Trost, dieses Waffenstück in der „Sammlung romanischer Elementarbücher“ zu wissen, wo es, untergebracht, umgeben und gestützt zwischen grammatischen Lehrbüchern, weniger Schaden leidet und, wie ich hoffe, einigen Nutzen stiftet.

Ihnen aber, lieber Freund, überreiche ich es als bescheidenes Zeichen meiner Verehrung und meines aufrichtigen Dankes für das Viele, das ich Ihnen schulde.

Ihr Karl Vossler.

München, im März 1913.

Inhalt.



A. Der doppelte Charakter der Schriftsprache.

Lange bevor die Schrift ein Mittel der Verständigung zwischen entfernten Personen wurde und dem Austausch der Gedanken diente, ist sie als eine bildartige, rein monumentale Darstellung des sprachlichen Gedankens sozusagen Selbstzweck gewesen. Die ältesten Aufzeichnungen der antiken Sprachen sind hieroglyphisch, d. h. für die Gottheit, für die Ewigkeit und nur in zweiter Linie für die Menschheit und für das Zeitliche bestimmt. Die ersten Motive der Schrift sind metaphysisch, die ersten Schriftwerke sind Denkmäler, Monumenta, keine Documenta. Das Monument ist um seiner selbst willen da, ist Dokument seiner selbst; will nicht benützt, sondern verehrt, angebetet, angeschaut werden. Wenn es einen Zweck hat, so ist es nur der theoretische der Anschauung.

Dieses erste, religiöse Stadium ist aber keineswegs der Ausgangspunkt des modernen Schrifttums. Wenn man die ältesten Aufzeichnungen französischer, italienischer, spanischer, deutscher usw. Sprache betrachtet, so stellt sich heraus, daß sie keinerlei monumentalen, sondern einen ausgesprochen dokumentarischen Charakter tragen. Da sind die Glossen, deren Motiv der Schulunterricht war, die Straßburger Eide, die italienischen Zeugenaussagen, die spanischen Notariatsakten und dergl., die alle dem Zweck der Verständigung in Rechtssachen dienten. Auch dort, wo es sich um Darstellung religiöser oder gar künstlerischer Inhalte handelt, wie in der Eulalia oder in der Passion Christi, hat man es zunächst mit Umsetzung und Übersetzung zu tun, wobei der Zweck der Belehrung und Seel-

sorge ausschlaggebend ist. Ein bereits vorhandener und in der lateinischen Literatur gegebener Sinn soll durch Umsetzung in die Volkssprache verständlich gemacht, d. h. vulgarisiert werden. In den geselligen Einrichtungen der Kirche, des Gerichtssaales und der Schule ist die Wiege des modernen Schrifttums zu suchen. Also kein primärer und religiöser, sondern ein sekundärer, praktischer, bescheidener, unscheinbarer, unselbständiger Anfang. Die wahre, hohe, monumentale und universale Schriftsprache ist während des ganzen Mittelalters das Latein. Von den Abfällen des lateinischen Schrifttums lebt das vulgäre. Was der Kleriker für dienlich hält, das setzt er in die vulgäre Schriftsprache um.

Da jede derartige Umsetzung in gewissem Sinne eine Erklärung, Auflösung oder Analyse des gegebenen Gedankeninhaltes bedeutet, so dürfte der oft beobachtete „analytische“ Charakter der modernen Schriftsprachen mit dem sekundären, dokumentarischen und vulgären Ursprung derselben einigermaßen zusammenhängen.

In der Tat, solange das vulgäre Schrifttum nichts wesentlich anderes ist als ein Notbehelf und Ersatz für das Lateinische, hat es noch keinen eigenen Gehalt, noch keinen Sinn und Charakter. Es bleibt eine schriftlich fixierte mundartliche Variante zum Latein, eine Art Interlinearversion, eine besser analysierte, d. h. leichter verständliche Kombination von Zeichen. Als solche haben wir es in den Glossaren des 8. und 9. Jahrhunderts.

Allein, das Vulgare ist nicht nur der Dolmetsch des Latein, sondern auch eine Sache für sich. Es ist, zunächst als gesprochene und noch nicht geschriebene Sprache, der Ausdruck eines lebendigen Volksstammes. Es hat seine Dichtung, seine Sagen, seine Lieder, kurz seine natürliche Kunst, von der es nicht zu trennen ist. Es hat neben der sekundären, praktischen und allgemeinen Aufgabe bereits vorhandene, gegebene Inhalte in Umlauf zu bringen, zu analysieren, flüssig zu machen und mitzuteilen, eine eigene,

primäre und besondere Bestimmung: nämlich Kunst, Monument und unveräußerliche Eigenart seines Volkes zu sein.

Den Namen einer nationalen Schriftsprache verdient nur diejenige, die in gleicher Weise beiden Bestimmungen gerecht wird und in straffer Einheit das praktische Ideal der Verständlichkeit oder Mitteilsamkeit mit dem theoretischen der monumentalen Eigenartigkeit vereinigt. Versuchen wir, in kurzen Strichen den Weg, auf dem die französische Schriftsprache dieses Ziel erreicht hat, zu verfolgen.

B. Überblick über die französische Sprachentwicklung.

Höchst auffallend und für die französische Geistesart bezeichnend ist der regelmäßige, fast haarscharfe Parallelismus zwischen der politischen, literarischen und sprachlichen Entwicklung des Landes.

Das 9., 10. und teilweise noch das 11. Jahrhundert, in der Politik die Zeit der Zerbröckelung des fränkischen Reiches und der Entstehung partikularistischer und individualistischer Mächte, die Zeit der Vermischung keltischer Traditionen und römischer Gesetze und Sitten mit fränkischen Gebräuchen und Gewalten[1], darf in der Sprachgeschichte ungefähr als diejenige Periode gelten, in der aus der gallo-romanischen Spracheinheit, vielleicht unter dem Druck germanischer Einflüsse, die nordfranzösischen Sonderdialekte hervorgehen.

Das Ende des 11. Jahrhunderts, das 12. und die erste Hälfte des 13. haben in der Politik die Ausbildung und Festigung des Feudalsystems mit dem Königtum an der Spitze gezeitigt, haben in der Literatur die Blüte der nationalen und weiterhin der höfischen Dichtung gebracht

[1] Vgl. Jacques Flach, Les Origines de l'ancienne France, insbes. Bd. I. Paris 1884.

und haben in der Sprachgeschichte den Ringkampf der einzelnen Dialekte untereinander im Sinne des literarischen Primates der franzischen Mundart, der Mundart des königlichen Stammlandes entschieden.

Der mittelfranzösische Zeitraum (ca. 1270—1498) bedeutet die Auflösung des feudalistischen Systemes, die Gefährdung der nationalen Einheit, die Verschärfung der ständischen Gegensätze, die Vorbereitung des Absolutismus. Dementsprechend Zerfall der Dichtung in Künstelei und Naturalismus und völlige Desorganisation der Schriftsprache.

Nach den stürmischen Zeiten der Reformation und der Renaissance haben wir schließlich seit der Mitte des 17. Jahrhunderts wiederum ein Zeitalter, wo der klassischen Ordnung des Absolutismus eine klassisch geregelte Dichtung und eine akademisch gefestigte Schriftsprache zur Seite stehen.

Ob auch weiterhin dieser dreifache, politisch-literarisch-linguistische Parallelismus sich bestätigt, wage ich nicht zu entscheiden. Treten doch selbst in den eben überblickten Zeiträumen die Abweichungen und Unstimmigkeiten, je näher man zusieht, desto deutlicher zutage.

Die allgemeine Tatsache aber, nämlich daß die Geschicke der französischen Sprache während eines Zeitraumes von beinahe tausend Jahren in entscheidender Weise durch praktische, insbesondere soziale und politische Faktoren bestimmt werden, dürfte auch einer näheren Prüfung standhalten.

C. Das Altfranzösische.

I. Die Dialekte.

Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, wie die sprachliche Gliederung Frankreichs in verschiedene Dialekte zustande kam. Wahrscheinlich wird es der Forschung nie-

mals gelingen, von diesen vorliterarischen Vorgängen, die man sich kaum verwickelt genug denken kann, ein sachgemäßes Bild zu gewinnen[1]. Die Dialekte sind für uns der gegebene Stoff, aus dem, etwa in der Zeit von 1050 bis 1250, die nordfranzösische Schriftsprache sich herausbildet. Den Grundstock hat offenbar die Mundart von Ile-de-France geliefert. Doch haben in weitem Umkreis fast sämtliche benachbarten Dialektgruppen an der Gestaltung der Schriftsprache mitgearbeitet. Ja, einige von ihnen haben so starke Anläufe zur Erzeugung eines eigenen Schrifttums gemacht, daß man sich die Entstehung der nordfranzösischen Koiné beinahe als eine Art Ringkampf oder Wettlauf um den Preis der literarischen Herrschaft veranschaulichen darf.

a) Das Normannische.

Der mächtigste Konkurrent des Franzischen und zugleich ein ergiebiger Mitarbeiter an der Koiné ist die normannische Dialektgruppe gewesen. Lange vor dem Franzischen hat sie ihre eigene Schriftsprache und Literatur erzeugt. Schon 24 Jahre vor der Eroberung Englands (1042) ist sie über den Kanal gedrungen; bis zum Regierungsantritt Heinrichs III. (1216) hat sie ziemlich rein am englischen Hofe geherrscht. Erst in der Folgezeit hat sie mit andern Dialekten sich untermischt, und aus dem Anglonormannischen ist das Anglofranzösische und schließlich ein völliges Durcheinander entstanden[2].

So staunenswert rasch wie mit der Blüte ist es mit dem Verfall der normannischen Kultur gegangen. Ein zusammengewürfeltes Volk von Seeräubern, Sachsen, Dänen,

---

[1] Vgl. H. Morf im Bulletin de dialectologie romane I., sowie: „Zur sprachl. Gliederung Frankreichs“ in den Abhandlungen der K. Preuß. Akad. d. Wiss., Berlin 1911. Über die franz. Dialekte im allgemeinen, D. Behrens, Bibliographie des patois gallo-romans, 2. Aufl., Berlin 1893.

[2] Vgl. L. E. Menger, The anglonorman Dialect, New York 1904.

Norwegern, suchten sie seit dem 4. bis zum 11. Jahrhundert die Nordküste Frankreichs heim. Wie sie das Meer verließen und, den Flußläufen folgend, in das Innere des Landes kamen, begegneten sie einer völlig neuen Welt. Die Flüsse sind tief eingeschnitten, von der Hochebene durch schroffe Abhänge getrennt. Oben aber wohnte, dem Wasser abgewandt und streng konservativ, eine Ackerbau treibende romanische Bevölkerung[1]. So geschah es, daß die Eindringlinge, sofern sie nicht am Strand und auf den Inseln blieben, ihre heimische Sprache, Religion und alle Überlieferungen verloren. Davon geben die Ortsnamen der Normandie, die dem Meere zu germanisch, dem Lande zu romanisch sind, noch heute ein anschauliches Bild. Die Normandie bildete unter dem Episkopat von Rouen eine alte kirchliche Einheit, die sich fast haarscharf mit dem zweiten Verwaltungsbezirk der einstigen römischen Provinz von Lyon deckte[2]. Dazu kommt, daß von Rouen eine Römerstraße nach Chartres und Orléans führte, eine Straße, auf der vom Süden her, aus dem Becken der Loire, der romanische Einfluß unmittelbar und mächtig hereinfluten konnte. Was Wunder, daß die nordischen Seefahrer, sobald sie sich auf dem Hochland ansiedelten und mit einheimischen Frauen sich vermählten, in der zweiten und dritten Generation schon Christen und Franzosen wurden und dem romanischen Wesen viel rascher und gründlicher erlagen als die Franken, denen im Seine-Becken eine weniger geschlossene geographische und administrative Einheit entgegenstand. Darum ergriffen sie auch an der römischen Gedankenwelt am lebhaftesten und feurigsten die universalistische, kosmopolitische, katholische

---

[1] Vgl. P. Vidal de la Blache, Tableau de la géogr. de la France, Band I, 1 der Histoire de Fr. von E. Lavisse, Paris 1903, S. 176.

[2] Vgl. Desnoyers, Topographie ecclés. d. la France im Annuaire de la soc. de l'hist. de France, Paris 1853, 17. Bd., S. 153 u. Aug. Longnon, Atlas historique d. l. France, Paris 1895, Pl. II und die Nebenkarten Pl. III und IX.

Seite und stellten ihren unruhigen, kriegerischen Trieb in den Dienst des Papsttums. Von allem nationalen Boden abgelöst, wurden sie die ersten fahrenden Ritter der christlichen Weltreligion. Ihre Eroberungszüge nach Süditalien sowohl wie nach England wurden im Dienste des Christentums unternommen und dürfen als die ersten Kreuzzüge gelten[1]. Ihre Literatur ist zunächst lateinisch und bleibt, auch nachdem der romanische Landesdialekt, das Normannische, zur Würde des Schrifttums erhoben wird, noch ganz und gar im Banne kirchlicher Gelehrtheit und Lehrhaftigkeit. Heiligenleben, Tierbücher, Kalender, Chroniken und rechtswissenschaftliche Traktate werden in nüchterne, praktische Formen, die an den Stil des Memorierverses erinnern, zusammengereimt[2]. Wahre Dichtung gedeiht höchstens an einem religiösen Gegenstand, wie es das Leben des heiligen Alexius ist. Fast alles aber, was sonst noch die normannische und anglonormannische Literatur an phantastischen und dichterischen Stoffen

---

[1] Vgl. B. ten Brink, Gesch. d. englischen Literatur, Berlin 1877, I, S. 149ff.

[2] „Il est probable qu'avant même la conquête de l'Angleterre ils avaient commencé à se raconter leur histoire en vers: cette forme leur plaisait, parce qu'elle aidait la mémoire, mais il n'y attachaient nullement l'idée d'un style ou d'un sujet poétique; il est certes caractéristique pour leur esprit de trouver, plus tard il est vrai, au XIII[e] siècle, parmi les monuments les plus importants de la littérature normande, une double traduction en vers, l'une de la Coutume de Normandie, l'autre des Institutes de Justinien. Voilà bien la poésie du »pays de sapience!« Il faut noter ce caractère positif et quelque peu sec qui se mêle à toutes les productions littéraires des Normands, comme la tendance pratique la plus nette se mêle aux expéditions les plus hardies de ces »coureurs héroiques d'aventures profitables« (Taine). Nous verrons leur littérature, implantée en Angleterre, y manifester ce caractère didactique qui s'y marque dès l'origine, et qui ne contribue pas à la rendre attrayante pour la postérité. Nous y retrouverons aussi la dévotion dont nous avons parlé.“ G. Paris, L'esprit normand en Angleterre, in La poésie du moyen âge II, Paris 1895, S. 66f.

und Motiven aufzuweisen hat, ist fremdes Gut, sei es lateinische, sei es keltische, provenzalische oder ostfranzösische Anleihe[1]. Kurzum, es fehlt der volkstümliche Trieb, es ist kein eigener dichterischer Erdboden da, auf dem ein künstlerisches Sprachdenkmal sich hätte erheben und ein monumentaler Charakter der Schriftsprache sich hätte ausbilden können. Die feinsten Werke dieser Literatur sind gar nicht in der Normandie, sondern in England gearbeitet worden und haben lediglich in den höchsten Gesellschaftsschichten, am Hof der Könige, Aufmerksamkeit gefunden.

Immerhin war die politische Union zwischen England und der Normandie (1066—1204) ein so mächtiger Faktor, daß die Schriftsprache des Doppelreiches sich in der Verwaltung, in der Rechtsprechung, im englischen Parlament bis in das 15. Jahrhundert hat behaupten können[2].

Freilich hat sie dieses papierene Leben im Zustande der größten grammatischen Unordnung und Willkür fristen müssen. Auch zu dieser Seite des Verfalles liegen die Keime weit zurück. Schon in den ältesten anglonormannischen Texten hat man, zunächst im Reim, die Zerrüttung des Zweikasussystemes konstatiert[3], die Vermischung der Adjektiva einer Endung mit denjenigen zweier Endungen, ferner eine Reihe metrischer Nachlässigkeiten, die zum Teil auf der im Westen schon frühe beginnenden Verstummung des tonlosen e beruhen dürften. Es scheint, daß der für die mittelfranzösische Periode charakteristische Verfall der alten flexivischen Ordnungen zum großen Teil im Anglonormannischen begonnen hat.

---

[1] Wenn die Chançun de Guillelme wirklich in der Normandie entstanden ist, so weist sie doch, wie Suchier gezeigt hat, nach der östlichen Grenze dieses Dialektes.

[2] Näheres bei Behrens in Pauls Grundriß der german. Philol. I, S. 806.

[3] Vgl. Vising, Etude s. l. dial. anglo-norm. du XII s. Upsala 1882, S. 6.

Daran mag zum Teil die mangelhafte Sprachkenntnis der in England lebenden Schriftsteller schuld sein; zum andern Teile aber handelt es sich wohl um eine den westlichen und südwestlichen Dialekten Frankreichs eigene flexivische Unsicherheit. Im Nordosten hat sich das Zweikasussystem zu einer Zeit, da es im Westen und Südwesten schon lange zerfallen war, noch ziemlich reinlich erhalten. Andererseits erweist sich der Westen in lautgeschichtlicher Hinsicht wesentlich konservativer als der Osten und die Ile-de-France. Insbesondere sind es die velar gefärbten Diphtonge (oi, ou, ue, und ai), vor denen das Normannische sich hütet, während der Osten sie bevorzugt.

Es liegt nahe, sich angesichts dieser Erscheinungen eine Frage vorzulegen, die eine eingehendere Untersuchung sehr wohl verdiente. Im Osten, d. h. in Lothringen, Champagne, Pikardie und Burgund ist der Landbewohner wesentlich *villageois*; im Westen und Südwesten ist er wesentlich *paysan*, d. h. er lebt nicht in Dörfern und Städten (village und bourg), sondern zerstreut in Farmen und Höfen (fermes und hameaux). Dementsprechend fehlt es dem Westen auch an bedeutenden Städten. Die Menschen wohnen hier, auch bei zahlreicher Bevölkerung, vereinzelt. Sie sehen und sprechen sich meist nur an besonderen und seltenen Tagen, in der Kirche oder auf dem Markt. Bei der Volkszählung des Jahres 1891 hat man das Verhältnis der Bevölkerungsverteilung in Frankreich statistisch aufgenommen[1]. Das Bild, das sich dabei ergeben hat, dürfte im wesentlichen auch für die Vergangenheit gelten. Denn bekanntlich hängt die Dichtigkeit resp. Zerstreutheit der Siedelung in erster Linie von den Wasserverhältnissen ab. Dort, wo man, um auf Trinkwasser zu kommen, tiefe Brunnen zu graben hat, pflegt Agglomeration zu entstehen. Dort, wo das Wasser leicht zu haben ist, empfiehlt sich zerstreute Sie-

---

[1] Vgl. Vidal de la Blache, a. a. O., S. 312, sowie die Einleitung von E. Reclus zu Joanne, Dictionnaire géogr. et administratif de la France, Paris 1905, S. LIXff.

delung. — Je öfter nun die Menschen zum sprachlichen Austausch in große Gruppen zusammengeführt werden, desto besser, sollte man denken, wird das, was wir den praktischen und dokumentarischen Charakter der Sprache genannt haben, sich festigen. Da nun der ganze Westen mit seinem südwestlichen Hinterland dieses Vorteiles beraubt war, so versteht man wohl, daß das Normannische, das durch politische Verhältnisse im 11., 12. und 13. Jahrhundert eher nach Anjou, Maine und Touraine als nach dem Osten hin zu gravitieren gezwungen war[1], zur Ausbildung einer grammatisch einheitlichen Schriftsprache die praktischen Vorbedingungen nicht besessen hat. — Kurz, der dokumentarische sowohl wie der monumentale Charakter der westlichen Dialektgruppe war schwächlich angelegt von Anfang an.

b) Die Mundarten des Zentrums.

Noch ungünstiger war die südlich der Ile-de-France gelegene Dialektgruppe gestellt. Orléans hat schon Hugo Capet an sich gebracht, und es ist sprachlich mit dem französischen Stammland verschmolzen. Wenn sich am Ende des 13. Jahrhunderts noch Jean de Meun entschuldigt, daß seine Sprache nicht so gewandt und fein sei wie die von Paris, so kann er dabei höchstens stilistische, keine grammatischen Unterschiede mehr im Auge haben. — Die sogenannte Brenne und die Sologne waren arme, unwirtliche Gegenden. Berry, das bereits unter Philipp I. seine politische Selbständigkeit verlor, war nach Norden hin vom Loirebecken durch Wälder abgeschnitten. Daher trieben hier ungestörter und wilder als sonstwo herrenlose Kriegsbanden und Straßenräuber, die berüchtigten *routiers* des Mittelalters ihr Unwesen. In wirtschaftlicher Verbindung stand Berry seit alter Zeit mit dem burgundischen

---

[1] Auf südwestliche Einschläge im Anglonormannischen hat Mildred K. Pope, Etude sur la langue de frère Angier, Pariser These 1903, aufmerksam gemacht.

Osten und dem aquitanischen Westen. Dementsprechend fließen in dem mittelalterlichen Dialekt des Landes westliche mit östlichen Sprachwellen zusammen[1].

c) Das Pikardisch-Wallonische.

Wir machen einen Sprung und gehen zu der nordöstlichen, pikardisch-wallonischen Dialektgruppe über. Diese ist, nächst der westlichen Gruppe, die stärkste Rivalin des Franzischen geworden. Die Pikardie ist in der Hauptsache eine sehr fruchtbare Ebene mit Lehmboden. Die Bevölkerung sammelt sich in *villages*, *bourgs* und *villes*; denn das Trinkwasser muß durch Brunnen, die bis zu 80 m in die Tiefe gehen, beschafft werden. Vereinzelte Häuser sind sehr selten. Die Ebene dehnt sich zwischen Meer und Ardennen und war von jeher eine kriegerische Einfallspforte und eine Grundlage friedlichen Verkehrs. Schnurgerade lief eine Römerstraße von Vermand nach Bavay und weiterhin nach Köln, „eine Via Appia des Nordens".

„Cette ligne maîtresse était donc en réalité une voie naturelle. Jalonnée, en Belgique comme en France, de restes de la civilisation galloromaine, elle a cimenté entre les pays wallon et picard un rapport déjà préparé par l'analogie du sol et qu'à défaut de lien politique la ressemblance des dialectes met encore en lumière. A ce pivot de communications venaient aboutir les routes de l'Ile-de-France en Flandre[2]."

Dieser geographischen und völkischen Einheit des pikardisch-wallonischen Gebietes[3] aber steht seit der

---

[1] Wie man sich leicht durch einen Blick auf die von Behrens (Schwan-Behrens 9. Aufl., S. 290ff.) ausgewählten Urkunden überzeugen kann. Vgl. auch Ant. Vacher, le Berry, Pariser These 1908.

[2] Vidal de la Blache, a. a. O., S. 95f.

[3] Als Sonderdialekt kommt für uns das Wallonische mit seiner spärlichen, fast nur kirchlichen Literatur dem Pikardischen gegenüber nicht in Betracht.

Römerzeit bis auf den heutigen Tag eine unruhige, bewegliche, administrative und politische Geteiltheit entgegen. Der römische Verwaltungsbezirk der Provincia belgica secunda (Metropolis Reims) stieß hier mit dem der Provincia germanica secunda (Metropolis Köln) zusammen. Im Jahre 497 wurde vom Erzbistum Reims, dessen Grenzen sich mit der Provincia belgica secunda deckten, ein neues Bistum: Laon abgegliedert. Etwa um dieselbe Zeit wurde das Bistum Arras mit dem von Cambrai vereinigt. In politischer Hinsicht gehen die Dinge noch wilder durcheinander. Die Landschaften Beauvais, Amiens, Laon und Soissons gehörten zum ältesten Bestande des Herzogtums Franzien. Soissons, Noyon, Laon waren die ersten Residenzen der Merovinger und Karolinger. Das benachbarte Artois mit Arras aber ist erst im Nymweger Frieden wieder an Frankreich gekommen. Die Grafschaft Flandern, deren Hauptstadt im 11. Jahrhundert das romanisierte Lille war, unterstand als Lehen bald dem französischen König, bald dem deutschen Kaiser. Das ganze Mittelalter hindurch kreuzten und bekämpften sich auf pikardischem Boden bischöfliche mit weltlichen, deutsche mit romanischen, lothringische und flandrische mit franzischen und champagnischen Lehensmächten. Von diesem Streit der herrschenden Protektoren hat die Freiheit des städtischen Bürgertums gelebt. Im Schutze zahlreicher Abteien oder bischöflicher Oberhoheit wächst die Handel und Gewerbe treibende Bevölkerung empor, und bald ist von dem trotzigen Rittergeist des 11. Jahrhunderts nichts mehr zu merken. In jeder Beziehung scheint das pikardisch-wallonische Land der Entwicklung des übrigen Frankreich vorangeeilt zu sein. Hier ist im Kampf gegen deutsches Wesen das romanische Nationalgefühl zuerst erstarkt. Hier hat die religiöse Begeisterung schon mehrere Jahrzehnte vor 1096 zu wiederholten Kreuzzügen und abenteuerlichen Fahrten gegen den Islam geführt (besonders unter dem Grafen Robert dem Friesen von Flandern). Hier ist endlich das Städtewesen mit bürgerlichem und demokratischem Geiste zuerst als

eine neue Triebkraft in die französische Geschichte eingetreten.

Dementsprechend zeigt die Literatur der pikardisch-wallonischen Lande eine Fülle und Lebendigkeit des nationalen und volkstümlichen Wesens, die gegen den aristokratischen, kirchlichen, lehrhaften und höfischen Grundzug der anglonormannischen Dichtungen merkwürdig abstechen. Um den starken Anteil, den die Pikardie am französischen Nationalepos genommen hat, zu ersehen, genügt ein Blick auf die Karte des Straßennetzes, die Wilhelm Wilke (Die französischen Verkehrsstraßen nach den Chansons de geste, Halle 1910) entworfen hat. Gerade in den nordöstlich der Ile-de-France gelegenen Teilen ist das Netz am dichtesten. Es sind nicht nur die höchsten, sondern zum großen Teil auch die ältesten dichterischen Werke, die nach der pikardisch-wallonischen Gegend weisen. In der Sprachentwicklung macht der Pikardismus bis tief ins 13. Jahrhundert hinein der franzischen Schriftsprache den Vorrang streitig.

Wenn trotzdem die pikardisch-wallonische Dialektgruppe dem Franzischen schließlich den Vortritt hat lassen müssen, so glaube ich, einen Hauptgrund dafür im Mangel eines bedeutenden Fürstenhofes sehen zu dürfen. Sämtliche mittelalterlichen Schriftsprachen waren wesentlich Hofsprachen. Der Untergang der provenzalischen Schriftsprache hängt entschieden mit der Demokratisierung des südfranzösischen Adels zusammen. Die Wichtigkeit einer scharf abgegrenzten Aristokratie für das Zustandekommen einer Schriftsprache müßte, um über allen Zweifel erhaben zu sein, freilich erst an einer Reihe mittelalterlicher Schriftsprachen besonders untersucht werden[1]. — Von den pikardisch-wallonischen Städten aber hat es keine einzige zu einem wirklich bedeutenden höfischen Leben gebracht. Einen Grafen von Arras gibt es erst seit 1239. Die geistlichen und die weltlichen Hofhaltungen saßen zu nahe neben-

---

[1] Einstweilen verweise ich auf das freilich ziemlich dilettantische Buch von Raoul de La Grasserie, Des parlers des différentes classes sociales, Paris 1909.

einander und scheinen sich gegenseitig beengt zu haben. Wohl wissen wir von vielen kleinen, insbesondere flandrischen Fürstenhöfen, an denen französische Dichtung gepflegt wurde. Da waren z. B. in der Nähe von Calais die Höfe von Guines und Ardres. Am Hofe des Grafen Philipp von Flandern hat Christian von Troyes gastliche Aufnahme gefunden. Im Hennegau war der Graf Balduin IV. († 1176) ein bedeutender Mäzen, und vom 13. Jahrhundert ab blühen höfisches Wesen und galante Dichtung sogar in Brabant. Aber die Sänger, die an diesen Höfen verkehrten, Gautier d'Arras, Huon d'Oisy, Conon de Bethune, Chrétien de Troyes u. a. sind gerade die ersten, die sich ihrer Mundart schämen, und franzisch zu schreiben und zu sprechen trachten. Die höfische Dichtung ist eben in Nordfrankreich als eine Nachahmung ausländischen Wesens aufgetreten und konnte darum der Sache der einheimischen Mundarten nur schaden. Auch lagen die genannten nordöstlichen Höfe in keinem rein romanischen Sprachgebiete mehr, und schon deshalb war die Fühlung mit der Mundart des Landes nicht mehr möglich oder wenigstens für eine wesentlich aristokratische Dichtung nicht mehr angemessen.

Um so rascher und leichter trat eine wesentlich demokratische Gesellschaftsordnung in den Vordergrund und bestimmte das dichterische Schaffen. Aucassin und Nicolette ist das schlagende Beispiel einer nicht mehr nationalen und fast schon bis zur humanistischen, idyllischen und individualistischen Lebensauffassung gediehenen Epik. Die volkstümlichsten und zugleich bürgerlichsten Dichtungsarten der altfranzösischen Literatur, das Tierepos und der Fabliau, sind hier zu Hause. Auch die höfische Lyrik ist nirgends so rasch und so gründlich ins Bürgerliche und Meistersingerliche heruntergezogen und mit einem spöttischen, rohen, kleinlichen, zynischen, nichts weniger als ritterlichen Geiste durchsetzt worden wie in Arras und den umliegenden Städten.

Nun hat aber der Bourgeois, sobald er zur Geltung kommt, von jeher den Edelmann und Hofmann in allen

äußeren Formen nachzuahmen gesucht[1]. Daher bemühen sich die pikardischen Schriftsteller schon frühe, dem Typus der franzischen und champagnischen Hofsprachen nahe zu kommen. Nach dem westlichen (normannischen) Sprachtypus haben meines Wissens in literarischer Zeit die Pikarden niemals hingeneigt. Die Bresle bildete eine scharfe Sprachgrenze, und jenseits war kein höfisches Leben. Diejenigen phonetischen Erscheinungen, die das Pikardische mit dem Normannischen gemeinsam hat, reichen fast alle in vorliterarische Zeit zurück und geben keinerlei Anhaltspunkt für ein etwaiges Vordringen normannischer Sprachwellen nach dem Nordosten. Das Zurückweichen des Pikardischen vor dem Franzischen aber, ein Prozeß, der heute noch fortdauert, hat schon im 12. Jahrhundert begonnen[2]. Das hat wohl auch darin seinen Grund, daß die an der flandrischen Grenze herrschenden Mundarten durch germanische Einflüsse stark beeinträchtigt, in eine linguistisch extreme, geradezu unromanische Stellung gedrängt worden sind und zur Ausbreitung nach Franzien ungeeignet wurden. Das vlämische Sprachgebiet ragte im Mittelalter viel weiter als heute in den romanischen Westen hinein. Wenn auch in den Städten das Romanische vorherrschte, so war doch das Land fast im ganzen Artois und in einem beträchtlichen Teil der Pikardie, fast bis an die Tore von Amiens und Abbeville, von vlämischen Bauern bewohnt. Sogar in seiner Lautgestalt war der romanische Charakter der nordöstlichen Mundarten gefährdet[3]. Z. B. das germanische *w*, das in sämtlichen romanischen Sprachen als *gu* resp. *g* erscheint, ist im Altwallonischen, ähnlich wie im Lothringischen, als *w* erhalten: *gardez* = *wardes*. Ja,

---

[1] Mit hervorragendem Scharfsinn und Tiefblick ist diese Beobachtung am französischen Bourgeois des 18. Jahrhunderts von Georges Sorel, Les illusions du progrès, Paris 1908, verfolgt worden.

[2] Womit natürlich der Einfluß des Pikardischen auf das Franzische nicht geleugnet, sondern implicite zugegeben ist.

[3] E. Reclus, Nouvelle Géogr. univ. II. Paris 1877, S. 782.

dieses germanische *w* ist hier sogar expansionsfähig und verdrängt zuweilen das romanische *v: tardiwe*, *weille* usw. — Formen, wie *saverà*, *prenderà* mit eingeschobenem *ĕ*, Artikulationen, wie *samler* und *tremler* für *sembler* und *trembler*, *enterres* für *entrerez* können sehr wohl auf Neigung zu germanischer anstatt romanischer Silbentrennung zurückgeführt werden. Auch die weitgehende Erhaltung fallender Diphthonge dürfte auf germanische Akzentuierungsgewohnheiten hinweisen.

Ähnlich wie die äußere und innere Politik der Feudalherren der östlichen Grenze bald gegen Frankreich, bald gegen Deutschland sich kehrte, ist auch in der Sprachentwicklung der peripherischen Länderstriche ein Hin und Her von germanischen und romanischen Tendenzen zu beobachten. Sie sind die *frontière vivante*, aber nicht der Kern, und schon darum nicht dazu berufen, den Keim der nationalen Schriftsprache zu tragen.

d) Das Lothringische.

Dieselbe Beobachtung gilt in der Hauptsache für die lothringische Dialektgruppe. — Der Name Lothringen hat lange zwischen den Niederlanden und den Vogesen hin und her geschwankt, bis er sich schließlich längs der Mosel festgelegt hat. Dieses Moselland war von altersher fast ganz mit Wäldern umschlossen. Nach Osten hin die Vogesen, im Norden ein Ring von Wäldern, der bei Trier das linke Moselufer umfaßt; im Nordosten Hunsrück und Hardt, im Süden und Südwesten die Waldungen des Quellgebietes der Saône. So ist Lothringen eine der isoliertesten Gegenden Frankreichs. Offen ist es nach dem Westen hin gegen das Maasgebiet. Zwischen Nancy und der Hochebene liegen Salzbergwerke, das Saulnois. Die Hochebene, auf der agglomerierte Siedelung vorherrscht, ist in ihrer ganzen Ausdehnung dem Ackerbau gewidmet. Mitten durch ihre wirtschaftliche und geographische Einheit hin läuft die deutsch-französische Grenze. Seit der Karolingerzeit bis

1870 ist das Land ein Zankapfel gewesen. In dieser Hinsicht gleicht es dem wallonischen oder niederlothringischen Gebiet. Es ist das Land der Burgen, der Schlösser, der Festungen, der Schlachten. Die fremdartigsten Gegensätze stoßen hier aufeinander. Von der Natur durch Wälder abgeschlossen und dennoch wieder durch seine Salzlager an den Verkehr mit der Champagne und der pikardisch-wallonischen Gegend gebunden, von einer natürlichen Völkerstraße, die etwa von Karlsruhe her über den Rhein und durch die Gebirgsdepression zwischen Hardt und Vogesen hin auf die lothringische Hochebene führt, durchquert, durch den Lauf der Mosel auch nach Norden hin dem germanischen Einfluß geöffnet, ist das Land ein Kreuzungspunkt der Verkehrswege und ein geschlossenes Becken zugleich[1]. Wie sehr sich hier die Gegensätze zusammenspitzen, mag man z. B. daraus ersehen, daß der Lauf der Mosel, der nach Germanien weist, die Straße war, auf der das Land von Trier her romanisiert worden ist. Daher es denn mit seinem Dialekt nach der wallonischen, nicht nach der frankoprovenzalischen Gruppe (Lyon) gravitiert. — In politischer Hinsicht beobachtet man dieselbe Vielgestaltigkeit und Zerrissenheit, die sich, wie es scheint, schließlich gar auf den Charakter der Bevölkerung geworfen hat. Ein verleumderisches französisches Sprichwort lautet: Lorrain, traître à son roi et à Dieu même. Das einzige Verharrende in der Flucht der politischen Gebilde sind die kirchlichen Einheiten der Bistümer: Metz, Toul und Verdun.

Der kirchliche Geist ist es denn auch, der, soviel wir sehen, dem lothringischen Schrifttum des Mittelalters sein Gepräge gibt. Hier wurden biblische Psalter, die Dialoge des Papstes Gregor, Predigten und Traktate des hl. Bernhard und gewiß noch viele andere religiöse Texte vulgarisiert[2]. „Wir haben erfahren,“ schreibt im Jahre 1119 der

---

[1] Ich folge auch hier in der Hauptsache der Charakteristik bei Vidal de la Blache.

[2] Vgl. H. Urtel, Lothringen in der Revue de dialectologie romane, 1910, S. 131 ff.

Papst Innozenz III. an die Diözese von Metz, „daß viele Laien und Frauen, um die heilige Schrift kennen zu lernen, sich die Evangelien, die Briefe des Apostels Paulus, die Psalmen, den Hiob und mehrere andere Bücher ins Französische haben übersetzen lassen. Leider sind sie in ihrem Eifer nicht immer gut beraten gewesen. In geheimen Versammlungen erlauben sich Laien und Frauen, über diese Bücher zu disputieren und sich Predigten zu halten. Auch verachten sie den Umgang derjenigen, die an diesen Versammlungen nicht teilnehmen[1]." — Der Lothringer Epenzyklus, der uns freilich nicht im Dialekt des Landes überliefert ist[2], darf uns doch wohl als idealer Spiegel der wilden feudalen Fehden und Leidenschaften des lothringischen Wesens gelten. Der religiös-nationale Charakter der altfranzösischen Chansons de geste hat sich hier völlig aufgelöst in persönliches Hassen und Lieben einerseits und in ethisch-religiöse Stimmungen andererseits. Der schroffe Individualismus, der dabei zutage tritt, ist mit einem merkwürdigen Rechtsgefühl und mit einer ebenso merkwürdigen Nüchternheit und Sachlichkeit der Beobachtung und Darstellung gepaart. Mit einer Art dumpfer Ergebenheit und fatalistischer Müdigkeit verrichten die Helden ihre blutige Arbeit und lassen sich schlachten, wenn ihre Zeit gekommen ist.

Ebenso rätselhaft und in weit auseinanderlaufende Richtungen zerteilt erscheint uns die Mundart. Zunächst stellt sie sich als eine Steigerung des Wallonischen dar. Die germanischen Einflüsse sind hier noch stärker, die Neigungen zur Diphthongierung noch ausgeprägter. Erschlaffungen und velare Färbungen im Vokalismus wechseln mit Palatalisierungen, das ganze Sprachsystem bietet einen zwitterhaften Anblick[3].

---

[1] Zitiert nach G. Paris, la poésie du m. â. II, Paris 1895, S. 21.

[2] Mit Ausnahme einer späten Prosaredaktion.

[3] Vgl. die kurze Übersicht bei Brunot, Histoire de la langue fr., I. Bd., Paris 1905, S. 310ff. u. bes. 314ff.

Dementsprechend ist denn auch der Beitrag, den das Lothringische zur Ausbildung der französischen Schriftsprache geliefert hat, im Vergleich mit dem Normannischen und Pikardischen ein verschwindend geringer.

e) Das Burgundische.

Indem wir zu der Dialektgruppe von Bourgogne und Franche Comté übergehen, nähern wir uns, sprachlich, wieder ein gut Stück dem Franzischen.

Ein Blick auf die Karte genügt, um die hervorragend wichtige strategische und wirtschaftliche Lage der Bourgogne (rechts der Saône) und Franche Comté (links der Saône) anschaulich zu machen. Den Doubs hinauf gelangt man ins obere Rheintal, die Saône hinunter ins Rhônetal, von Châlons östlich durch den Canal du centre ins Tal der Loire; von der Höhe von Langres aus, nordwestlich die Seine hinunter, nördlich die Maas hinunter, nordöstlich die Mosel hinunter. So liegt hier der Schlüssel für Süd und Nord, für Ost und West.

„Ainsi s'ouvre en directions différentes, largement associée à ce qui l'entoure, la Bourgogne. La Méditerrannée et les Pays bas, les pays rhénans et la France du Nord y ont mêlé leurs influences de civilisation et d'art. Les monastères bourguignons, Cluny et Cîteaux, pépinières de fondations lointaines, centres d'organisation et de gouvernement, furent de vraies capitales de la Chrétienté. La rivière n'a créé sur ses bords que des villes de batellerie et d'entrepôt; c'est surtout au pied des montagnes que se sont, de part et d'autre, fixés les sièges d'influence politique.

Il en est résulté un dualisme qui date de loin: il se montre dans la domination rivale des Edues et Séquanes, qui se disputaient les péages de la Saône, puis dans la juxtaposition des diocèses ecclésiastiques de Langres et de Besançon, dans celle enfin de la France et de l'Empire.

Trop envahie par les forêts et par les eaux, la vallée n'a pas l'ampleur et la force nécessaires pour fixer un centre

de gravité politique. Il manqua toujours à la Bourgogne une base territoriale en rapport avec l'étendue des relations qui s'y croisent. La position est propre à inspirer des tentations illimitées d'accroissement et de grandeur; on s'explique le rêve de Charles le Téméraire. Mais il y a dans la structure géographique un principe de faiblesse interne pour les dominations qui essayèrent d'y prendre leur point d'appui[1]."

Der Gegensatz zwischen weltverneinendem Christentum (Mönchtum) und imperialistischen Weltherrschaftsgelüsten kennzeichnet in der Tat die mittelalterliche Bourgogne, wie er ja auch das Leben und Wirken ihres größten Sohnes, des hl. Bernhard von Clairvaux, beherrscht hat. Was Wunder, daß in einem solchen Lande die Mundart überhaupt nicht zur Würde einer literarischen Schriftsprache gediehen ist. Hier herrschte die Weltsprache, das Latein, fast unumschränkt. Als die Bourgogne in der zweiten Hälfte des 14. und in der ersten des 15. Jahrhunderts die Führung der französischen Literatur übernahm, da entstand eine höfische Kunstschule von Allegoristen, Rhétori-

---

[1] Vidal de la Blache, a. a. O., S. 245f. Bekanntlich ist das mittelalterliche Königreich keineswegs identisch mit der Landschaft Bourgogne. Das Königreich (genannt das arelatische) wurde 879 gegründet und zerbröckelte im Lauf des 13. u. 14. Jahrhunderts. Ed. Böhmer hat darauf hingewiesen, daß es seiner Ausdehnung nach mit der frankoprovenzalischen Dialektgruppe zusammenfalle. Suchier hat sich dieser Ansicht angeschlossen. Morf (Bulletin de la Rev. d. dialectolog. rom. I) hat sie als unhaltbar erswiesen und hat gezeigt, daß die frankoprovenzalische Dialektgruppe durch die Bistümer Lyon und Vienne bestimmt ist und daß das arelatische Königreich viel zu kurz gedauert hat und eine viel zu lockere Einheit war, um eine sprachliche Gruppe zu bedingen. Das Frankoprovenzalische, das in seinem Vokalismus sich als vorwiegend provenzalisch, im Konsonantismus als vorwiegend französisch charakterisiert, kommt als Konkurrent des Franzischen im Kampf um die Schriftsprache kaum in Betracht. Dasjenige Burgund, das wir ins Auge zu fassen haben, deckt sich ungefähr mit dem um 900 gegründeten Herzogtum Bourgogne.

queurs und Grammatikern, die sich peinlich vor mundartlichen Trübungen hütete und in jeder Hinsicht sich so unvolkstümlich wie möglich gebärdete, deren Vertreter meist keine geborenen Burgunder waren und deren Mittelpunkt in Niederburgund, d. h. in wallonischen und flandrischen Städten lag.

Nur in amtlichen Urkunden und in einer späten Bearbeitung des Girart von Roussillon haben wir mittelalterliches Burgundisch. Dennoch dürfte diese gewaltige Dichtung zum Teil wenigstens in der Bourgogne entstanden sein. Auch sie veranschaulicht uns wieder das Leitmotiv des gesegneten Landes: den Gegensatz und Streit von Eroberungssucht, kriegerischem Trotz und Ritterstolz gegen entsagende christliche Liebe.

Die Mundart gehört zu denjenigen, die sich am schwersten abgrenzen lassen[1]. Sie hängt mit dem Champagnischen einerseits und mit dem Bourbonnais und Nivernais andererseits zusammen, neigt also eher nach dem Westen und Nordwesten als nach Osten und Nordosten. Frankoprovenzalische Sprachwellen scheinen über Franche Comté nur schwach und spärlich eingedrungen zu sein; denn es liegt zwischen den beiden Landschaften eine starke natürliche Grenze, indem das südliche, links vom Doubs gelegene Becken, die sogenannte Bresse, einen wesentlich anderen klimatischen Charakter trägt als das nördliche, der Côte d'Or zugerichtete. Dieses ist warm, trocken, heiter, fruchtbar; jenes feucht, regnerisch, voller Teiche und Sümpfe. — Nach Lothringen hin haben wirtschaftliche und politische Beziehungen kaum bestanden. Die germanischen Einflüsse, die im Lothringischen ihren Höhepunkt erreichen, hören im Burgundischen fast gänzlich auf. Die germanische Einwanderung, die in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts stattgefunden hat, scheint ohne Nachschub

[1] Vgl. E. Philipon, Les parlers du duché de Bourgogne au XIIIe et XIVe siècles. Romania 1910. Bd. 39, S. 476ff. und 41, 541ff.

geblieben zu sein, war wenig zahlreich und wurde rasch aufgesogen. — *h* verstummt schon sehr frühe. *W* erscheint als *gu*. Wo sich an Stelle des lateinischen *v* ein bilabiales *w* bildet, *villa* > *willa*, *wiconté* u. a., liegt offenbar ein späterer, nicht mehr germanisch bedingter Wandel vor. — Charakteristisch für das Burgundische ist, daß es den vokalischen sowohl wie den konsonantischen Auslaut der Worte verhältnismäßig sehr frühe und entschieden vom Inlaut abdifferenziert: *doney* aber *doner*, *curey* aber *curez*, *sain* in antekonsonantischer, aber *saint* in antevokalischer Stellung. Man beobachtet in den satzphonetischen Wandlungen ein fortschrittliches, in den spontanen ein konservatives Verhalten. Dem entspricht einigermaßen die kulturgeschichtliche Tatsache, daß Burgund eine führende Rolle erst im mittelfranzösischen Zeitalter übernommen hat.

f) Das Champagnische.

Die Champagne[1] hat burgundische sowohl wie pikardisch-wallonische Einflüsse an die Ile-de-France vermittelt. In dieser Überleitung der nordöstlichen und südöstlichen Eigenarten nach dem Zentrum liegt, wie mir scheint, ein gut Stück ihrer sprachgeschichtlichen Bedeutung. In einem weiten Halbkreis legt sie sich am Rande des Pariser Beckens hin. Terrassenartig geht es von Ost resp. Südost nach Westen hinunter. Eine Reihe von Flüssen und Bächen,

---

[1] Die Dialektgruppe des *Bourbonnais* kommt für unsere Betrachtung kaum in Frage. Zu einer literarischen Schriftsprache scheint sie es im Mittelalter nicht gebracht zu haben. Wir finden sie nur in Archiv-Urkunden des 13. und 14. Jahrhunderts verwendet. Übrigens neigte diese Gruppe damals stark nach dem Provenzalischen. „Les exemples sporadiques qui montrent en Bourbonnais l'extension septentrionale extrême de phénomènes propres au domaine provençal ou francoprovençal, comme la conservation de *a* et *e* toniques libres, la présence des troisièmes personnes singulier des parfaits faibles en *-iet* etc. reculent assez haut les limites posés à ces faits dans les cartes de Suchier.“ (Géraud Lavergne, le parler bourbonnais aux XIIIe et XIVe siècles Paris 1909. S. 138.)

die strahlenbogenförmig gegen Paris zusammenlaufen, bezeichnen den Abstieg im ganzen Halbkreis: die Yonne, die Cure, der Serein, der Armançon, die Seine, die Ource, die Aube, die Marne, die Aisne und schließlich, ins Nordmeer zielend, die Somme. Je mehr man von Osten, etwa von der Höhe von Langres kommend, nach Westen geht, desto reicher und fruchtbarer wird das anfangs kahle Gelände. Die gesegnetste Gegend der Champagne liegt im Nordwesten bei Châlons und Reims, die ärmste im Südosten, flußaufwärts von Troyes. Das Quellgebiet von Seine und Marne ist eine der verlassensten Landschaften Frankreichs. Folgt man aber der Marne, so hat man bei Vitry und Châlons eine der reichsten. Ähnlich verhält sich der Lauf der oberen Seine. Ein einheitlicher Rhythmus geht durch die Champagne. Der Untergrund des von Ost nach West geneigten Bodens wird durch Kreidefelsen gebildet, die nach Westen hin von einer immer dicker werdenden Humusschicht überlagert sind. Zugleich werden, einem ähnlichen Rhythmus gehorchend, die kleinen Flußläufe, wie sie vom Morvan, vom Plateau de Langres, vom Barrois niederrieseln, immer seltener, bis man in der eigentlichen Champagne nur noch große und weit voneinander entfernte Flußläufe hat. Besonders stark vergrößert sich der Abstand zwischen der Marne und der Aube resp. Seine. Durch diesen Zwischenraum ist die Champagne in zwei kulturgeschichtlich verschiedene Stücke zerteilt worden: die nördliche Champagne mit Châlons und Reims, die südliche mit Sens und Troyes. Durch jene ist Franzien mit der Pikardie und der belgischen Kultur, durch diese mit Burgund in Verbindung gesetzt.

„C'est ainsi que l'espace entre la Marne et l'Aube, fut la marche frontière des Rèmes et des Sénons, comme plus tard des archevêchés de Reims et de Sens. La Champagne du Nord, celle de Reims, comme dit Grégoire de Tours, suit des destinées à part: elle touche à la Picardie, lui ressemble par la forme de ses maisons de culture aux

grandes cours intérieures. Les monuments d'époque préhistorique montrent d'étroits rapports avec la Belgique, presque pas avec la Bourgogne. Ses destinées plus tard sont liées à celles de la grande région picarde. Au contraire le faisceau des rivières méridionales a son centre politique à Troyes; il est en rapport, par les passages de l'Auxois, avec la Bourgogne et le Sud-Est[1]."

Ob und inwieweit der kulturelle Dualismus der Champagne sich in der Sprachgeschichte des Landes spiegelt, ist eines der vielen Probleme, die wir hier nur andeuten, aber nicht lösen können. —

Es war eine günstige Sachlage für Franzien, daß ihm die vorwiegend bürgerliche und demokratische Kultur des Nordostens durch die Vermittlung einer Bischofsstadt wie Reims, und die vorwiegend mönchische Kultur des Südostens durch eine liberale Handelsstadt wie Troyes, in gemäßigtem und abgeklärtem Zustande zugetragen wurde. In Troyes und Umgebung haben nämlich die Grafen der Champagne seit dem 10. bis an das Ende des 13. Jahrhunderts ein verhältnismäßig sehr mildes und segensreiches Regiment geführt. Insbesondere genossen hier die Juden eine Duldung und Freiheit, wie sie ihnen sonst nur in südfranzösischen Städten (Narbonne und Montpellier) zuteil wurde. Die Märkte von Troyes nebst denen von Bar-sur-Aube, Provins und Lagny waren gewohnheitsmäßige Sammelpunkte italienischer, deutscher, flandrischer, artesicher und normannischer Kaufleute, wie man an den Straßennamen dieser Städte zum Teil heute noch sieht.

Auch in politischer Hinsicht ist das Verhältnis der Champagne zu Franzien ein doppeltes. Die Grafen von Troyes gehörten zu den widerspenstigsten und unruhigsten Vasallen der französischen Könige in der Capetingerzeit; die Erzbischöfe von Reims waren ihre stärksten und treue-

---

[1] V. de la Blache, a. a. O., S. 123.

sten Helfer beim Werk der Einigung. In Reims wohnte der kirchliche und unitarische Geist. Hier ist die Wiege des Gallikanismus, die Stätte des *sacre du roi*. In Troyes herrschte ritterliches Wesen, höfisches Leben, Individualismus und eine fast südliche Anmut und Freiheit der Dichtkunst: Chrétien und Thibaut.

So läßt sich denn auch, wenigstens mit annähernder Genauigkeit in dem mittelalterlichen Dialekt der Champagne die südöstliche von der nordöstlichen Einflußsphäre unterscheiden. Nur macht dabei die Abgrenzung des burgundischen Einschlags gegen etwaige lothringische Einflüsse erhebliche Schwierigkeit. Ob z. B. die in der Champagne beobachteten Fälle der Verdumpfung des vortonigen *e* und des hochtonigen *ẹ* in geschlossener Silbe zu *a*, die Fälle der Diphthongierung des freien betonten *a* zu *ei*, die Perfektformen auf *-arent* usw. der burgundischen oder der lothringischen Initiative zu verdanken sind, wird kaum zu entscheiden sein. Will man aber in solchen Fällen neben den vieldeutigen Zeugnissen der Sprachgeschichte auch die Kulturgeschichte zu Worte kommen lassen, so wird man wohl dem burgundischen Einfluß den Vorzug vor dem lothringischen geben dürfen.

Zur Zeit, da am Hof zu Troyes die kunstmäßige Epik und Lyrik blühte, d. h. in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, neigte die champagnische Schriftsprache schon sehr entschieden nach dem Franzischen hin. Die mundartlichen Sonderheiten bei Chrétien sind, dem Franzischen gegenüber, nur wenig hervortretend, bei Thibaut wohl überhaupt nicht mehr vorhanden. Die Champagne hat eben — und darin besteht der zweite und für uns wichtigere Teil ihrer sprachgeschichtlichen Rolle — nicht nur die Einflüsse der Peripherie an das Zentrum vermittelt, sondern ganz besonders auch an der Ausbreitung des Franzischen nach dem Osten mitgearbeitet. Sie hatte ja wohl von Anfang an eine Reihe wesentlicher Eigenarten (ca > cha, ę + i̯ > i, ọ + i̯ > ui, Vermischung von *en* und *an*) mit dem Franzischen gemeinsam, sodaß in vielen Punkten ihre eigene

Richtung auch die des Franzischen war. Durch ihren Handel, durch ihren Hof, durch ihre Abteien und Bistümer hat sie nicht wenig zur Einheit der Kultur beigetragen und hat früher als alle übrigen Landschaften Nordfrankreichs aufgehört, eine literarische Rivalin des Franzischen zu sein. Sie ist eben dadurch dessen erste und mächtigste Bundesgenossin geworden. Geographisch, wirtschaftlich, kirchenpolitisch bildete sie mit Franzien zusammen von jeher eine Einheit. Diesen Kräften gegenüber konnten persönliche und lehensrechtliche Streitereien zwischen König und Graf für die Sprachgeschichte nichts mehr bedeuten. Die zwei wichtigsten Bistümer der Champagne, Reims und Sens, standen in ganz besonders inniger Fühlung mit dem König. Sie waren seit dem 10. und 11. Jahrhundert „les agents directs de la royauté et ses intermédiaires naturels auprès des populations. C'est par le clergé que l'influence capétienne devait se conserver, grandir et pénétrer même dans les pays les plus éloignés du centre d'action de la dynastie. Ce phénomène historique est aussi curieux qu'incontestable. L'ancien système administratif a pu subsister jusqu'à un certain point sur le domaine ecclésiastique. Le roi n'a plus de fonctionnaires, mais il les remplace par le clergé et retrouve ainsi les moyens de gouvernement que la féodalité lui a enlevés. De même qu'il reste le souverain propriétaire des terres d'Eglise, de même les seigneurs ecclésiastiques peuvent être considérés comme les véritables représentants de la monarchie au sein des provinces. L'histoire des premiers Capétiens en donne à chaque instant la preuve[1]."

Man darf wohl behaupten, daß von allen bisher betrachteten und im 11. und 12. Jahrhundert selbständig gebliebenen nordfranzösischen Landschaften die Champagne die erste war, die in eine kulturelle und schriftliche Einheit mit Franzien einging. Von hier aus

---

[1] A. Luchaire, Histoire des institutions monarch. d. l. France sous les premiers Capétiens, Paris 1883, Bd. I, S. 204.

konnte im Laufe des 13. Jahrhunderts nach Süden, Osten und Norden strahlenförmig die franzische Schriftsprache sich ausbreiten.

II. Die Einheit der Schriftsprache.

a) Die Stellung der Ile-de-France.

Wir haben uns den ersten Zeitraum der Entstehungsgeschichte des Schriftfranzösischen als einen Wettlauf oder Selektionskampf der Dialekte zu veranschaulichen versucht. Nachdem wir der Reihe nach die Kräfte und Schwächen, die Anlagen, Hindernisse und Vorteile, die den normannischen, pikardisch-wallonischen, lothringischen, burgundischen und champagnischen Dialektgruppen durch die Natur des Bodens, durch politische Schicksale, durch soziale, wirtschaftliche und kulturelle Sonderverhältnisse gegeben waren, in aller Eile durchmustert haben, müssen wir uns fragen, wie denn nun der Sieger im Sprachenkampfe, die Dialektgruppe der Ile-de-France, gestellt und veranlagt war.

Franzien ist das Kernland des großen Pariser Beckens. Hier laufen alle natürlichen Straßen zusammen. Hierher gelangt man, vom Südwesten kommend, über die Ebene zwischen Massif Armoricain und Massif Central, vom Nordosten kommend, über die Ebene zwischen Meer und Ardennen, vom Osten über die Depression zwischen Ardennen und Vogesen, vom Süden durch die Täler der Rhône, der Saône, der Seine.— Das Kernland Franziens ist im engeren Sinne die Ile-de-France. Es ist die „Insel“, die von fünf Flüssen umgrenzt wird: Marne, Seine, Oise, Thève und Beuvronne[1]. Auf dem günstigsten Fleck dieser

[1] Daher der Name Ile-de-France, der übrigens sehr spät, zum erstenmal im Jahre 1429, auftaucht. Vgl. A. Longnon, L'Ile-de-France, son origine, ses limites, ses gouverneurs in den Mémoires d. la soc. de l'hist. de Paris et de L'Ile-de-France, Bd. I, S. 1ff., Paris 1875.

Insel, zwischen den Mündungen der Marne und der Oise in die Seine, liegt Paris. Und nicht nur durch drei bedeutende Flußläufe, auch durch zwei offene, wegsame Ebenen, durch die des Valois nach dem Nordosten und durch die des Vexin nach dem Nordwesten, war das Kernland mit der Außenwelt verbunden. Im Süden von Paris erstreckt sich nach dem Becken der Loire hin ebenfalls eine Ebene: die Beauce. Doch war im frühen Mittelalter dieser südliche Zugang durch Wälder gesperrt. Daher die Verbindungen der Ile-de-France mit dem Nordwesten und Nordosten als die älteren zu gelten haben. Weitaus die wichtigste und segensreichste aber war die nordöstliche, während die nordwestliche zunächst nur zu feindlichen Zusammenstößen mit den Normannen Gelegenheit gab. — Von den großen Handelsstraßen, die im alten Gallien Flandern und Italien, Nordmeer und Rhonetal verknüpften, lief, soviel wir wissen, noch keine über Paris. Lange Zeit, wohl bis tief in das 13. Jahrhundert hinein, überragten die Märkte der Champagne den Markt von Paris, resp. St. Denis an wirtschaftlicher Bedeutung[1]. In wirtschaftlicher Hinsicht also hat es sehr lange gedauert, bis die Gunst der natürlichen Lage des Landes zu durchschlagender kultureller Geltung kam. Vielleicht ist diese Verzögerung geeignet, uns den anfänglichen Vorsprung des Normannischen und Pikardischen vor dem Franzischen verständlich zu machen.

b) Das Königtum.

Auch den politischen Vorrang des franzischen Landes, das Königtum, darf man als wirksame Kraft in der Sprachgeschichte des 11. und 12. Jahrhunderts noch kaum in Anschlag bringen. Jedenfalls ist die politische Einheit der schriftsprachlichen Einheit eher nachgefolgt als voran-

---

[1] Der Markt von Troyes ist erst zu Anfang des 14. Jahrhunderts durch den Übergang der Champagne an die französische Krone ruiniert worden.

geeilt. Die politische Einheit ist im Laufe des 13., 14. und 15. Jahrhunderts immer wieder in Frage gestellt worden und hing eher von dem Können und Wollen des Herrschers als von den Einrichtungen ab, während grundsätzlich und tatsächlich die schriftsprachliche Einheit gesichert war. In der lebendigen Entwicklungsgeschichte der Dinge sind freilich sämtliche gleichzeitigen Ereignisse derart untereinander verknüpft, daß die Ursache immer schon Folge und die Folge immer schon Ursache ist. Jeder, in ausschließlicher Weise bestimmte Kausalzusammenhang wird einseitig. Gewiß begehen wir eine Einseitigkeit, wenn wir die politische Einheit Frankreichs als eine Folge der sprachlichen betrachten. Die umgekehrte Anschauung aber, die man zu lesen und zu hören häufig Gelegenheit hat, ist mehr als einseitig, ist geschichtlich falsch, d. h. anachronistisch. Es liegt ihr in der Hauptsache eine Verwechslung des Ideales der politischen Einheit mit der Tatsache dieser Einheit zugrunde. Das Ideal ist freilich viele Jahrhunderte älter als die Tatsache. Mit andern Worten: die Titel und Rechtsansprüche der ersten Kapetinger auf Herrschaft über ganz Gallien, der alte Glanz und Schein ihrer Königswürde, der Königseid, den sie schworen, der Untertaneneid, den sie empfingen, der Schutz, den man von ihnen erwartete, die Pflichten, die sie gehalten waren zu erfüllen, die Hoffnungen und Wünsche, die das niedere Volk und die Geistlichkeit zu ihnen hegten, all das stand in einem schreiend lächerlichen Widerspruch zu den gegebenen politischen Machtverhältnissen. In der Theorie, im Wunsch, im Ideal, fast möchte ich sagen in der Mystik waren diese Könige des 11. und 12. Jahrhunderts das A und das O; in der tatsächlichen Politik waren sie weniger als mancher kleine Graf, dessen Land an ihre winzig kleine Domäne grenzte.

Freilich, aus dieser Mystik, aus diesem politischen Ideale heraus ist schließlich die unumschränkte Macht eines Franz I. und Ludwig XIV. gewachsen. Und es wäre mehr als merkwürdig, wenn diese politische Mystik, dieser nationale Einheitsgedanke nicht in entscheidender Weise und schon

von Anfang an die Geschicke der französischen Schriftsprache beeinflußt hätte.

Leider fehlt es uns bis jetzt an einer Geschichte des französischen Nationalgedankens und Nationalgefühles. Nicht nur für unsere Sprachgeschichte, sondern für die ganze Kulturgeschichte Frankreichs wäre sie von höchster Bedeutung.

Nur auf die wichtigsten Punkte sei im folgenden von sprachgeschichtlichem Standpunkte aus hingewiesen.

c) Der nationale Einheitsgedanke.

Vermöge dessen, was wir den monumentalen Charakter der Sprache genannt haben, ist jede Kunstsprache zunächst an einen ganz bestimmten, einzigartigen Grundstock von Gedanken und Gefühlen gebunden. Diese Tatsache kann man durch besonders extreme Fälle wohl am klarsten beleuchten.

Als die französische Chanson de geste durch Spielleute nach Oberitalien getragen wurde, entstand daselbst eine frankoitalienische Mischsprache, ein sprachliches System, das aus dem Material von mindestens zwei geographisch getrennten Mundarten kombiniert, ausschließlich auf den mündlichen Vortrag und auf die schriftliche Festlegung ganz bestimmter epischer Dichtungen durch einen Zeitraum von etwa 150 Jahren hindurch beschränkt geblieben ist. Außerhalb dieser epischen Stilart war diese Schriftsprache nie und nirgends vorhanden.

Ein anderes Beispiel. Seit Ende des 12. bis Anfang des 14. Jahrhunderts hat es in Italien auch eine provenzalische Kunst- und Schriftsprache gegeben. Doch war sie streng an die Gedanken- und Gefühlssphäre des höfischen Minne- und Ritterwesens gebunden. — In der Stadt Florenz gab es zur Zeit, da Dante jung war, nicht weniger als vier Kunst- und Schriftsprachen nebeneinander; und jeder derselben entsprach eine bestimmte Bedeutungssphäre, oder wenigstens Bedeutungsfarbe: Latein, die hohe, schulmäßig gefärbte Wissenschaft; französisch, die mittlere, elegant

gefärbte Lehrhaftigkeit; provenzalisch, die aristokratisch nuancierte Minnedichtung; italienisch, das demokratische, bürgerliche Geistesleben. Natürlich schwimmen diese Bedeutungskreise ineinander über, und es kommt schließlich zu bewußten Übersetzungen. — Bis ins 15. Jahrhundert hinein hat es in Spanien neben der kastilischen eine gallizisch-portugiesische Kunstsprache gegeben. Doch war sie ausschließlich an eine gewisse Stilart des Minnesangs gebunden. Alfonso el Sabio hat seine prosaischen Werke kastilisch, seine Liebeslieder gallizisch und eine besonders höfische Art von Minnesang provenzalisch abgefaßt.

Von demselben Gesetz ist ein deutscher Professor beherrscht, wenn er in Frankreich mit geläufigem Französisch über wissenschaftliche Fragen redet, während es ihm nicht gelingt, einer schönen Französin in derselben Sprache des Landes eine annähernd stilgerechte Liebenswürdigkeit zu sagen. Sein sprachliches Kunstvermögen hat sich eben an einem andern Gefühls- und Gedankenstock als an dem galanten emporgerankt. — Es ist ein Mangel der modernen Sprachgeschichte, daß sie für diese Gefühls- und Gedankenstöcke kein Auge hat.

Die franzische Schriftsprache aber, zu der wir nun mit geklärten Begriffen zurückkehren, ist, als Kunstsprache betrachtet, am Grundstock der politischen Mystik, am Stamm des französischen Nationalgefühles, am Pfeiler des königlichen Einheitsgedankens emporgewachsen. Gehalten und getragen von der nationalen Dichtung, ist sie über die benachbarten Mundarten hinausgewachsen. Erst nachträglich, erst seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, sind die geographischen, wirtschaftlichen und politischen Machtfaktoren und andere Glücksfälle ihr zu Hilfe gekommen.

Freilich ist es bei dem heutigen Stande unserer Kenntnis unmöglich, mit voller Sicherheit den Nachweis zu erbringen, daß die altfranzösische Chanson de geste auf keinem anderen als auf franzischem Sprachboden geboren ist. Einige der wichtigsten und ältesten Stücke: Rolandslied, Gormunt und Isembart, Ludwigs Krönung und Karls-

reise scheinen allerdings in franzischer Mundart gedichtet zu sein. Das Wilhelmslied, sofern es echt ist, und Suchier recht hat, wäre an der westlichen Grenze der Ile-de-France oder an der östlichen der Normandie entstanden. Besonders aber dort, wo die franzische Mundart in das Pikardische hinüberflutet und wo die alten Merowinger-Residenzen standen, darf man, wo nicht die Heimat, jedenfalls den örtlichen Mittelpunkt der nationalen Ependichtung suchen.

Um Mißverständnissen vorzubeugen, bemerke ich, daß es sich lediglich um die Heimat der dichterischen Sprache, nicht um die der Stoffe handelt. Die epischen Stoffe mit ihrem, sei es sagenhaften, sei es geschichtlichen Untergrund, sind aus den verschiedensten Gegenden des Landes und Auslandes zusammengeflossen, aber der Geburtsort des Dichters ist doch wohl etwas anderes als der seines Gegenstandes[1]. Es darf wohl auch angenommen werden, daß die wenigsten dieser Dichter seßhafte Menschen waren, und daß unter den fortgesetzten Wanderungen die Reinheit ihrer angestammten Mundart gelitten hat. Darum wird es niemals gelingen, den Entstehungsort einer Chanson de geste mit ausschließlicher Genauigkeit und voller Sicherheit zu bestimmen. Es gehört zum Wesen der Spielmannskunst, daß sie fahrend ist und nur in den seltensten Fällen örtlich beschränkt bleibt. Man darf daher der Vermutung, daß die Wiege der epischen Dichtung in der Ile-de-France liegt, — selbst wenn es mehr als eine Vermutung, eine Tatsache sein sollte — keinen allzu großen Wert beimessen. Denn diese Wiege ist alsbald verlassen worden.

Und nicht nur die Dichter und die Spielleute wanderten von Ort zu Ort, auch ihre Werke glitten von einer Schreiberhand in die andere. Dabei geschah es, daß zu den ursprüng-

---

[1] Bédier ist sich dieses Unterschiedes sehr wohl bewußt und hat neuerdings wieder darauf hingewiesen, daß seine Untersuchungen auf das *élément historique* der Chanson de geste, nicht auf ihre künstlerische *formation* zielen. Romania 1912. Bd. XLI, S. 28.

lich mundartlichen Lauten des Dichters eine anders mundartliche, sei es normannisierende und anglonormannisierende, sei es pikardisierende und wallonisierende Orthographie sich gesellte. Dazu kamen latinisierende Neigungen, wie sie allem romanischen Schriftwesen in seinen Anfängen und in seinem weiteren Verlaufe gemeinsam und unvermeidlich waren[1]. Kurzum, die Rede des Dichters resp. Spielmannes erhielt, indem man sie mit dem Pinsel der Orthographie überstrich, einen konservierenden Firniß, eine Patina, die aus mindestens drei verschiedenen Ingredienzen zubereitet war: 1. das allgemeine Element der lateinischen Schreibergewohnheit, 2. das besondere der aus der Mundart des jeweiligen Kopisten stammenden Ohrgewohnheiten, 3. das ursprüngliche des akustischen (und bei sekundären Kopien optischen) Eindruckes des Originales. Je zahlreicher und verschiedenartiger nun die Kopistenfinger waren, durch die ein solches Original zu laufen kam, desto dicker und undurchsichtiger wurde die Patina. Insbesondere die Ingredienzen der zweiten Art, die mit der Landschaft und Mundart wechselnden akustisch-optischen Besonderheiten, vermehrten sich, vermischten sich und vermengten sich in einer Weise, daß, durch gegenseitige Neutralisierung der örtlichen Besonderheiten, aus der mundartlichen Buntheit schließlich ein gleichförmiges literarisches Grau entstand. Manche Texte, die wir gewöhnt sind, z. B. als anglonormannisch anzusprechen, sind vermutlich nichts anderes als franzische Originale mit normannischem und anderweitigem Firniß. Gesicherte, echt franzische Originaltexte haben wir erst seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Der erste dichterische Vertreter dürfte der Pariser Rutebeuf sein (ca. 1250—85). Die ältesten von Metzke untersuchten prosaischen Urkunden gehören in die Jahre 1272—1325, also in eine Zeit, wo der Konkurrenz-

[1] Vgl. die hübsche Skizze einer Geschichte der französ. Orthographie in Meyer-Lübkes Histor. Gram. der franz. Spr., Heidelberg 1908, S. 27 ff.

kampf der Dialekte bereits zugunsten des Franzischen entschieden war.

Wir kennen demnach das Franzische des 10., 11. und 12. Jahrhunderts überhaupt nicht, d. h. wir kennen es nur negativ als eine nicht-champagnische, nicht-pikardische, nicht-normannische usw., mehr oder weniger abstrakte nordfranzösische Mundart. In seiner ursprünglichen Gestalt ist das Franzische gar nicht in die Schranken des literarischen Kampfes getreten. Es hat gesiegt, ohne eigentlich dabei gewesen zu sein. Es hat keinen geräuschvollen Eroberungszug geführt, sondern vielmehr sich insinuiert, eingenistet, eingeschlängelt. Daß es bei dieser schmiegsamen Taktik manche seiner ursprünglichen lautlichen Eigenarten aufgeben und den Nachbardialekten sich anpassen mußte, versteht sich von selbst. So hat es, um nur einige wenige Beispiele zu nennen, seine Neigung, betontes *e* vor *r* und *m* zu *a* zu verdumpfen (*charche*, *diadame*), opfern müssen; hat die fallende Betonung *úi* durch den im Osten und im Westen üblichen steigenden Diphthong *uí* ersetzen müssen[1]; hat seiner Neigung, das *r* hinter Konsonant zu unterdrücken, nicht folgen dürfen usw. Statt dessen hat es mancherlei fremden Einflüssen Raum geben müssen. — Anders als durch zahlreiche Zugeständnisse an die Nachbarn ist niemals eine Mundart zur Schriftsprache gediehen. Da aber am Ende der Rechnung die beibehaltenen Eigenarten schwerer wogen als die preisgegebenen, so ist die orthographische Vermummung, die den anderen Dialekten, besonders dem Normannischen gefährlich wurde, dem Franzischen auf seinem Weg zur Kunst- und Schriftsprache in der Hauptsache nur förderlich gewesen. Mit andern Worten: der monumentale Charakter des Franzischen, der Kern, hat sich stärker erwiesen als die von außen an ihn herangetragene dokumentarische, resp. orthographische Umhüllung.

---

[1] Bei Gui de Provins u. Rutebeuf finden sich noch Reime, wie *conduire: dure*, *mesure: bruire*, während z. B. Wace u. Christian von Troyes ui:i reimen.

Wollte man einwenden, daß wir diesen Kern in concreto gar nicht kennen und daß darum die ganze Behauptung, das Franzische sei die Grundlage der nordfranzösischen Schriftsprache, auf schwachen Füßen steht, so glaube ich, machte man damit nicht viel mehr als einen Streit um Worte. Denn erstens haben wir bestimmte Zeugnisse dafür, daß etwa seit Ende des 12. Jahrhunderts das Franzische als die gute und korrekte Schriftsprache galt[1]. Zweitens ist es belanglos, ob man die schriftsprachliche Koiné des 12. und 13. Jahrhunderts noch franzisch oder schon französisch nennen will. Drittens läßt sich bei einer Reihe von kunstmäßigen Dichtern, deren Heimat wir kennen, z. B. bei Aymon de Varenne, bei Bertrand de Bar-sur-Aube, bei Christian von Troyes und besonders bei den höfischen Lyrikern der Nachweis erbringen, daß sie bald teilweise, bald ganz auf die mundartlichen Formen ihrer Heimat verzichten und sich dem franzischen Typus als einem, wenn man will, abstrakten Ideale nähern. Viertens endlich ist jede schriftsprachliche Koiné, wie schon Dante wußte, in gewissem Sinne ein Abstraktum, ein Ideal, auf das man von allen Seiten her zusteuert, ein Punkt, dessen Stelle in der Lagerung der Mundarten zwar angedeutet, aber nicht gegeben ist, eine Norm, die vom Grammatiker konstruiert, aber von keiner Mundart, auch von der zentralsten nicht ohne weiteres realisiert wird. Da es nordfranzösische Grammatiker im Mittelalter nicht gab, so stellt sich die Einheit der Schriftsprache vorerst nur als eine zentripetale Bewegung, noch nicht als ein festes, ausgesprochen franzisches und allseitig gegliedertes und kristallisiertes System von Sprachformen dar.

Franzien war also zunächst eher nur dem Gedanken nach als der mundartlichen Form nach der Mittelpunkt des literarischen und schriftsprachlichen Lebens. Die Gedankenwelt der epischen Dichter, selbst wenn sie pikardisch oder normannisch sprachen, kreiste über dem franzischen

[1] F. Brunot, Histoire de la langue fr. Bd. I, Paris 1905, S. 329 ff.

Königsland. Der Grundstock des nationalen Einheitsgedankens hat die sprachlichen Formen der Nachbargebiete sozusagen an sich hergezogen und allmählich assimiliert.

Einigermaßen begreiflich kann man sich diesen merkwürdigen, geheimnisvollen und beinahe instinktiven Vorgang vielleicht dadurch machen, daß man sich über die wichtigsten gesellschaftlichen und politischen Einrichtungen und Anschauungen, die der Zentralisation des Landes förderlich waren, Rechenschaft gibt.

d) Feudales und kirchliches Herrschaftssystem.

Die Zeit der ersten Kapetinger (vom Regierungsantritt des Hugo Kapet bis zu dem Ludwigs des Dicken 987—1108) darf als diejenige gelten, in der das Feudalsystem sich allmählich ausgebildet hat. Vorher, d. h. im 10. Jahrhundert, herrscht chaotische Anarchie. Nur der Starke hat das Recht. Nachher, d. h. im 12. und 13. Jahrhundert, herrscht ein vielverzweigtes, festgegliedertes Feudalrecht. Es hat sich in der Hauptsache kraft des Grundsatzes der Protektion (*patrocinium*, *patronage*) aus dem Zustande der Anarchie herausgebildet. Protektion ist zunächst ein rein persönliches Band. Je nach persönlichem Bedürfnis und Zutrauen schmiegen die Schwachen sich unter den Schutz des Starken; oder der Stärkere zwingt mit gewaltsamer Willkür die Schwächeren in den Bereich seines *Patronage*. Die Grenzen der Herrschaft sind demnach noch keine geographischen, keine territorialen; es sind persönliche und dynamische Grenzen.

„Ducs, comtes ou vicomtes, vicaires et centeniers n'étaient donc pas, dans le vrai sens du mot, des seigneurs territoriaux. Ils ne l'étaient pleinement que sur les domaines dont ils avaient en même temps propriété héréditaire ou acquise. Pour le surplus, leur autorité, et specialement leur droit de justice, portait sur les personnes bien plus que sur le territoire“[1].

[1] Flach, Les origines de l'ancienne France, Paris 1884, Bd. I, S. 170.

Nur die Kirche, die Bischöfe, Abteien usw. übten eine territorial umgrenzte, statische und in gewissem Sinne unpersönliche Autorität und Herrschaft. Wie sie zu dieser Ausnahmestellung gekommen sind, ist hier nicht der Ort zu erklären. Nur soviel sei gesagt, daß die Bistumsgrenzen in der Hauptsache den Verwaltungsgrenzen der römischen *civitates* entsprechen und demnach eine sehr alte administrative Einteilung des Landes durch die Jahrhunderte der Willkürherrschaft hindurch fortsetzen[1]. Auf die vielfache Übereinstimmung der Bistumsgrenzen mit den französischen Dialektgrenzen ist schon mehrfach hingewiesen worden.

Es sind demnach zwei verschiedene Einheitsprinzipien im Mittelalter tätig gewesen und haben die Bevölkerung Galliens bald in der einen, bald in der anderen Weise zusammengeknetet, bald nach dem dynamischen Prinzip der persönlichen Herrschaft, bald nach dem statischen der unpersönlichen. Das erstere hatte die Oberhand im 10. und einem Teil des 11. Jahrhunderts, das letztere im 12. und 13. Im ganzen aber haben beide nebeneinander bestanden.

Es wäre merkwürdig, wenn nicht irgendwie die Wirkung und Wechselwirkung der beiden auch im Leben der Sprache sich erkennen ließe. Kraft des Prinzips der persönlichen Herrschaft und Protektion konnte es geschehen, daß in der Umgebung oder am Hofe eines Fürsten sich Kinder der verschiedensten Territorien und sprachlichen Heimaten zusammenfanden, und daß durch ihr Zusammenleben eine Hofsprache entstand, die mit der engeren Landessprache nur wenig oder gar nichts zu tun hatte. So ist an dem poitevinischen Hofe Wilhelms IX. eine Sprache zustandegekommen, die aus den Elementen der mundartlichen Landessprache sich schlechthin nicht erklären läßt. Etwas Ähnliches hat sich zwei Jahrhunderte später an dem sizilianischen Hofe Kaiser Friedrichs II. ereignet. Wenn man bei den Dichtern des champagnischen Hofes verhältnismäßig

[1] Vgl. Desnoyers, Topographie ecclés. de la France.

so wenig champagnische, bei denen des englisch-normannischen so wenig normannische Idiotismen findet, so ist dafür das persönliche, über territoriale Grenzen weit hinausgreifende Regiment der weltlichen Herrschaften verantwortlich zu machen. Kurzum, das Faktum der mittelalterlichen Hofsprachen hängt mit dem persönlichen und patronalen Charakter der weltlichen Herrschaften zusammen.

Demgegenüber ist es bemerkenswert, daß die eigentlich mundartliche Literatur, z. B. in Oberitalien (Giacomo da Verona, Bonvesin da Riva, Pietro di Barsegapé usw.) oder in Umbrien (Iacopone da Todi und die Laudendichter), oder in Lothringen (Psautier lorrain), oder in der Normandie (Wace), oder in der Touraine vorwiegend kirchlichen Charakter trägt. Wenn im Laufe des 13. Jahrhunderts in Gerichts- und Notariatsurkunden an Stelle des Latein allmählich die Dialekte zur schriftlichen Verwendung kommen, so ist diese Maßregel, der wir den größten Teil unserer Kenntnis altfranzösischer Mundarten verdanken, in erster Linie dem Geiste der kirchlichen, resp. territorialen Verwaltung und Rechtsprechung entsprungen.

Während nun in den meisten Landschaften Frankreichs das Prinzip der persönlichen Herrschaft fortwährend durch das der territorialen und die statische Gruppierung fortwährend durch die dynamische gestört und beeinträchtigt wurde, hat auf franzischem Gebiet sich eine so innige und freundschaftliche Verbindung und Verschmelzung der beiden vollzogen wie nirgends. Der Anziehungspunkt, wo sie sich trafen und vereinigten, war die Person des Königs.

Im Königtum gipfelte der Gedanke der Protektion:

„Quant aux principes sur lesquels reposait le trône, qui dictaient au roi ses devoirs et lui donnaient droit en échange à l'obéissance et au dévouement de son peuple, ils furent sous les derniers Carlovingiens ce qu'ils avaient été chez les Germains et dans le royaume franc, ce qu'il restèrent ensuite sous les Capétiens; ils se résument d'un mot: la *protection*"[1].

[1] Flach, a. a. O., I, S. 145.

Das Pariser Konzil des Jahres 829 formuliert die ethisch-politischen Pflichten des Königtums in einer Weise, die für die folgenden Jahrhunderte klassisch geworden ist:

„Justitia regis est, neminem injuste per potentiam opprimere, sine acceptione personarum inter virum et proximum suum judicare, advenis et pupillis et viduis defensorem esse, furta cohibere, adulteria punire .... ecclesias defendere, pauperes eleemosynis alere, justos super regni negotia constituere, senes et sapientes et sobrios consiliarios habere... patriam fortiter et juste contra adversarios defendere“[1].

Diese schweren ethischen Pflichten zu erfüllen, bedurfte es einer politischen Macht, wie die damaligen Könige sie entfernt nicht besaßen. Der territoriale Besitz der ersten Kapetinger, ihre Einkünfte, ihr Heer, alles war unzureichend[2]. Große und kleine Feudalherren mißachteten und ignorierten die königlichen Gebote. Das mächtige Geschlecht der Grafen von Blois und Champagne umspannte mit seinem Herrschaftsbesitz die königliche Domäne fast von allen Seiten her und drohte, sie zu erdrosseln. Wie wollte man von einem König, der um sein eigenes Dasein zu kämpfen hatte, die Beschirmung der Schwachen, die Verteidigung der Gerechtigkeit, die Herstellung des Friedens in dem ganzen weiten Reiche erwarten?

Und doch — gerade diese tatsächliche Schwäche sollte dem Königtum in gewisser Hinsicht zugute kommen. Je weniger es *in concreto* vermochte, desto fester klammerte es sich an das abstrakte Prinzip seiner Autorität. Die sittliche Idee oder der Imperativ, der in dem Prinzip der Protektion enthalten war, trat um so reiner, um so kategorischer in dem Bewußtsein der Könige und der Untertanen hervor, je mangelhafter er im Leben verwirklicht, je weniger er „verweltlicht“ war. Das Königtum bekam auf diese

---

[1] Concilii Paris. VI, lib. II, cap. I.

[2] Siehe die Ausdehnung des königlichen Territorialbesitzes um 1032 in Longnons Atlas hist. Pl. XI.

Weise eine Sendung, eine Vokation, ein Mystikum, einen religiösen Charakter, den es, wenn es mit einem mächtigen Schwerte ausgestattet gewesen wäre, gar bald verlieren und, wie das Beispiel der deutschen Kaiser zeigt, an die Kirche hätte abtreten müssen. So aber war es die Kirche selbst, die den König beauftragte, einsetzte, heiligte und nicht nur mit ihrer religiösen Autorität, auch mit ihren weltlichen Machtmitteln ausstattete und unterstützte. — Der erste Kapetinger verdankt seine Krone dem Erzbischof Adalbero von Reims. „La dynastie capétienne, en effet, devait beaucoup à l'Eglise, et c'est une monarchie à demi ecclésiastique que l'archevêque de Reims installait sur le trône des Carolingiens"[1].

Es war nun aber nicht nur das Königtum auf die Kirche, sondern auch diese auf jenes angewiesen. Die Mehrzahl der Bistümer und Abteien Frankreichs waren nämlich unter die Protektion und damit auch unter den Druck der weltlichen Prinzipate des Landes geraten; während der König im 10. und 11. Jahrhundert nur über drei Erzbistümer, Reims, Sens und Bourges, und etwa über ein Dutzend Abteien zu verfügen hatte. Wenn er nun auch innerhalb dieses Bezirkes die Bischöfe, resp. Äbte eigenmächtig zu wählen und einzusetzen pflegte, so ließ er doch, in der Theorie wenigstens, das Wahlrecht des Klerus und des Volkes unangetastet. Viel schwerer lastete dagegen die Hand der Herzöge und Grafen und die des deutschen Kaisers auf den übrigen zwölf Erzbistümern[2].

Als nun die Reformbewegung der Cluniazenser und weiterhin die Kämpfe des Papstes um die Investitur einsetzten, da war es für die Kirche das Gegebene, die unge-

---

[1] A. Luchaire, in Lavisse, Histoire de France II, 2, Paris 1901, S. 147. Es ist bemerkenswert, daß unter den letzten Karolingern der religiöse Charakter des Königtums stark verblaßt war, und daß er mit der Dynastie der Kapetinger eine kräftige Wiedergeburt erlebt hat.

[2] Näheres bei Flach, a. a. O., Bd. III, S. 279ff.

fährliche und sozusagen nur dreifache Simonie, die vom König ausging, zu dulden, um desto sicherer im Bunde mit diesem König die zwölffache Simonie der Prinzipate und des deutschen Kaisers niederzukämpfen.

Außerdem hatten die Könige den Vorteil, Bischöfe, die sich zu widerspenstigen Feudalherren zu entwickeln drohten, durch die besonders in Nord- und Mittelfrankreich sehr zahlreichen Mönche im Schach zu halten. Die Abteien von Fleuri, Cluni, St. Martin de Tours, St. Bénigne de Dijon u. a. haben dem Königtum unschätzbare politische Dienste geleistet. Der König seinerseits verteidigte diese Abteien gegen die Tyrannei der Feudalherren. — Diese ihrerseits wieder waren die besten und pünktlichsten Steuerzahler. Ohne die *Abbayes royales* wäre die königliche Kasse wohl immer leer geblieben.

Aber nicht nur die Stärkung der Politik und der Finanzen, sondern auch — was für uns von ganz besonderer Bedeutung ist, — die Sicherung der Verkehrswege ist dem französischen König durch die kirchlichen Mächte ermöglicht worden. — Kleine und große Feudalherren lebten, wie man weiß, vom Straßenraub. Demgegenüber gebührt den französischen Bischöfen, und zwar zunächst denen von Aquitanien und von Burgund das Verdienst der ersten Sicherheitsmaßregeln. Im Jahre 989 erließen sie das erste Dekret einer Pax Dei, d. h. sie bedrohten mit der Exkommunikation jeden, der Kirchenraub trieb, Bauern, arme Leute und Kleriker ausraubte oder körperlich angriff. Bald darauf organisierte die französische Kirche ein sogenanntes Pactum pacis Dei, d. h. eine Vereinigung von Bischöfen und Feudalherren, deren Mitglieder die eidliche Versicherung gaben, gewisse Klassen von Menschen und Gütern nicht anzutasten. — Neben der Pax Dei gab es die *treuga Dei*, d. h. ein Verbot, zu bestimmten geheiligten Zeiten, z. B. während der Quaresima, an Pfingsten, an Sonntagen usw. Straßenraub zu treiben. Je mehr nun die Pax sich sachlich und die Treuga sich zeitlich ausdehnte, desto größer, darf man annehmen, wurde allmählich die öffent-

liche Sicherheit[1]. — Schon im Jahre 1023 hat der französische König Robert der Fromme eine Vereinbarung mit dem deutschen Kaiser Heinrich II. zum Zweck einer internationalen Pax und Treuga Dei geplant — was freilich ein frommer Wunsch geblieben ist[2]. Es fehlte die Macht, d. h. die Polizeimannschaft. Denn, was ein richtiger Straßenräuber war, ließ sich durch Exkommunikation nicht behindern. Da gingen nun die Bischöfe allmählich zur Einrichtung einer Polizeimiliz über. Oft haben sie diese Mannschaft dem König von Frankreich zur Verfügung gestellt, und manchen gefährlichen Feudalherrn hat der König mit Hilfe dieser bischöflichen Soldaten bezwungen.

Wie für die Sicherheit, so hat der Klerus auch für die Bequemlichkeit der Reisenden und Wandernden gesorgt. Wie das Gewand des Reisenden, wenn er sicher gehen wollte, das des Pilgers war, so war seine Unterkunft, wenn er ordentlich verpflegt sein wollte, das Kloster, das Hospiz.

Auf die ungemein wichtige Rolle, die solche Verkehrs- und Pilgerstraßen und solche Klosterhospize nicht nur bei der Verbreitung, sondern sogar bei der Ausgestaltung der nationalen Dichtung der Chanson de geste gespielt haben, ist mehrfach und am nachdrücklichsten von Joseph Bédier hingewiesen worden. Es wäre merkwürdig, wenn dieser große Einfluß auf die Dichtung nicht von einem ähnlichen auf die Sprache und besonders auf die Schriftsprache begleitet wäre.

Noch auf eine andere Art ist die Verbindung der einzelnen Landschaften untereinander durch den Klerus befördert worden. Die Urbarmachung wüster, sumpfiger und waldiger Strecken, die primitivste und grundlegende Kulturarbeit des Mittelalters, ist von der Kirche als ein

---

[1] Näheres bei L. Huberti, Gottesfrieden und Landfrieden. Bd. I: Die Friedensordungen in Frankreich 1892.

[2] Erst Ludwig VII. hat im Jahre 1155 gewisse Verfügungen des Gottesfriedens auf das ganze Königreich ausgedehnt.

gutes Werk gepredigt und von den Klöstern als eine fromme und gewinnbringende Übung betrieben worden[1]. —

Nach all dem Gesagten muß uns die Kirche, die wir zuerst als die wichtigste Trägerin des statischen Prinzips der rein territorialen Bevölkerungsgruppierung bezeichnet haben, jetzt andererseits als die Trägerin eines ebenso wichtigen, höchst dynamischen Prinzips der Zentralisation, der Ausgleichung, des Verkehrs und der Uniformierung erscheinen. In der Verwaltung bodenständig und konservativ, in der Politik aber fortschrittlich und über alle landschaftlichen und sogar nationalen Grenzen hinausstrebend, zeigt uns die mittelalterliche Kirche ein doppeltes Gesicht: einerseits den Zug einer an das Territorium gebundenen „Eigen- und Landschaftskirche“, andererseits den einer universalistischen Einheitskirche. Dementsprechend auf dem sprachlichen Gebiet ein mundartliches Schrifttum einerseits und ein lateinisches andererseits.

Die Besonderheit der französischen Entwicklung liegt nun aber darin, daß der universalistische lateinische Zug, wie wir gesehen haben, sich mehr und mehr in den Dienst des kapetingischen Königtums stellt, daß bald die Bischöfe, bald das reformierte Mönchtum, bald die territorialen, bald die internationalen Mächte der Kirche zu Mitarbeitern an der ethisch-politischen Aufgabe des Königs werden. — Während in Deutschland und Italien die weltliche und die kirchliche Herrschaft sich gegenseitig behinderten, ist in Frankreich, dank ihrer Verbrüderung, dank dem sogenannten Gallikanismus die erste, im modernen Sinn des Wortes nationale Kultur entstanden. Hand in Hand mit der nationalen Kultur geht die nationale Schriftsprache.

e) Universalismus und Partikularismus.

Um wenigstens einigermaßen die Ergebnisse eines solchen Zusammenarbeitens von Königtum und Kirche

---

[1] Vgl. K. Lamprecht, dessen Untersuchung mir z. Z. nur in der französischen Übersetzung von A. Marignan zugänglich ist: Etudes sur l'état économique de la France, Paris 1889, S. 139f.

zu überblicken, betrachte man z. B. die folgenden Punkte.

1. Hätte der König in Mönchen und Bischöfen nicht die treuesten und geschicktesten Vertreter seiner Herrschaft gefunden, Agenten, die durch das ganze Reich zerstreut auf ihren Territorien saßen und dennoch jederzeit beweglich waren, so wäre er vermutlich gezwungen gewesen, ähnlich wie die deutschen Könige und Kaiser seine Residenz fortwährend zu wechseln und mit seinem ganzen Hofhalt von einer Pfalz zur andern zu ziehen. So aber konnte er nach einigem Hin- und Herpendeln zwischen Paris und Orléans seinen dauernden Aufenthalt in Paris nehmen. Die feste Residenz der französischen Könige hängt zweifellos mit dem religiösen Charakter ihrer Würde aufs engste zusammen und ist andererseits die unerläßliche Vorbedingung zum sprachlichen und literarischen Vorrang geworden.

2. Nicht minder wichtig ist die Erblichkeit der Krone, die ohne kirchliche Beihilfe niemals erreicht worden wäre.

3. Im Schatten des Königtums, in seiner unmittelbaren Nähe, blühten im 11. und 12. Jahrhundert die Niederlassungen der neuen Orden. Schon im 9. Jahrhundert hatte die Kathedrale von Notre Dame ihre Schulen, die einen guten Ruf genossen. Im 11. und 12. kamen die Schulen von St. Germain l'Auxerrois, von Ste. Geneviève und eine Victorinerschule dazu. Freilich, die glänzendste wissenschaftliche Zeit der Stadt Paris beginnt erst unter Philipp August.

4. Wenn das örtliche Zusammensein von Hof und Schule, von Thron und Kirche nicht genügen sollte, um der franzischen Mundart das Übergewicht zu sichern, so kam als entscheidender Faktor die ideale Verflechtung der nationalen mit den religiösen Gefühls- und Gedankenströmungen dazu. Solche Verflechtungen, wie wir sie in der Kreuzzugsbegeisterung der Franzosen und in ihren Chansons de geste veräußert finden, lassen sich nun freilich mit Bestimmtheit nirgends, also auch in Franzien nicht lokalisieren. Wenn man derartige ideale Strömungen schon einmal materialisieren und örtlich festlegen will, so stellt man sie sich viel-

leicht am besten unter dem Bilde eines Wirbelsturmes vor. In der Tat scheint es, daß der Wirbel der Kreuzzugsbegeisterung zunächst von außen, von den Grenzen des Reiches her wehend, in immer engeren Kreisen über die Landschaften fegend, allmählich alle Gemüter erfaßt und, wenigstens in Gedanken, sie nach dem franzischen Mittelpunkt treibend, dem König zugetragen hat. Die Initiative zum ersten Kreuzzug 1096 ist in der Tat wohl von Papst Urban II. ausgegangen; die zum zweiten 1148 aber von dem französischen König Ludwig VII.; die Kerntruppen und militärischen Führer des ersten gehörten dem flandrisch-pikardisch-wallonischen Gebiete zu; die des zweiten dem franzischen. Im ersten Kreuzzug marschierten alle Nationalitäten noch bunt durcheinander; im zweiten erscheinen die Heere nicht nur taktisch, sondern auch ihrem Fühlen und Denken nach national gesondert.

„C'était la première fois que Français et Allemands se trouvaient en contact pour une expédition commune. Saint-Bernard pensait trouver dans leur coopération la garantie du succès final. Son espoir fut singulièrement déçu. Non seulement les armées de Louis et de Conrad marchèrent, en général, isolément; mais elles se donnèrent des marques d'antipathie dont les Grecs eux-mêmes ont été frappés. Au dire de leur historien, Cinname, „les Français méprisaient les Allemands, se moquaient de la pesanteur de leur armure, de la lenteur de leurs mouvements, et leur disaient dans leur langue: ‚Pousse, Allemand[1]!'"

So sind die Kreuzzüge für Frankreich eine Vorschule zur nationalen Einheit geworden und haben dem alten Franzien zu einer bevorzugten Stellung im staatlichen Leben und vor allem in der Meinung der Franzosen verholfen.

5. In der Begeisterung des heiligen Krieges dachte man zurück an die große Zeit des Kaisers Karl, und Aachen, die alte Kaiserstadt, verschmolz in den Vorstellungen der

[1] Luchaire, bei Lavisse, III, 1, S. 15.

nationalen Dichtung mit Paris, der neuen Königsstadt. Die in den Chansons de geste herrschenden politisch-geographischen Begriffe in ihren Schwankungen zu verfolgen und zu sehen, wie der Sitz der Zentralgewalt sich in der Dichtung nach langem Tasten und Herumschweifen von Aachen, von Rom, von Laon, von Orléans unmerklich und fast instinktiv nach Paris zusammenzieht, zu untersuchen, wann und auf welchen Umwegen die tatsächliche Residenz der Könige zum phantastischen Zentrum der Nation geworden ist, das wäre eine anziehende Aufgabe, und ihre Lösung könnte vielleicht ein wichtiges Kapitel zu der Geschichte des französischen Nationalgefühls liefern. So wird z. B. zu Anfang des *Coronemenz Loois* die Residenz noch in Aachen, später in Paris, resp. St. Denis gedacht. „*Par droit est Rome al rei de Saint Denis*!" sagt Wilhelm zu Gui d'Alemaigne (Coronem. 2516).

Wie die Residenzen, so haben natürlich auch die Titel, Würden und Funktionen des Frankenkaisers sich mit denen des Franzosenkönigs aufs Mannigfaltigste in der Phantasie verquickt. In dem, freilich ziemlich jungen Epos *Gaidon* (erste Hälfte des 13. Jahrhunderts) erscheint Karl der Große als *li empereres Karles de Saint-Denis.* In dem etwa gleichzeitigen *Gui de Borgogne* als *empereres de France.* In der *Chevalerie Ogier* haben wir nebeneinander *Kalles li rois de Mon-Loon*, *li bons rois de Paris* und *l'empereor d'Es*[1]. Berühmt sind die Verse des Jean Bodel, in denen sich die volkstümliche Einschätzung der politischen Rolle Franziens und seines Königtums vielleicht am stärksten ausdrückt:

La coronne de France doit estre si avant,
Que tout autre roi doivent estre à li apendant
De la loi crestienne qui an Diex sont creant.
Le premier roi de France fist Diex par son commant

[1] Weitere Belege in der freilich nicht sehr kritischen Arbeit von Aug. Euler, das Königtum im altfranz. Karlsepos, Marburger Ausg. u. Abh. Heft 65. 1886.

Coronner à ses angeles dignemant en chantant,
Puis li commanda estre en terre son serjant,
Tenir droite justice et sa loi metre avant,
Ses anemis grever à l'acier et au brant[1].

Für den Sprachhistoriker ist nicht nur die tatsächliche politische Struktur des Landes von Bedeutung, sondern fast noch mehr ihr schwankender Widerschein in der Phantasie des Volkes.

Ohne die dichterische Glorie des alten Franziens wäre die Mundart jener Landschaft schwerlich so leicht zum Siege gekommen. Diese Glorie hatte Ile-de-France resp. Franzien — also auch ein Teil des pikardischen und champagnischen Sprachgebietes — vor den anderen Landschaften voraus[2].

Während dem Königtum hauptsächlich der unitarische, ausgleichende, uniformierende und zentralisierende Zug der kirchlichen Politik zugute gekommen ist, haben die Großen des Landes, die Prinzipate, hauptsächlich an das statische Prinzip der Kirche, an die territorial begrenzte kirchliche Wirtschaft, Verwaltung und Rechtsprechung sich angelehnt. Zunächst waren diese Prinzipate, die Herzöge, Grafen, Barone usw. Protektoren, d. h. eher persönliche als territoriale Herren. Indem sie sich aber von ihren Schützlingen und Untertanen als Pfand der persönlichen Treue und Ergebenheit deren freien Landbesitz abtreten ließen, um ihnen denselben nicht mehr zum Besitz, sondern zum Lehen zurückzugeben, erhält das persönliche, ethische, ideale Verhältnis von Herr und Untertan eine sachliche, rechtliche und territoriale Unterlage. Nun war aber diese Unterlage eine gegebene, die nicht beliebig vermehrt werden konnte, während in die Höhenskala der Schirmherrn sich zahllose Oberprotektoren, Ober- und Unter-Vasallen

---

[1] Saxenlied, Ausg. Menzel und Stengel, Marbg. A. A. Heft 99. 1906, Vers 13ff.

[2] Über die Abgrenzung Franziens und der Ile-de-Fr. vgl. A. Longnon a. a. O.

einschieben konnten und einschoben. Das feudalistische Gebäude, das auf diese Weise entstand, türmte sich auf schmaler Unterlage zu schwindelnder Höhe. Es bestand sozusagen nur aus senkrechten Pfeilern und Spitzen; die wagrechten Verbindungslinien fehlten.

„Au lieu d'être également subordonnés à une autorité suprême et unique, les pouvoirs locaux dépendent les uns des autres: ils sont disposés par étages. Les diverses seigneuries ont leur place marquée et fixe sur l'échelle; elles ne peuvent empiéter les unes sur les autres. Le haut baron n'a point à intervenir dans le domaine du seigneur inférieur: il lui est surtout interdit d'attirer à lui les hommes de ce dernier pour en faire ses sujets immédiats.... Suivant la logique du régime, toute seigneurie ne peut entrer en rapports qu'avec la domination immédiatement supérieure ou inférieure. Le contact entre haut baron et arrière-vassal n'est autorisé que par exception....

La loi établit des rapports entre suzerains et vassaux, du haut en bas de la hiérarchie; elle a oublié d'en créer latéralement entre les pairs. Ces nobles, placés sur le même échelon vivent étrangers les uns aux autres... Ici l'isolement est le fait habituel, presque la règle"[1].

In der Tat, überall durchschneidet und behindert das Feudalwesen, mit seinen senkrechten Eingriffen, alle in wagrechter Linie verlaufende rechtliche, politische, wirtschaftliche, gesellschaftliche Ausgleiche zwischen den einzelnen Landschaften; überall partikularisiert es. Die Kirche selbst, insofern sie ihre lokalen Herrschaftsbesitze zum Lehen vergibt bezw. empfängt, nimmt tätigen Anteil an dieser Zerstückelung des Landes, an dieser von unten nach oben auftürmenden Gruppierung und seitlichen Isolierung der Menschen. Oben aristokratische Individuen, unten eine Bevölkerungsmasse, die in letzter Hinsicht durch nichts anderes zusammengehalten wird als durch

---

[1] Luchaire, bei Lavisse, II, 2, S. 11f.

die natürlichen Bedingungen des Bodens und durch die gemeinsame Last, die von obenher auf sie herabdrückt.

Auch dieses soziale System hat in den sprachlichen Verhältnissen seine Spiegelung gefunden. Die Masse redet Mundart. Die herrschenden Individuen aber, die isoliert sind und keinen Stand, keine Kaste für sich bilden, sind nicht in der Lage, einen völlig eigenen Sprachgebrauch oder Redestil auszubilden[1]. Da klettert denn die Mundart sozusagen an den Pfeilern der Feudalhierarchie in die Höhe und kommt — wenn man von gelegentlichen kirchen- und schullateinischen Einschlägen absieht — ohne wesentliche Bearbeitung als frisches, volksmäßiges Gebilde, als Dialekt zur schriftlichen Verwendung. Eine Teilung des Sprachgebrauches in eine höhere, literarische und eine tiefere, mundartliche Schicht macht sich erst am Ausgang des altfranzösischen Zeitraumes geltend, erst nachdem ein neues soziales System, nämlich das wagrecht verlaufende der ständischen Gliederung mit dem senkrecht verlaufenden der feudalen Gliederung in Konkurrenz tritt.

Vorher aber hat jede mundartliche Gruppe ihre eigene, volkstümlich und landschaftlich gefärbte Dialektschriftsprache, wobei der franzische Dialekt im Verhältnis zum normannischen, pikardischen, burgundischen usw. zunächst nur ein *primus inter pares*, aber nicht etwa die Einheitsschriftsprache werden konnte.

f) Rückblick.

Demnach unterscheidet sich die Entstehungsgeschichte der nordfranzösischen Schriftsprache in einem wesentlichen Punkte von der der südfranzösischen. Diese verdankt ihre Einheit in erster Linie dem höfischen, jene dem nationalen

[1] Abgesehen natürlich vom Klerikerstand. — Daß sprachliche Einflüsse auch von anderen herrschenden Gesellschaftskreisen (Juristen, Astronomen und Adeligen) schon in das älteste Altfranzösisch gedrungen sind, lehrt ein Blick auf die Lehnwörter. Vgl. die Skizze bei K. von Ettmayer, Vorträge zur Charakteristik des Altfranz., Freiburg i. Ue. 1910, S. 29ff.

Leben. An den südfranzösischen Höfen kamen Gascogner, Provenzalen, Limousiner usw. zusammen. Die Mundart der Einzelnen war verschieden, aber der literarische Gegenstand, die Minnedichtung und der höfische Stil drängten zur Einheit. Musik, Metrum, Reim und gesellschaftliche Sitte gaben einen rein formalen Rahmen ab, in dem die landschaftlichen Verschiedenheiten der sprachlichen Formen schließlich zerdrückt und zu grammatischer Einheitlichkeit teils notwendigermaßen, teils mit schulmäßiger Absicht zusammengepreßt wurden. Die Einheit geht von wesentlich künstlichen und formalistischen Bedingungen des Lebens und Dichtens aus und ist eher gemacht als gewachsen.

Diese künstlichen Verhältnisse des höfischen Wesens haben sich in Nordfrankreich erst im Laufe des 12. Jahrhunderts bemerkbar gemacht, und auch dann nur an den Höfen der Champagne und der umliegenden Landschaften, insbesondere des Ostens und Nordens, nicht am Hofe des Königs. Wenn nun trotzdem die Minnedichtung dieser exzentrischen Höfe sich dem Sprachtypus des franzischen Zentrums zu nähern strebt, so kann man sich diese merkwürdige Erscheinung nur dadurch einigermaßen erklären, daß man sich all die mannigfaltigen Faktoren ins Gedächtnis zurückruft, die den Primat des Franzischen vorbereitet hatten. Ohne das Hinzukommen höfischen Wesens, ohne das provenzalische Vorbild, das zur Reinheit und Einheit der dichterischen und sprachlichen Formen erzog, hätte es vielleicht noch lange gedauert, bis die nationale Vorherrschaft des königlichen Stammlandes zum Durchbruch in der Sprachgeschichte gekommen wäre. Durch die höfische Literatur ist der Primat des Franzischen nur beschleunigt, nicht entschieden worden.

Die Entscheidung war vielmehr von langer Hand vorbereitet und war gesichert durch eine Fülle von Gründen, von denen wir wenigstens die wichtigsten noch einmal unterstreichen wollen.

1. Die mannigfaltig bedingte verhältnismäßige Schwäche und Konkurrenzunfähigkeit der anderen Dialektgruppen.

2. Die günstige geographische Lage und Beschaffenheit der Ile-de-France.

3. Der religiöse Charakter des kapetingischen Königtums, seine sittliche und mystische Sendung und Werbekraft.

4. Das Bündnis zwischen Königtum und Kirche und die Mitarbeit des Klerus an der geistigen und politischen Einigung des Landes. (Verkehrswesen, Bildungswesen, Orthographie).

5. Die verhältnismäßig feste Residenz der Könige in Paris und die Vermeidung aller Ausländerei am königlichen Hofe[1].

6. Die frühe Sicherung der Erblichkeit des Königsthrons.

7. Die Kreuzzüge als Vorschule eines um Franzien sich drehenden nationalen Einheitsgefühles.

8. Die damit verbundene dichterische und phantastische Verherrlichung des franzischen Namens und Herrschergeschlechtes der Vorzeit in den Chansons de geste, einer nationalen Dichtungsart, die vielleicht sogar in Franzien entstanden ist.

All diese Faktoren zusammengenommen könnten stark genug erscheinen, um mehr als einen Primat des Franzischen, nämlich dessen völlige Alleinherrschaft zu begründen — wenn nicht der neunte und letzte Punkt unserer Betrachtung, die feudalistische Struktur des mittelalterlichen Frankreichs, hemmend und alle Einheit zerteilend dazwischen stände. — —

Daß jeder der angedeuteten Punkte vielfacher Klärung und Sicherung bedarf, versteht sich von selbst. — Einen vollen Einblick in den Entwicklungsgang der mittelalterlichen Schriftsprache Frankreichs aber können wir von außenher überhaupt nicht gewinnen. Dazu kann nur das Studium des Altfranzösischen selbst verhelfen.

---

[1] Auf diesen Punkt werden wir noch ausführlicher zu sprechen kommen.

III. Charakteristik des Altfranzösischen.

a) Die Dichtung.

Die Kräfte, die wir in der äußeren Sprachgeschichte tätig gesehen haben, müssen irgendwie in der inneren sich wiederfinden. Am deutlichsten zeigen sie sich im Geiste der Dichtung, der im Grunde auch der der Sprache ist. — Wir haben zunächst geistliche Dichtung, sodann das nationale Heldengedicht und schließlich den höfischen Roman und das Minnelied. Von der bürgerlichen Literatur, die erst in späteren Jahrhunderten zur Blüte gedeiht, sehen wir ab.

Als schönstes und lehrreichstes Beispiel der ersten Gattung gilt uns das Alexiuslied (um 1050). Die Vorlage dazu ist eine Legende in lateinischer Prosa, die wir wenigstens ihrem ungefähren Wortlaut nach kennen[1]. So treu sie nun der Dichter wiedergegeben hat, so erzählt er doch in einem anderen Geiste. Er will die Geschichte des heiligen Mannes, der das Vaterhaus und die Braut verlassen hat, um ganz in Gott zu leben, nicht als eine Denkwürdigkeit an die Nachwelt weitergeben, er will sie in dem Volke lebendig machen. Der lateinische Text berichtet, er aber singt. Denn er fühlt und sieht die Kontraste und die große Entfernung zwischen der Gesinnung jenes Mannes und der gegenwärtigen Lebensführung:

> Bons fut li siecles —
> Toz est mudez; perdude at sa colour. —
> Las! malfadut! come esmes encombret! —
> Par cest saint ome deussoms ralumer!

Der Gegensatz der heiligen Gesinnung mit der weltlichen durchdringt das Ganze und gibt ihm eine inner-

[1] Acta Sanctorum, Juli IV, S. 251 ff. Zwei andere etwas abweichende Fassungen gibt auszugsweise E. Stengel, Ausgabe u. Abhandl. I.

liche Beleuchtung, die dem lateinischen Texte fehlt. Über die äußeren Umstände wird rasch hinweggegangen; bei allem Innerlichen aber, bei den Gedanken, den Gefühlen, den Absichten, den Reden und Taten wird verweilt. Das Geschehen wird, wo es nur geht, in ein Handeln umgesetzt. Man vergleiche: *Puer autem, ut ad aetatem disciplinae congruam pervenit, tradiderunt eum ecclesiasticorum Sacramentarum ac liberalium disciplinarum magistris, et ita Deo largiente edoctus est, ut in omnibus philosophiae et maxime spiritualibus florere studiis.*

> Puis li bons pedre ad escole le mist;
> Tant aprist letres que bien en fut guarniz.

Mit einem kurzen Schlaglicht wird eine äußere Situation bis tief in ihren seelischen Sinn hinein getroffen:

> Com vit le lit, esguardat la pulcele,
> Donc li remembret de son seignour celeste.

Selbst dort, wo die lateinische Vorlage die seelischen Bilder und Vergleiche liefert, weiß der französische Dichter sie tiefer und stimmungsvoller zu machen, indem er sie ihres erklärenden und schmückenden Beiwerks entkleidet, sie vereinfacht, in ihrem buchstäblichen Umfang kräftig kürzt, so daß sie ganz in ethische und lyrische Fernen zurückwachsen. *Sponsa vero ejus dixit ad socrum suam: Non egrediar de domo tua, sed similabo me turturi, quae omnino alteri non copulatur, dum ejus socius captus fuerit; sic et ego faciam, quousque sciam, quid factum sit de dulcissimo conjuge meo.*

> Del duel s'asist la medre jus a terre,
> Si fist la spouse dam Alexis a certes:
> „Dame“, dist ele, „jo ai fait si grant perte!
> Des or vivrai en guise de tortrele:
> Quant n'ai ton fil, ensemble o tei vueil estre.“

Diese Schlichtheit, die vom Sinnlichen sich abwendet, die Einfalt, die keine Klügelei kennt, und die Einstellung des geistigen Auges auf die Werte der Gesinnung und des Gefühls ist das kostbarste Geschenk, das die christliche Religion den abendländischen Völkern des Mittelalters gemacht hat. Sie alle haben es sich mehr oder weniger angeeignet. Das Alexiusmotiv und ähnliche Dichtungen von ähnlichem Reize finden sich denn auch da und dort bei andern Völkern.

Keine Nation aber hat so frühe und so kräftig wie die französische dieses christliche Ethos in sein weltliches Dasein und in sein politisches Leben und Fühlen hereingezogen. Hier haben wir sozusagen die Innenseite des oben geschilderten Zusammenarbeitens von Kirche und Königtum, von Religion und Nation.

Die Chanson de geste im allgemeinen, und im besonderen das Rolandslied gibt uns den vollendetsten sprachlichen Ausdruck für diese französische Verflechtung der nationalen mit den christlichen, der politischen mit den religiösen Idealen, Gefühlen und Wollungen. Das Christentum im Rolandslied ist ein kriegerisches, welterobierndes, aggressives, imperialistisches, kein weltentsagendes, kein mönchisches. Es ist das Christentum der Kreuzzüge. Um in den Himmel zu kommen, genügt es, im Kampf gegen die Heiden gefallen zu sein oder möglichst viele Sarazenen getötet zu haben. Euere Buße sei, sagt der Erzbischof, daß Ihr die Heiden schlaget.

„Clamez vos culpes, si preiez deu mercit!
Asoldrai vos pur voz anmes guarir,
Se vos murez, esterez seinz martirs,
Sieges avrez el greignor pareïs.“ —
Franceis decendent, a tere se sunt mis
E l'arcevesque de Deu les beneïst,
Par penitence les cumandet a ferir.

Das ist im Grunde eher Fanatismus als Frömmigkeit, ist ein zu Tat veräußertes, nicht mehr rein

innerliches, sondern in der Entleerung begriffenes Gefühl[1].

Mit diesem abstrakten, imperialistischen Charakter der Religion im Rolandslied ist ein umgekehrter Charakter des Nationalgefühles verbunden. Dieses ist nämlich ein durchaus innerliches, ist geradezu empfindsamer, zärtlicher Nationalismus. — *La dulce France!* Die Krieger haben Heimweh wie die Kinder. Wie sie von der Höhe der Pyrenäen herab die grünen Ebenen Frankreichs sehen, da weint das ganze eisengewappnete Heer. — Also, nach heutigen Begriffen die umgekehrte Welt. Vaterlandsliebe und Nationalgefühl, von denen wir verlangen, daß sie nach außen wirken und sich politisch-militärisch betätigen, bleiben reinstes, zartestes Gefühl in der Brust der *Franceis.* Religion und Christentum aber, die wir ganz zu innerstem, frommstem Empfinden vertieft haben möchten, sind die Triebfedern der militärischen Aktion, die Motive der Politik. — Freilich, die Franzosen sind auch im Wandel der Zeiten sich ähnlich geblieben. Etwa so, wie sie damals das christliche Ideal mit Feuer und Schwert durch die Welt trugen, haben sie zur Zeit der Revolution und Napoleons I. im Dienste des Ideales der Liberté, Fraternité, Egalité die

---

[1] In der Chançun de Guillelme heißt es Vers 547:

> Car sainz Estiévenes ne li altre martir
> Ne furent mieldre, que serunt tuit icil
> Ki en l'Archamp serunt pur Deu ocis.

Schon stark materialistisch gewendet findet sich derselbe Gedanke im Coronomenz Loois, Vers 387 ff.:

> Hé! Deus aïde! dist l'apostoiles sages,
> Vei ci saint Pere, qui des anmes est guarde:
> Se por lui, sire, fais ui cest vasselage,
> Char puez mangier les jorz de ton eage,
> Et feme prendre tant come il t'iert corage;
> Ne feras mais pechié qui tant seit aspres,
> Se tant puez faire de traïson te guardes,
> N'en seies quites en trestot ton eage.
> En paradis avras ton herberjage,
> Que nostre sire a ses buens amis guarde;
> Sainz Gabriel vos sera guionages.

Welt mit Krieg überzogen. Sie vermögen es nicht, ihre Ideale in stillem, unmittelbarem Besitze für sich zu behalten. Wie ihr Denken sie zur Abstraktion führt, so treibt ihr Fühlen sie zur Gewalttätigkeit[1]. Nicht von Natur, nicht aus Rohheit sind sie gewalttätig; im Gegenteil, ihr angeborenes Temperament ist das denkbar liebenswürdigste. Nur wenn sie sich im Dienste eines neuen Kulturideals wissen, drückt ihnen der Doktrinarismus das Schwert in die Hand. Ihre besten Kriege sind als Kulturmissionen gedacht und ausgefochten. Daher ist zu hoffen, daß der armselige Gedanke der „Revanche" ihr politisches Leben auf die Dauer nicht bestimmen kann.

Durch das religiös-nationale Doppelideal ist der Charakter Rolands bedingt. Fromm ist der Held eher mit dem Schwert als mit dem Herzen. Verwegen und tapfer ist er eher aus Ruhmsucht und Eitelkeit als aus Grimm, Haß oder Königstreue, wie die Helden des Nibelungenliedes. Sentimental ist er aus Heimatsgefühl und Liebe zu seinen Freunden, Landsleuten und Verwandten. Wenn die Heiden mich nicht töten, sagt er, so tötet mich der Gedanke, daß ich so viele Genossen mit mir ins Unheil reiße.

> Terre de France, mult estes dulz païs, ...
> Barun Franceis, pur mei vus vei murir, ...
> De doel murrai, se altre ne m'i ocit.

Wie rührend ist seine Waffenbrüderschaft mit Oliver und die Art, wie er die Leichen der Seinigen zusammensucht!

Wie der Charakter des Helden und seiner Partner, so ist auch der Stil der Dichtung durch das oben analysierte religiös-nationale Ethos bestimmt. Es ist ein eindringlich rednerischer Stil; aber keine gezierte, sondern eine kräftige urwüchsige Rhetorik, wie sie zu der streitbaren Frömmigkeit und zum Fanatismus paßt. Daher die vielen einför-

---

[1] Auch neuerdings wieder predigt einer der bedeutendsten Köpfe und Charaktere Frankreichs die Erhaltung und Betätigung der sozialen Ideale vermittelst Gewalttätigkeit. Georges Sorel, Réflexions sur la violence, Paris, 1. Aufl. 1908, 2. Auflage 1910.

migen, aber nachdrücklichen Wiederholungen, die prahlerischen Übertreibungen der Zahlen, der Leichen, des Blutes, der Tränen und des Schmerzes. — Da dem Fanatismus ein halb entleertes Gefühl, eine wesentlich abstrakte Religiosität und sozusagen ein kaltes Feuer innewohnt, so ist der Stil dementsprechend hart, steif, durch keine Bilder belebt. Es ist erstaunlich, wie unanschaulich, unmalerisch die Landschaft, wie eintönig die Kampfszenen, wie farblos blaß das ganze Gemälde. Einen einzigen sogenannten dichterischen Vergleich hat man im Rolandslied gefunden. Das Äußere, das Sichtbare und Gegenständliche zu erfassen, ist der Dichter nicht imstande. Anstatt mit sinnlicher Anschauung arbeitet er als echter Rhetoriker mit Gefühlswerten und Kontrasten von Gefühlswerten. Diese weiß er so meisterhaft zu handhaben, daß das Rednerische seiner Erzählung sich zu stimmungsvollster Gefühlsdichtung und Lyrik vertieft. Von allen Volksepen ist der Roland das stimmungsvollste. Nach ihrem Gefühlswert, nicht nach logischem Zusammenhang, nicht nach zeiträumlicher Abfolge werden die Ereignisse gegeben und geordnet. Ein Stimmungsbild reiht sich an das andere. Es ist eine parataktische und impressionistische Technik. Erstes Bild: Marsilies in Sarraguce; demgegenüber steht als zweites Bild Karl der Große in Cordres (Cordoba). Die Schlachtschilderungen ordnen sich nach demselben Prinzip der Stimmungskontraste: 1. Untergang der christlichen Nachhut, 2. Vernichtung der Heiden in den Pyrenäen. In der Baligantepisode treten sich gegenüber: Heerschau der Heiden und Baligants Rede an seine Soldaten, Heerschau der Christen und Ansprache Karls. Kurz, die Antithesis ist neben der bereits erwähnten Wiederholung (Repetitio) das wichtigste technische Mittel des Roland. Bis in die kleinsten Einzelheiten herein läßt dieses Arbeiten mit Kontrasten sich verfolgen. Wir haben es z. B. in den berühmten, herrlichen Versen:

> Par grant irur chevalchet li reis Charles;
> De sur la brunie li gist la blanche barbe.

Als Satzbau ist es Parataxe, aber als Dichtung ist es Antithese: der weiße Bart auf dem gebräunten Harnisch, der Greis als Krieger.

Dank dem sicheren, genialen Sinn des Dichters für die Gefühlswerte gelingt ihm eine beträchtliche seelische Vertiefung seiner Gestalten. Freilich, ein analysierender Psychologe ist er nicht. Den Gedankengang seiner Figuren oder ihren Gefühlsverlauf zu entwickeln ist seine Sache nicht. Wie seine Erzählung, so ist auch seine Psychologie keine gespiegelte, sondern eine unmittelbare, eindrucksmäßige. Der Dichter sieht den Charakter seiner Helden immer nur in der Dynamik, in den Bewegungen ihres Körpers, in ihren Gebärden, Haltungen und Handlungen. Diese aber werden von ihm weder beschrieben, noch geschildert, noch zerlegt. Er durchleuchtet sie mit einem einzigen Schlaglicht von innen heraus. Oliver, der mit seinem Lanzenstumpfe kämpft, weil er nicht Zeit hat, das Schwert zu ziehen; Roland, der so mächtig in sein Horn bläst, daß die Adern seiner Schläfen platzen; der Kaiser, der in der Ratsversammlung das Haupt senkt, um nachzudenken; Guenelun, der in der Wut das Marderfell, mit dem er bekleidet ist, von sich wirft und vom Sitze springt — all das sind Ausdrucksbewegungen, so charakteristisch, so symbolisch, so dynamisch, daß sie in der Phantasie des Hörers weiter leben und sich in sein Gedächtnis einbohren. Sie machen Eindruck kraft ihrer Gefühlswerte; man schaut sie nicht, man erlebt sie. Das Tempus dieses unmittelbaren Stiles ist die Gegenwart, ein Präsens ohne Perspektive, in welchem die Grenze zwischen Vergangenheit und Gegenwart aufgehoben ist, so daß die fortwährenden Sprünge vom Präsens zum Perfekt, vom Perfekt zum Präsens nicht als Sprünge wirken, sondern nur wie das Zittern und Schwanken der Umrisse in einem heftig beleuchteten Bilde, in einem durch Blutzudrang beunruhigten Auge empfunden werden.

Daher auch der Mangel an Begründung und kausaler Straffheit in der Erzählung, der Mangel an Übersichtlich-

keit in der Schilderung. Wie die Schlachten in Einzelkämpfe, so zerfällt das Ganze in Einzelbilder, der Gesang in Tiraden, die wiederum in Verse zerfallen, von denen ein jeder fast allein steht. Die Kunst der Verknüpfung, Verbindung und Unterordnung ist so gut wie gar nicht ausgebildet. Man könnte ohne Schaden der Einheit manchen Vers, manche Tirade, manche Episode aus dem Rolandslied herausnehmen. Trotzdem hat es seine Einheit. Diese liegt aber eher in der Gefühlsfarbe, im Ethos, als in der Zeichnung oder im Aufbau. Auf den Verrat folgt Rache und Sühne, auf prahlerischen Leichtsinn und Stolz folgt Unheil, nicht, weil es die Logik, sondern weil es das Gefühl verlangt.

Eine feinere und bewußtere Technik hat erst die höfische Dichtung gezeitigt. Die Dichter der nationalen Epen hatten eine solche nicht nötig, denn sie wußten sich eins mit den religiösen und vaterländischen Gefühlen ihrer Zuhörer, durften von vornherein mit der Teilnahme an ihrer Erzählung rechnen und brauchten sich nur vom Stoff, der in der gemeinsamen Erinnerung des ganzen Volkes lebte, und von den Gefühlen, die alle Herzen bewegten, tragen zu lassen.

Ein Dichter wie Christian von Troyes aber, der eine vornehme, höfische, spröde Gesellschaft für eine fremdartige Dichtung gewinnen und interessieren muß, kann ohne die Kunst der Spannung nicht auskommen. War doch selbst die Chanson de geste allmählich ins Wunderbare, Märchenhafte, Abenteuerliche ausgeartet. Aber die bloße Verflechtung ungeheuerlicher, spannender Ereignisse genügte nicht. Eine höfische Gesellschaft, die den Minneliedern der provenzalischen Trobadors gelauscht hat, stellt höheren Anspruch. Sie ist der einfachen Helden, die ganz Treue, ganz Empörung waren und völlig in ihren Handlungen aufgingen, müde geworden und interessiert sich für geteilte Menschen mit seelischen Konflikten. Durch dieses doppelte Verlangen des höfischen Geschmacks wird das System der neuen Kunst bestimmt. Christian von Troyes ist ihr größter Vertreter. Er pflegt seine Helden

in einen Konflikt hineinzustellen, der aber kein ausschließlich innerlicher sein darf, sondern sich sozusagen auf der Schwelle zwischen Neigung des Herzens und Gesetz der höfischen Sitte abspielt. Dabei ist das weltliche Ehren- und Minnegericht, nicht die Stimme des Gewissens die entscheidende Instanz. Der Held muß sich rehabilitieren, was nur durch außergewöhnliche Leistungen, durch tolle Kraft- und Gesinnungsproben geschehen kann. Je ungeheuerlicher die Proben, desto strenger und erhabener erscheint das höfische Sittengericht, das sie auferlegt. Das phantastische und übernatürliche Element des Ritterromans erhält dadurch den Charakter des Probemäßigen, Abenteuerlichen, ja des rein Zeremoniellen und wird seiner alten, religiösen, symbolischen, mythischen Bedeutungen völlig entkleidet. Es ist gewollte, unerläßliche, phantastische Steigerung der natürlichen Lebensverhältnisse, an der das Auge sich erfreuen und die Sittlichkeit sich läutern soll; für den Leser ein Fest, für den Helden eine Prüfung. So vereinigte diese Dichtung zu einem wunderbaren Einklang das Vergnügen der Sinne mit der Tüchtigkeit des Charakters, die Schönheit des Körpers mit der Kraft der Seele. Aus jeder Zeile spricht Anmut, Anstand und Würde und eine Festfreude, die von entnervender Wollust ebenso weit entfernt ist wie von tierischer Rohheit. Mit derselben teilnahmsvollen, liebenswürdigen Neugier wird bald die bunteste Sinnenwelt, bald der Wechsel seelischer Gefühle betrachtet. Durch ein Labyrinth von äußeren Abenteuern hindurch kommt der innere Konflikt zur Lösung, und den dunkelsten Wirrwar der Ereignisse enträtselt das psychologische Verständnis.

Freilich, ein so edles, seelenvoll heiteres Bild des Lebens hat nur auf den Höhen der mittelalterlichen Menschheit, nur in den Schranken der höfischen Sitte entstehen können. Wie die Dichtung jener Menschen, so gehörte auch ihre Sprache nicht mehr der heimatlichen Landschaft und noch nicht der ganzen Nation. Es war künstlerisch veredelte Mundart, volkstümlich und literarisch zugleich, in der

Heimat gewachsen und fast schon im ganzen gebildeten Abendlande verständlich. Beides tritt in diesen höfischen Dichtungen klarer zutage als in der Chanson de geste: der mundartliche Untergrund und die Neigung zur kunstmäßigen Gemeinsprache.

b) Die Sprache.

Die Charakterzüge, die wir nur in roher, summarischer Weise aus dreierlei typischen Kunstwerken herausgearbeitet haben, sind derart elementar, daß man sie nicht nur in den meisten anderen Dichtungen des altfranzösischen Zeitraums, sondern mutatis mutandis sogar in den sprachlichen Formen wiederfindet. Ein Blick in die altfranzösische Grammatik enthüllt uns einen derartigen Einklang der künstlerischen mit den sprachlichen Ausdrucksmitteln, daß man behaupten darf, die Dichter haben im Grunde nichts anderes getan, als die im Leben ihrer Muttersprache wirksamen Formkräfte in feste Denkmäler gebannt.

Wir sehen ab von der naheliegenden Beobachtung, daß der christlich-kirchliche Geist, wie wir ihn im Alexius haben, im altfranzösischen Sprachschatz durch eine Reihe kirchenlateinischer Lehnwörter vertreten ist (*trinitet*, *veritet*, *angele*, *chrestien*, *esperit*, *virgene* und viele andere)[1], daß die oft untersuchten germanischen Lehnwörter vorzugsweise den kriegerischen Gedankenkreisen der Nationaldichtung angehören und die provenzalischen dem höfischen Leben.

1. Die Satzverbindung.

Schwieriger und lehrreicher ist es, im Satzbau der Sprache die Analoga der Dichtung zu finden. Dabei wird man gut tun, von der negativen Seite an die Dinge heranzutreten. Im Roland haben wir als Mangel — nicht als Fehler! — eine weitgehende Unfähigkeit zur Gedankenverknüpfung beobachtet. Der Dichter des Alexius leidet an derselben

[1] Vgl. Berger, die Lehnwörter in der franz. Sprache ältester Zeit. Leipzig 1899.

Schwäche, verhüllt sie aber notdürftig, indem er hinter dem lateinischen Gedankengang herläuft. Erst Christian beginnt seinen Stoff planmäßig zu gliedern, verrät jedoch durch die verwickelte Künstlichkeit und schubladenartige Anordnung seiner Erzählungen, wie geschickt er zwar selbst, wie unbeholfen aber im allgemeinen doch noch die Hilfsmittel sind. Diese Unbeholfenheit ist durch die Syntax des Altfranzösischen bedingt. Man staunt, wie viele Mittel der Satzverknüpfung, die das klassische Latein besessen hat, im Altfranzösischen verschwunden sind. Von den vergleichenden Konjunktionen: *ut*, *uti*, *sicut*, *velut*, *prout*, *ceu*, *quam*, *tamquam*, *quasi*, *ut si*, *velut si*, von den konzessiven: *etsi*, *tametsi*, *etiamsi*, *quamquam*, *cum*, *quamvis*, *verum*, von den konsekutiven: *ita ut*, *ut non*, *quin*, von den finalen: *ut*, *ne*, *neve*, *quo*, *quominus*, von den temporalen: *cum*, *ubi*, *antequam*, *postquam*, *dum*, *donec* usw. ist nicht eine erhalten; von den konditionalen: *si*, *nisi*, *sin*, *siquidem*, *simodo*, *dummodo* nur das einzige *si*, von den kausalen: *nam*, *enim*, *ergo*, *igitur*, *propterea*, *quoniam*, *quandoquidem*, *quando*, *quia*, *quod* nur *quando* und bis zur Unkenntlichkeit entstellte Reste von *quia* und *quod*; von den rein koordinierenden: *atque*, *quoque*, *sive*, *at* usw. nur *et* und *aut*.

Wohl stehen den großen Verlusten einige Neuschöpfungen gegenüber wie *jusque*, *tresque*, *ja*, *car*, *comment*, die mit altem Material, aber neuem Sinn gebildet wurden. Aber gerade die Neuschöpfungen beweisen fast noch mehr als die Verluste, wie arm und roh noch die Anordnung der Sätze war. Besonders bezeichnend dafür ist die Konjunktion *que*, deren Funktion derartig verschwommen und schillernd ist, daß sie sich kaum bestimmen läßt. Nur soviel dürfte ungefähr sicher sein, daß die Funktionen von *quod*, *quia* und *quam* hier zusammengeflossen sind, wobei die Relativa *quod*, *quid* und vielleicht gar *quem* eine Mittlerrolle gespielt haben[1].

---

[1] Vgl. Meyer-Lübke, Gramm. d. rom. Spr. III, § 563ff.

Die riesenhafte, fast unbeschränkte Funktionserweiterung von *que* und seine stete Wiederholung bei einem zweiten abhängigen Satzglied ist ein wichtiges Zeichen, wie wenig man sich zur Herausarbeitung abstrakter Abhängigkeitsverhältnisse der Vorstellungen getrieben fühlte. Andererseits beweist der häufige, vielseitige Gebrauch dieses *que*, das zu nichts Bestimmtem verpflichtete, daß man eine gewisse schattenhafte Art der Verbindung doch wohl haben wollte, daß man den Sprung scheute, daß man zwar noch nicht das klare Bewußtsein, aber um so mehr das Bedürfnis und das Gefühl der sprach-logischen Struktur besaß. Ähnlich wie im sprachlichen waren ja auch im sozialen Leben jener Generationen die Abhängigkeitsverhältnisse nur erst im Bedürfnis, in der Gewohnheit und im Gefühl, aber kaum noch in einem ausgearbeiteten Rechtsbewußtsein vorhanden.

So war denn unser *que* ein hoffnungsvoller Keim zur Schöpfung moderner Konjunktionen, deren erste Ergebnisse in ältester Zeit die folgenden Formen sein dürften: *endementres que*, *en ice que*, *desque la que*, *devant ço que*, *devant que*; etwas später *fors que*, *ja soit que*; sodann *après que*, *depuis que*, *lors que*, *por tant que*, *por que*, *ençο que*, usw. In größerem Stile aber hat erst die mittelfranzösische Zeit solche Neubildungen zutage gefördert[1]. Auch läßt sich beobachten, daß die Mehrzahl der neuen Konjunktionen zunächst auf die gelehrten Denkmäler beschränkt bleiben, während die volkstümlichen meist nur solche Neubildungen aufweisen, die durch Zusammensetzung mit einer Präposition entstanden sind[2]. — Eine sonderlich hohe Schule der Gedankenverknüpfung hat also den Dichtern ihre Muttersprache gewiß nicht gegeben.

---

[1] Vgl. Graeme Ritchie, Recherches sur la syntaxe de la conjonction „que" dans l'ancien français depuis les origines de la langue jusqu'au comm. du XIII[e] siècle. Pariser These 1907.

[2] Vgl. Fr. Rosenbauer, Zur Lehre von der Unterordnung der Sätze im Altfranzösischen. Straßb. Diss. 1886.

2. Die Wortstellung.

Nächst der Verknüpfung interessiert uns die Stellung und Ordnung der Gedanken. Wie primitiv in dieser Hinsicht die Kunst des Roland ist, haben wir angedeutet. Viele Verse, viele Tiraden, ganze Szenen könnte man umstellen, ohne die Einheit empfindlich zu schädigen. Die Ordnung ist eben eine wesentlich impressionistische, d. h. sie wird weder durch Anschauung noch durch Zergliederung, sondern durch den gefühlsmäßigen, stimmungsvollen Verlauf der Vorstellungen bedingt, z. B.:

> Li quens Rollanz fut mult nobles guerriers,
> Gualtiers del Hum est bien bons chevaliers,
> li arcevesques prozdom e essaiez:
> li uns ne volt l'altre nïent laissier.
> en la grant presse i fierent as paiens.

Man hat also

1) den Preis der Kraft Rolands;
2) ,, ,, ,, ,, Walters;
3) ,, ,, ,, ,, des Erzbischofs
4) den kollektiven Preis: keiner will dem andern etwas nachgeben;
5) das tatsächliche Ergebnis: im großen Gedränge schlagen sie auf die Heiden los.

Der Dichter übersieht die Lage nicht mit seinem Auge; sonst hätte er uns das große Gedränge zuvorderst und mitten drin die kämpfenden Helden gegeben. Etwa so:

> // im großen Gedränge schlagen //
> // und im Wetteifer //
> // Roland //
> // Walter //
> // Turpin //
> // los auf die Heiden. — //

Er zergliedert auch nicht mit seinem Nachdenken, sonst hätte er die Vorstellungen etwa folgendermaßen geordnet:

// Das Gedränge ist groß //
// denn die Helden schlagen auf die Heiden ein //
// indem sie um die Wette streiten //
// denn alle sind tüchtig //
a) Roland b) Walter c) der Bischof,
// jeder nach seiner Art // —.

Der Rolanddichter steht also weder auf dem alten Standpunkt der synthetisch-sinnlichen Anschauungsweise, noch auf dem fortgeschrittenen der analytisch-intellektualistischen, sondern auf dem mittleren der gefühlsmäßig-impressionistischen. Es ist derselbe, auf dem in der Hauptsache der ganze Brauch der Wortstellung in der damaligen Sprache sich befindet. — Das mag durch einige grammatische Beispiele und Erwägungen in Kürze erläutert werden.

Das Latein bevorzugte die Stellung Subjekt, Objekt, Verbum: *Pater filium pulsat*, wobei der Vorgang synthetisch geschaut wird. Demgegenüber nennen wir den modern romanischen Typus: Subjekt, Verbum, Objekt den analytischen. Zwischen diesen beiden hält das Altfranzösische eine noch unentschiedene Mittelstellung. In den „Eiden" ist, vermutlich unter dem Einfluß des lateinischen Originals, die synthetische Stellung noch ziemlich häufig; in der Eulalia etwas weniger; im Leodegar wieder mehr. Bald spalten sich aber die Dinge in der Weise, daß in der Prosa die Stellung mit dem Verb in der Mitte vorwiegt, während in der Poesie das Verbum noch gerne am Ende bleibt; denn durch die flexivischen Verbalendungen am Versschluß erhält man bequeme Assonanzen und Reime. So schwankt denn das Altfranzösische zwischen synthetischer und analytischer, sinnlicher und verstandesmäßiger Anschauungsweise hin und her.[1]

Sein eigentlicher Schwerpunkt enthüllt sich uns, wenn wir einen Blick auf die prädikativen Sätze werfen. Der lateinische Typus: Prädikat, Subjekt, Verbum resp. Subjekt, Prädikat, Verbum ist verhältnismäßig selten geworden

[1] Koopmann, Inversion des Subjekts im Franz. Göttingen. Diss. 1910.

und kommt häufiger nur dann vor, wenn das Subjekt sich von selbst versteht oder wenigstens schwachtonig ist: z. B. *Messages fui al rei Marsiliun*; *qui martirs fut por Deu*; *mult sage gent erent*[1]. —

Der moderne Typus Subjekt, Verb, Prädikat ist im Altfranzösischen zwar schon sehr stark vertreten und nach absoluter Statistik vielleicht der häufigste. Trotzdem möchte ich ihn nicht als den charakteristischen gelten lassen. Das ist vielmehr der Typus Prädikat, Verbum, Subjekt. *Buona pulcella fut Eulalia*; *Clers fut li jurz et bels fut li soleilz*; *Moie est ceste cité.* Er ist bei Christian und selbst in den Texten des 13. Jahrhunderts noch gewöhnlich. Selten wird er erst bei Joinville und bei Commines. Charakteristisch ist er für unsere Zeit insofern, als er vorher sowohl wie nachher verhältnismäßig selten erscheint, also den Gipfel seiner Frequenzkurve im altfranzösischen Zeitraum liegen hat. — Was diesem Typus zugrunde liegt, ist nun eben wieder jene gefühlsmäßige impressionistische Auffassung, vermöge deren die Eigenschaften und Gefühlswerte einer Sache rascher und lebendiger in das Bewußtsein treten als diese selbst — genau so wie dem Rolanddichter in der obigen Schlachtschilderung zuerst die Kraft seiner Helden und ihr inneres Wollen und erst nachträglich das sachliche Ergebnis ihres Handelns, zuerst das Treibende und nachträglich das Tragende ins Auge springen; zuerst das bestimmende Prädikat und dann das bestimmte Subjekt.

Damit hängt es zusammen, daß das Altfranzösische Konstruktionen liebt, die man parenthetisch nennen könnte. Mitten hinein in eine zusammengehörende Gruppe wird eine andere gekeilt. Die Verbindung von Subjekt und Prädikat resp. Verb und Objekt ist noch nicht straff genug, als daß nicht modale und qualitative Bestimmungen sich dazwischendrängen könnten. *Se vos peres fait — demain — cerquier ceste forest. — Hugues ne lor daigna — onques*

---

[1] Diese sowie der größte Teil der folgenden Beispiele stammen aus Brunot.

— *un mot soner.* — *S'il* — *onques* — *puet*; *s'il* — *ainz* — *puet. La toue aneme seit* — *al ciel* — *assolude*; *cil gunfanun* — *sur les helmes* — *lur pendent*; *li reis Mars esteit curuciez* — *vers Tristram, sun nevu,* — *iriez.* Wie lose das Band zwischen Verbum und Objekt noch war, mag man auch daraus ersehen, daß, wenn zwei Objektsarten miteinander in Konkurrenz traten, fast immer das indirekte Objekt den Vortritt erhielt: *perquei feseies* — *ton dreit seignor* — *tel honte*? Es leuchtet ein, wie schön diese Lockerheit der Zusammenhänge und Mehrdeutigkeit der Beziehungsverhältnisse von einem sprachfertigen Dichter benützt und zu kunstvollem Periodenbau verwertet werden konnte. Wenn man eine der Kanzonen Christians liest, so staunt man über die rasch entwickelte, frühreife Virtuosität der Verschränkungen und Verschachtelungen der Satzglieder. Wie hoch man immer den Einfluß lateinischer Schulung und provenzalischer Vorbilder dabei anschlagen mag, ohne das Vorhandensein der angedeuteten syntaktischen Möglichkeiten wäre er wirkungslos geblieben. Arbeitet doch auch die volkstümliche Dichtung wesentlich mit denselben Mitteln. Der Hauptprozeß, durch den, moderner Auffassung zufolge, die ursprünglich kurzen epischen Lieder „geschwellt" wurden, ist das Keilverfahren. Modale, qualitative, deiktische Variationen, Ausführungen und Bereicherungen der Erzählung werden rein affektisch und oft mit unüberlegtestem Nachdruck in den Körper der Dichtung eingekeilt[1]. — Indem Christian dieses Verfahren bis zur berechnenden Kunst weiterbildete, schuf er seine bekannte Schubladentechnik mit all ihren spannenden, überraschenden und verwirrenden Wirkungen.

3. Die Kongruenz.

Der Mangel an formaler Folgerichtigkeit und Straffheit des Ausdrucks wird durch einen Blick auf die syntak-

[1] Die Art, wie Bédier sich das Wachsen der Epen des Wilhelmzyklus zu denken scheint, erinnert in vielen Punkten an die „Schwelltheorie" von Andreas Heusler (Lied und Epos in germanischer Sagendichtung, Dortmund 1905).

tischen Kongruenzregeln des Altfranzösischen im weitesten Umfang bestätigt.

Schwankend ist z. B. die Kongruenz der Zahl zwischen Subjekt und Verbum. Man hat freie Wahl zwischen *Sovent le vidrent* oder *vidret li pedre e la medre*; — desgleichen bei Objekt und Verbum: *m'amistet et mon gret en avez tot perdut* oder *perduts.* Außerordentlich stark ist die Neigung des Altfranzösischen, die Kongruenz der Sprachformen durch eine solche des Sinnes oder Inhalts zu ersetzen. *Si s'en comourent tote la gent*; — *gent paienor ne voelent*; — — *nule rien ne lor fut deveet*, wo hinter dem formalen Femininum ein gedachtes Neutrum steht.

Derartige Sinnkonstruktionen, deren Zahl Legion ist, beweisen, daß das Einheitsprinzip nur erst in einem unausgedrückten Denken oder, was dasselbe ist, im Gefühl vorhanden, aber noch nicht in die Sprachform herausgetreten ist.

Ähnliche Sinnkonstruktionen durchbrechen die Folgerichtigkeit der Kasusfunktionen. Z. B. *Il se fait fiers* (Nominativ statt Akkusativ, weil *se fait* dem Sprechenden die Impression von *devient* macht). Ähnlich *Paien s'en cuntienent queit*; — *se claime chetis.*

Solche und ähnliche Neigungen zu Sinnkonstruktionen oder impressionistischen Funktionsverschiebungen haben zweifellos zur Erschütterung des flexivischen Zwei-Kasussystemes beigetragen; — wie auch andererseits der Verlust der flexivischen Kennzeichen des Latein eine Vermehrung der Sinnkonstruktion zur Folge hatte. Die bekannten genetivischen Wendungen *li serf son pedre*, *la dent Saint Pierre*, *li rei gunfanuniers* (= *gonfalonier du roi*); *por amor Alexis*, *el Damedeu service* können von einem späteren, syntaktisch reicheren Sprachstande aus tatsächlich als Sinnkonstruktion betrachtet werden. Etwas Ähnliches hat der flexivische Schwund des lateinischen Datives verursacht: *Par dreit est Rome nostre empereor*; — *que la moillier donat feconditet*; sowie des Ablatives: *pleine sa hanste l'abat*; *sa paroille n'est nul leu.*

Wenn bei den obigen Fällen gestörter Kongruenz das Einheitsprinzip resp. die Beziehung erst im Gefühl, aber noch nicht im Ausdruck vorhanden war, so ist bei diesen zweiten Sinnkonstruktionen eine Beziehung, die im Lateinischen mittels der Flexion bezeichnet war, jetzt in das Gefühl zurückgetreten. Diesen formalen Verlust hat das Altfranzösische durch den Kasus Obliquus ersetzt. Wie die Konjunktion *que* in der Satzverknüpfung, so ist der Obliquus in der Wortverknüpfung das allgemeine Surrogat, das zu nichts verpflichtende Mädchen für Alles geworden.

Das Latein hat die Beziehungen des Nomens durch sein Kasussystem ausgedrückt. Das Neufranzösische drückt sie durch ein System von Präpositionen aus. Das Altfranzösische nimmt auch hier einen Mittelstand ein. Sein Kasussystem liegt in den letzten Zügen, sein Präpositionensystem in den Windeln. Dieser Übergangszustand wird durch die Sinnkonstruktion gestützt. In der altfranzösischen Konstruktion *li serf son pedre* und ähnlichen wird das Beziehungsverhältnis zwischen *serf* und *pedre* weder flexivisch am oder im Nomen, noch präpositional vor oder hinter dem Nomen gegeben; es steckt sozusagen unter dem Nomen. Der Beziehungsbegriff, nur erst im Gefühl vorhanden, führt ein unterirdisches, dunkles, verborgenes Dasein. Man spürt seine Nähe, aber er ist nicht zu sehen. Daher nicht nur in der Dichtung, sondern sogar im Satzbau des Altfranzösischen jener stimmungsvolle, impressionistische, ethische Charakter.

Auch die ersten Ansätze zum modernen Präpositionalsystem der Kasusfunktionen sind in derselben Richtung charakteristisch. Die ältesten Beispiele sind offenbar Fälle wie *sin deit hom perdre del sanc et de la char*; — *de son aveir vos voelt asez doner*; — *Miles estoit biaus et de jante menière*; — *un mostier qu'est de Sainte Marie*; — *plaignons ensemble le duel de nostre ami*; — *se il cel gab demustret, de fer est u d'acier*; wobei die Präposition *de* — und etwas Ähnliches gilt von *a* — zunächst öfter und stärker mit dem Zeitwort als mit dem Nomen verbunden erscheint: *perdre*

de, *doner de*, *estre de*. Fehlt das Zeitwort, so liegt doch eine zeitwörtliche Vorstellung im Hintergrunde (*duel de*) oder:

Fut la pulcelle de molt halt parentet,
fille *ad* un comte de Rome la citet.

Kurz, im Schatten des Verbums, und nicht in dem des Nomens scheint der syntaktische Ersatz für die flexivische Deklination gewachsen zu sein.

Das Verbum aber ist für Beziehungsverhältnisse der konkreteste, der am wenigsten abstrakte, am wenigsten statische und intellektualistische, der unmittelbarste, bewegteste und kräftigste Träger. Die überragende Rolle des Verbums im Altfranzösischen ist es, die den dynamischen, gefühls- und willensmäßigen, stimmungsvollen Zug dieser Sprache, wo nicht ausmacht, so doch bestimmt.

4. Das Verbum.

Mit besonderem Nachdruck hat Karl von Ettmayer in seinen „Vorträgen zur Charakteristik des Altfranzösischen" (Freiburg i. d. Schw. 1910) auf die stark verbale Natur des Altfranzösischen hingewiesen. Den verbalen Wortschatz des Latein hat das Altfranzösische sehr viel zäher festgehalten und besser bewahrt als den substantivischen, adjektivischen oder gar konjunktionistischen, den es in leichtsinnigster Weise, wie wir sahen, vergeudet hat. Dem gewaltigen erbwörtlichen Verbalstock steht ein verhältnismäßig sehr geringer Bestand an Verben buchwörtlich-lateinischen Ursprungs gegenüber. Ettmayer (S. 103) behauptet, daß kaum ein Zehntel der ältesten Buchwörter auf Verba entfalle, während im ganzen die sämtlichen altfranzösischen Verba ungefähr ein Viertel des gesamten Wortschatzes betragen. Dazu kommt, daß fast ausnahmslos die wenigen, etwa fünfzig buchwörtlichen Verba in die kirchlich-lateinische Bedeutungssphäre gehören, also nur auf der e i n e n, christlichen Straße herübergewandert sind. Um so kräftiger und zeugungsfähiger sind die alten, erbwörtlichen Verba geblieben. Ihnen verdankt

eine Unfülle postverbaler Substantiva, die auf die primitivste Weise aus dem Verbum gebildet wurden, ihr Dasein. (Aufgezählt bei Nyrop, Grammaire hist. d. la langue fr. III, S. 247—257.) Fast ebensogroß ist die Bereitwilligkeit des Altfranzösischen, sich konjugable Verba jederzeit aus jeder Art von Stoff vermittelst der bekannten Suffixe neu zu bilden. Außerdem haben ihm die fremden, insbesondere germanischen Sprachen, die von gelehrter und abstrakter Denkart noch weit entfernt waren, verhältnismäßig viele Verba geliefert. Die meisten sind zur Zeit der Völkerwanderung aufgenommen, während die späteren Entlehnungen vorzugsweise zur Klasse der Substantiva und Adjektiva gehören.

Betrachten wir nun das syntaktische Verhalten des altfranzösischen Zeitworts, so enthüllen sich uns einige der merkwürdigsten Eigenarten jenes sprachlichen Denkens.

Wenn ein Zeitwort, das ursprünglich das Aufhören alles Handelns, das Sterben bezeichnet, *morir*, aktivistisch gewendet wird und im Altfranzösischen die Bedeutung töten bekommt, so ist das zwar keine spezifisch französische Entwicklung, denn etwas Ähnliches kommt auch anderwärts, z. B. im Italienischen und Spanischen vor; aber charakteristisch ist es dennoch. Im Altfranzösischen ist nämlich die Neigung der intransitiven Zeitwörter zu faktitiver und transitiver Funktion eine ganz besonders starke gewesen. So haben wir z. B. *foïr* im Sinne von *faire fouir*, *lever* als *faire lever*, *taisir* als *faire taire* usw.; und ganz besonders häufig haben wir den Übergang zu reflexiver Konstruktion: *taisir* zu *se taisir*, *demorer* zu *se demorer*, *combatre* zu *se combatre*; ähnlich (*se*) *rire*, *gesir*, *oblier*, *monter*, *dormir*, *cuidier* usw. usw. Es sind aktivistische, faktitive, energetische Konstruktionen. Brunot (a. a. O. I, S. 237) hat sie sehr richtig beurteilt, wenn er sagt: „Cette forme réfléchie tendait à marquer tout autre chose que le retour sur le sujet de l'action signifiée par le verbe. Comme le moyen grec, elle indiqua que le sujet appliquait ses forces, son activité à l'action, qu'il y était particulièrement inté-

ressé, puis elle finit par se répandre si bien que dans plusieurs verbes elle ne signifia rien de plus que le verbe sans pronom. ..... Cette tendance devint peu à peu très forte, et de très bonne heure une foule de verbes intransitifs prirent cette forme, qu'il ne convient pas d'appeler réfléchie, mais pronominale.“ — Es kommt also bei diesen Konstruktionen nicht auf die Richtung, nicht auf das Ziel der Handlung an, sondern auf die Handlung selbst. Das Subjekt wälzt sich hier sozusagen in einer Art spielerischen Kraftgefühls in der Handlung herum. Es freut sich seiner Handlung als Selbstzweck. *Il se rit* er lacht bei sich; *ils se combatent* sie kämpfen aus ganzer Seele, *il se monte* er tut steigen und dergl.

Da nun das innere Auge dieser Sprache in der Betrachtung der Tätigkeit als solcher so gerne schwelgt, so tritt ihm das Ziel der Handlung, der Gegenstand, nicht sonderlich klar hervor. Man braucht sich darum nicht zu wundern, wenn nun ursprünglich reflexive Verben zu neutralen und intransitiven herabsinken: *desseivret l'aneme del cors Saint Alexis*; — *trestuit si nerf mult li sunt estendant e tuit li membre de sun cors derumpant*[1]. Ja, das reine Vergnügen an Handlung und Bewegung ohne den Sinn für Herkunft und Richtung derselben führt die altfranzösische Sprache zu einer geradezu barbarischen Vermengung von Werden und Sein, Handeln und Dulden. So ist sie dazu gekommen, das Particip passé von *ester* resp. *estre* mit *avoir* zu konstruieren[2]. Noch heute hat der Franzose die Verwechslung von „ich bin“ und „ich werde geliebt“ nicht überwunden. Hält man zwei Sätze wie die folgenden nebeneinander: 1) *Al matin, quant li jorz lor apert, li mul e li somier sont guarnit et trosset* (werden gesattelt); 2) *Li reis Marsilies est de guerre vencuz* (ist besiegt), so sieht man, wie eine und dieselbe Konstruktion das eine Mal einen Vorgang und das

[1] Beim Participium praesentis sind diese und ähnliche „Ausartungen des Sinnes“ besonders häufig. Vgl. Tobler, Vermischte Beitr., I, Nr. 7.

[2] Vgl. Meyer-Lübkes Romanische Syntax § 293.

andere Mal dessen Ergebnis, einen Zustand ausdrückt. Zahllos sind solche und ähnliche Verwechselungen: *mescrëuz* statt *mescreanz*, *celés* statt *celant*, *redotez* statt *radotant*; — *on le remenroit en le vile por ardoir* (verbrannt zu werden); *El plait ad Ais en fut jugiez a prendre.*

5. Der Tempusgebrauch.

Nachdem über dem Vorstellen und Empfinden der rein dynamischen Innenseite der Handlungen und Bewegungen die gegenständliche Außenseite und Richtung des Handelns, das Woher, das Wohin usw. dergestalt verblaßt und verschwommen sind, wird man sich auch in der zeitlichen Perspektive des altfranzösischen Verbums keine sonderliche Genauigkeit versprechen dürfen. Wo die Rectio so unbestimmt ist, wird auch die Consecutio zu wünschen übrig lassen.

Man erinnert sich, wie der Dichter des Roland völlig unbekümmert zwischen Präsens und Perfekt hin und herspringt. Die meisten altfranzösischen Erzähler machen es geradeso. *Guenelun en piez se drecet* (Präsens), *si vint* (Perfekt) *devant Carlun; mult fierement comencet* (Präsens) *sa raisun e dist* (Perfekt). Kurz, in der Erzählung kann ohne weiteres das Präsens die Vergangenheit und das Perfekt eine Art rhetorischer Gegenwärtigkeit bezeichnen. Die Perspektive des Erzählers ist eine bewegliche. Bald geht er mit der Handlung, bald sieht er sie von ferne. Trotzdem weiß er, daß die Geschichte, die er erzählt, vergangen ist. Er verliert zwar die Perspektive, behält aber die Orientierung. Sein sprachliches Denken gleicht in dieser Hinsicht einer Magnetnadel, die unentwegt nach Norden gerichtet ist, aber keine Augen hat, um den Pol zu sehen. Die Erzählung springt vom Perfekt zum Präsens; der Erzähler aber behält das sichere Gefühl, daß alles *Geschichte*, *Estoire*, *Geste* ist. So scheint die Bussole des Schiffes sich zu bewegen, zu tanzen und zu zittern, während nur das Schiff sich bewegt, sie selbst aber ihre Richtung fest im Leib hat. — Eben deshalb, weil die zeitliche Orientierung im Gefühle

steckt, ist keine genaue Perspektive nötig. Wenn heute ein moderner französischer Erzähler vom Perfekt in das Präsens springt, so erzielt er damit eine gewisse rednerische Wirkung, indem er sich den Anschein gibt, aus Erregung von einem zeitlichen Stockwerk in das andere geraten und nun plötzlich in die Geschichte, die er erzählen wollte, als eine Art *dramatis persona* oder *Deus ex machina* selbst hineingefallen zu sein. Solche Wirkungen waren mit den altfranzösischen Tempussprüngen keineswegs verbunden.

Ähnlich und doch anders ist das Umspringen vom Perfekt in das Futurum, von der Perspektive des Erzählers in die des Propheten zu beurteilen. Dieser echt französische Sprung kommt schon im Mittelalter vor.

> L'emperere de France i out tant demoret,
> De sa moillier li membret, que il oït parler.
> Ore irat le rei querre qu'ele li out loët,
> Ja n'en prendrat mais fin tres k'il l'avrat trovet.
> (Karlsreise 233ff.)

Dieses Futurum ist nicht aus dem Sinn des Erzählers, sondern aus dem des Helden heraus geboren. Man könnte es daher ein Futurum des Standpunktes, ein Futurum ethicum nennen; oder noch besser: Futurum advocaticum, in dem der Erzähler die Sache seines Helden zwar nicht ganz zu der seinigen, aber jedenfalls zu der unsrigen macht. Er versenkt sich nicht hingebend in Sinn und Absichten seines Helden; er befürwortet vielmehr, verkündet, erklärt, promulgiert, verteidigt, proklamiert, prophezeit sie; kurz, er nimmt einen rednerischen und fast aktiven, keinen rein beschaulichen Anteil. Daher der beste Name vielleicht Futurum oratorium wäre. —

Auffallend ist im Altfranzösischen die Seltenheit des Imperfektums gegenüber dem *passé défini*. Im 11. Jahrhundert wird das Imperfekt noch sehr wenig gebraucht; im 12. beginnt es, Fortschritte zu machen; besonders in der zweiten Hälfte, z. B. bei Christian von Troyes, wird es häufiger. Jedoch selbst in der mittelfranzösischen Zeit

noch ist es weit entfernt, den ausgedehnten Gebrauch von heute erreicht zu haben[1].

Die syntaktische Funktion des Imperfektums ist zwar in der Hauptsache dieselbe oder wenigstens eine ähnliche geblieben wie im Lateinischen; aber sie ist zeitweise fast ganz vergessen worden. Wie sehr sie in der altfranzösischen Zeit zusammenschmilzt, zeigt ein Blick auf die Flexionslehre.

Von den vorhandenen vulgärlateinischen Imperfektendungen *-ava*, *-ea*, *-iva* hat in die Schriftsprache nur *-ea* als *-eie*, *-oie*, *-ais* sich herübergerettet. Es war bekanntlich durch *habebam* gestützt und getragen. Eine Fortsetzung von *-ava*: *-eve* hat in den Dialekten des Ostens sich gehalten; daneben vereinzelt eine solche von *-iva*; in anderer Gestalt, nämlich als *-oe*, hat *-ava* im Westen sein Dasein gefristet[2]. Diese großen, von der franzischen und französischen Schriftsprache erlittenen flexivischen Verluste sind eine Folge der funktionellen Demodierung des Imperfekts in der ersten altfranzösischen Zeit. Eine Funktion, wie die des Imperfektums, welche nicht die Handlung, sondern den Zustand, nicht das Werden, sondern das Befinden, nicht das Geschehen, sondern das Verharren, nicht die Bewegung, sondern die Ruhe, nicht das Ereignis, sondern das Milieu, nicht das Einmalige und Besondere, sondern das Dauernde und Allgemeine, kurz, nicht das Dynamische, sondern das Statische am Lauf der Welt zum Ausdruck bringt, eine solche Funktion entsprach keinem sonderlichen Bedürfnis der damaligen Anschauungsweise. Wenn der Rolanddichter schildern muß, so erzählt er und gebraucht das Perfekt oder das Präsens.

---

[1] Schaechtelin, Das Passé déf. u. Imparf. im Afz. Beiheft zur Z. f. rom. Phil. 30. Halle 1911.

[2] Über die heutigen mundartlichen Verhältnisse unterrichtet man sich am raschesten bei Eug. Herzog, Neufranzösische Dialekttexte, Leipzig 1906, E. 52ff.

Entre les oilz moult out large el front; —
Un faldestoed i out fait tut d'or mïer,
Là siet li reis . . . blanche ad la barbe.

Nur langsam dringt die statische Anschauungsweise durch; und selbst im Mittelfranzösischen noch ist das Bedürfnis nach den Funktionen des Imperfektums eher ein sporadisches als ein regelmäßiges.

Am häufigsten, ja sogar massenhaft, dringt der Gebrauch des Imperfekts zunächst in den Bedingungssatz ein. Joinville pflegt zu schreiben: *Se tu nos avoies touz perdus*, *tu n'en seroies ja plus riches*, wo das Französische des 11. und zum Teil noch des 12. Jahrhunderts *se ousses*. . konstruiert hätte. Dieser Punkt scheint mir wichtig zu sein. Zu einer Zeit, wo das Imperfekt in der historischen Perspektive noch ziemlich machtlos ist, hat es in der hypothetischen sich schon gewaltig ausgebreitet. Im Kielwasser des Konditionalis hat es seinen Einzug in die Syntax gehalten. Ein hübsches Beispiel, wie beide Bedeutungen sich berühren, steht im Alexius.

E! filz, dist il, com dolorous message!
Vis atendeie qued a mei repaidrasses...
O filz, cui ierent mes granz ereditez,
Mes larges terres dont jo aveie assez,
Mi grant palais en Rome la citet!
Empor tei, filz, m'en esteie penez:
Puis mon deces en fusses onorez.

„atendeie" kann „ich erwartete" und „ich hätte erwartet", „aveie" „ich hatte" und „ich hätte (für dich) gehabt" heißen, ja, *cui ierent*, wofern man *cui* nicht als Frage und *ierent* nicht als Futurum deuten will, kann heißen: „O Sohn, dem mein Erbe gehört hätte, idealiter gehörte". — Auch die Verwandtschaft der flexivischen Formen des Konditionalis mit denen des Imperfektums beweist uns für das Französische ein so enges Assoziationsverhältnis zwischen den hypothetischen und den statisch-temporalen

Formen, wie es z. B. im Italienischen (wo das imperfektische Konditionalsuffix *-ia* durch das perfektische *-ebbe* verdrängt wird) nicht besteht. — Neben der konditionalen mag die plusquamperfektische Verwendung dem bedrohten Imperfektum hilfreich gewesen sein. Freilich war sie zu Anfang noch äußerst selten: *a son seignour qu'il aveit tant servit* (Alex.).

Wie selten in der altfranzösischen Erzählungsperspektive die statische Auffassung war, wie sehr die dynamische und aktivistische vorherrschte, ersieht man noch aus einem andern, merkwürdigen Gebrauch. Ich meine die gewaltig ausgedehnte Verwendung des Zeitwortes *faire*, das eine Zeitlang im Begriffe stand, zum reinen Hilfsverbum zu werden. Z. B. *De mun dos fis ma cote treire* „tatest du ziehen"; — *li brans tout son escu li fait jus reoingnier* „das Schwert tut schneiden"; — — *Plus aimet il traïsun ... qu'il ne fesist trestut l'or de Galice*; — *Mielz en valt l'ors que ne funt cinc cenz livres* und dergl. Diese Fälle zeigen eine ungebührliche Erweiterung der faktitiven Bedeutungskreise, eine Übersteigerung der energetischen Darstellungsformen, wobei das Verbum *faire* in demselben Maß, in dem es sich ausdehnt, die ursprüngliche Kraft seines Sinnes verlieren und zu einem Abstraktissimum sich entleeren muß. — Wir haben hier einen Fall, wo die dynamische Auffassung, auf die Spitze getrieben, sich überschlägt und plötzlich ins Abstrakte und Statische stürzt. Dieser Vorgang des Umspringens, Umstürzens und Überkugelns der inneren Sprachformen vom Konkreten ins Abstrakte, vom Dynamischen ins Statische, vom Gefühlsmäßigen ins Verstandesmäßige wird gegen Ende des altfranzösischen Zeitraums immer häufiger und wird im Mittelfranzösischen allgemein.

Wenn man altfranzösische Zeitkonstruktionen beobachtet wie die folgenden Überbrückungen vom Perfekt zum Plusquamperfekt, vom Futurum zum Futurum exactum, so hat man in symbolischer Verkürzung den Vorgang schon vor sich:

Celle alla a l'escrin, si l'avoit defermé; —
Or vos dirai comment je l'avra esprovée. —

Doch lassen wir diese ersten Vorzeichen einer neuen Zeit.

6. Der Modusgebrauch.

Eine weitere grundlegende Eigenart des Rolands ist sein stimmungsvoller, fast lyrischer Charakter. Die ganze Ordnung des Gedichtes ist, wie man sich erinnert, durch Stimmungskontraste beherrscht. Mit wunderbarer Genialität erfaßt der Dichter des Roland und nicht weniger der des Alexius den Gefühlswert in den Vorgängen, die Wunsch- und Willensart in den Handlungen, die lyrische Seele in den Ereignissen. Bei Christian ist zwar die Erzählung sachlicher, ruhiger und fast von einer aufklärerischen Vernünftigkeit, wird aber doch von einem warmen, rosigen Gefühlston sonntäglicher Lebensfreude durchdrungen. Die Gefühlskontraste haben sich zu einer allgemeinen optimistischen Grundstimmung ausgeglichen. Auch hat der Spürsinn für die Regungen des Gefühlslebens durch das Hinzukommen einer analysierenden Psychologie an Innigkeit kaum verloren und an Feinheit viel gewonnen. Dieser Spürsinn ist kein zufälliger, ist echt französisch, ist von der Muttersprache in den Dichtern geweckt, erzogen, verfeinert, geschult worden. Das sprachliche Milieu, in dem sie aufwuchsen, hat gerade dieser Seite ihrer Begabung die reichste, allgemeinste Nahrung angedeihen lassen.

Es ist in der Tat auffallend, wie verschiedenartig und wie fein abgestuft diejenigen Formen des Altfranzösischen sind, die zur Bezeichnung der Gefühls- und Willensqualitäten dienen.

Da ist vor allem der Modusgebrauch des Zeitwortes bemerkenswert. So roh und unsicher, wie wir gesehen haben, der Tempusgebrauch noch war, so vielseitig und fest stellt andererseits der Modusgebrauch sich dar. Die leisesten

Färbungen der subjektiv-objektiven Wertbeziehung eines Vorganges oder einer Handlung ist er imstande zu treffen.

Freilich hat das Altfranzösische, wie alle romanischen Sprachen (mit Ausnahme des Sardischen), den lateinischen Konjunktiv des Imperfektums *(amarem)* und natürlich auch den des Perfektums *(amaverim)* verloren. Dafür aber hat es den des Plusquamperfektums (*amavissem*) in doppelter Funktion erhalten und unterscheidet sich dadurch von den anderen romanischen Sprachen[1]. Es verwendet ihn nämlich 1. plusquamperfektisch

z. B. *Sed a mei soule vels une feiz parlasses,*
Ta lasse medre si la reconfortasses,
Qui sist dolente! Chier filz, buer i alasses (Alex.)

und 2. imperfektisch, z. B. *Se tei plöust, ici ne volsisse estre* (Alex.). So daß wir bei modaler Eindeutigkeit zeitliche Doppeldeutigkeit und sogar Mehrdeutigkeit haben: *zo pensent il que entre els le spiritus aparagues* (Passion); *or, ne quidiés mie que j'atendisse* (Aucassin); *mais ne li ose pas descovrir volentiers que fuissent si enfant* (Aiol); *de ses jornees ne sai que vos contasse* (Coron. Loois). Demnach ist im Gebrauch des Konjunktivs die zeitliche Perspektive eine viel weniger sichere als die modale. Fast könnte man sagen, daß ein selbstherrlicher Modusgebrauch den Tempusgebrauch gestört hat. Offenbar unterscheidet das altfranzösische Sprachgefühl das Wirkliche vom Irrealen, das Gewünschte vom Vorhandenen, das Objektive vom Gedachten, das Sichere vom Fraglichen, das Bedingte vom Absoluten, das Mögliche vom Seienden sehr viel feiner und sicherer als etwa das Gegenwärtige vom Vergangenen und Künftigen oder das Werden vom Sein, die Handlung vom Zustand, das Anfangen vom Dauern usw. Kurz, das Auge ist mehr auf die Bedeutung der Handlungen und Vorgänge als auf die Art ihres Ablaufes eingestellt.

Darum hat das Altfranzösische sich eine Reihe neuer

[1] Vgl. Meyer-Lübke, Romanische Syntax § 686.

Mittel geschaffen, um die modalen Bedeutungen der Verba so reich wie möglich zu variieren und zu differenzieren. Schon das Vulgärlateinische hatte auf syntaktischem Wege neue Träger modaler Bedeutungen sich aus den Tempusformen geworben und hatte, um nur das Wichtigste zu nennen, das Präsens und das neue Futurum mit imperativischen Funktionen belastet, das Imperfektum und das neue Imperfektum Futuri (*dare habebam*) mit konditionalen, das neue Futurum ferner auch mit potentialen. Das Altfranzösische ist noch reicher geworden. Wie viele Mittel hat es nur, um den Befehl auszudrücken! 1. den alten Imperativ der zweiten Person Singularis: *tien* (*tene*)! *quier* (*quaere*)! *fai* (*fac*)! 2. den Indikativ Präsens der zweiten Pluralis: *allez*! 3. kommt von hier aus auch die zweite Singularis des Indikativs zu imperativischer Funktion: *oz (audis)! vas (vadis)!* 4. Wird der Indikativ des Futurums verwendet: *en dulce France*, *seignur*, *vos en irez!* — *Non ferez! Mar crerez!* 5. für die dritten Personen der Konjunktiv des Präsens: *Voist s'en en France! Toz li miens granz tresors vos seit abandonez!* 6. für die erste Person des Pluralis ebenfalls der Konjunktiv bei Verben wie *sachons! veuillons! façons!* und ähnlichen, die streng genommen nicht befohlen werden können: *povoir*, *avoir*, *estre.* 7. vereinzelt sogar der Konjunktiv der zweiten Personen: *sois*, *soyez*, *veuillez*, *puissiez*, *oiez*, *voiez;* selbst dort, wo ein normaler Imperativ der zweiten Person gebildet werden kann, kommt Konjunktiv zur Verwendung, offenbar um eine gemilderte, weniger direkte Befehlsform auszudrücken: *Dieus*, *car m'en conseilles!*[1] 8. Hat man den Indikativ der ersten Person Pluralis: *allons*, *courons!* 9. den Infinitiv zum Ausdruck des negativen Befehles der zweiten Person Singularis: *amis*, *nel dire ja! Conquis m'as. Merci! Ne m'ocirre tu pas!* 10. Den Infinitiv mit vorangehendem *or*

[1] Ein Konjunktiv der zweiten Person Pluralis ist nur dann möglich, wenn der Befehl durch eine konjunktionale Wendung eingeleitet wird, z. B. *Sire, pour Dieu*, *raimbez-nous . . . mais que vous ne vous metiez la où on met les murtriers*! (Joinville).

zum Ausdruck einer allgemeinen, unpersönlichen Aufforderung: *Or del cerchier par touz ces angles! Or dou secorre! Or del esrer!* — Rechnet man dazu noch bedingte und irreale Befehlsformen, wie: *quer oüsse un serjant! — sed a mei parlasses!* und die näher bestimmten, wie: *soef pas alez tenant!* so entrollt sich ein fast unerschöpflicher Reichtum.

Man wird sich über diese Fülle von Formen des Befehles, der Aufforderung und der Bitte nicht wundern, wenn man bedenkt, wie wenig in jener Zeit noch das Verhältnis von Mensch zu Mensch durch allgemein gültige rechtliche Normen geregelt war, wie sehr es noch vom persönlichen Wollen und Belieben abhing. Wie dieser persönliche, patriarchalische, gefühlsmäßige Charakter im Verkehr von Gleich und Gleich, von Hoch und Nieder sich in den altfranzösischen Formen der Anrede, der Ehrenbezeugung und der Titel widerspiegelt, ist von William Averill Stowell in einer eingehenden Untersuchung und mit reichlichen Belegen gezeigt worden[1].

Die Gefühle der Lust und Unlust, des Schmerzes, der Freude, der Reue, des Zornes, des Mitleides, der Angst, der Scham, des Staunens und Wunderns u. a. waren für jene Menschen etwas Wirkliches, Unmittelbares und objektiv Gegebenes, nichts subjektiv Vorgestelltes, Gedachtes oder Gemeintes. Anstatt, wie der moderne Mensch, zu sagen: „Ich freue mich, daß du kommst," oder „in dem Gedanken, daß du kommst," bevorzugten sie den naiveren Ausdruck: „Du kommst. Das freut mich." Den Gegenstand der Freude von der Gemütsbewegung der Freude abhängig zu machen, war nicht ihre Gewohnheit. *N'i pot aler, ce li pesa. Mors est li bons roys, c'est damages;* oder: *j'i falli, dont encor me poise;* oder, wenn ein Abhängigkeitsverhältnis zwischen dem Affekt und seinem Gegenstand dennoch angenommen wurde, so dachte man es als ein äußeres

---

[1] Old-french titles of respect in direct Address, Baltimore 1908.

und objektives, nicht als ein subjektives, sei es, daß man eine zeitweise, eine bedingungsweise oder ursächliche Verknüpftheit annahm: *Forment m'en pesera quant je t'arai ochis. Mult est dolenz et trespensez quant il nen a ses volentez. N'est mervoille se je faz duel. — Li rois se fist mult lié qui vit le peuple baptisié. — Deus! quel dulur que li Franceis nel sevent! Molt se merveille que puis tant targier.* Kurzum, der subjektive Modus, der Konjunktiv, wird nach Ausdrücken der Gemütsbewegung auf alle Weise noch vermieden. In Texten, die vor der Mitte des 12. Jahrhunderts liegen, hat er bis jetzt überhaupt nicht nachgewiesen werden können. Nach dieser Zeitgrenze tritt er zunächst nur unter bestimmten Verhältnissen, z. B. wenn auch im Hauptsatz der Konjuktiv steht, und nur bei vereinzelten Autoren, z. B. bei Wace, auf[1].

Um so ausgiebiger wird der Konjunktiv nach Ausdrücken des Wollens, Wünschens, Strebens, Erwartens, Hinderns, Verbietens und meist auch des Fürchtens gebraucht. Von hier aus kann er sich gelegentlich sogar auf solche des Sagens und Behauptens ausdehnen; denn für jene dynamischen Temperamente war das bloße Sagen oft schon ein Wollen. — Und das Fragen war bei ihnen nur selten erst der Ausfluß eines beschaulichen und theoretischen Wissenwollens. Sie fragten weniger, was ist?, sondern eher, was werden soll?, was zu tun, zu glauben, zu meinen sei? Sie fragten tendenziös; denn der Zweifel, die Unsicherheit und Unentschiedenheit war eher ein Zustand ihres immer wachen und bereiten Willens als ihres Gefühles, das, wie wir eben sahen, vom Gegebenen und Tatsächlichen, nicht vom Gemeinten und Fraglichen bestimmt zu werden pflegte. Darum herrscht nicht nur nach den Ausdrücken des Zweifels, sondern zunächst sogar noch in den abhängigen Fragesätzen der Konjunktiv. Erst allmählich wird er durch den Modus realis resp. conditionalis verdrängt; mit

---

[1] Vgl. Ed. Simon, die Rektion der Ausdrücke der Gemütsbewegung im Französischen, Göttingen 1907. Diss.

andern Worten, die subjektive Unentschiedenheit, die sich ehedem über den ganzen Inhalt der Frage ausgedehnt hatte, wird im Fragewort verankert und festgelegt. Der *Compotz* zeigt unmittelbar neben der alten schon die neue Auffassung:

Mais or demusterrum
Que seit nuit par raisun.
Dagegen: *E or demusterruns*
Pur quei li jum unt nuns.

Bei Christian von Troyes sind Fälle wie *ne sai que plus vous die; ne sevent quel part puissent*, die früher die Regel waren, die Ausnahme[1]. — In andern Fällen aber, wo die subjektive Unentschiedenheit sich ausdrücklich nicht objektivieren und abgliedern ließ, hat die spätere Zeit den Konjunktiv mit verstärkter Konsequenz zur Geltung gebracht; so z. B. in den konzessiven Wendungen *ou fust a tort ou fust a dreit; encor soit il* und dergl. sowie in den Relativsätzen, die einen Superlativbegriff bestimmen. Wace hat hier noch regelmäßig den Indikativ, Christian noch vorzugsweise; bei Georges Chastellain im 15. Jahrhundert hat sich das Verhältnis umgekehrt. Für seine Freiheit ist der folgende Satz bezeichnend: *les plus amères complaintes qui oncques oyés furent, ne qui jamais partissent de fille de roy.* — Weitere wichtige Verschiebungen betreffen die potentielle Funktion des Konjunktives, die schon in der späteren altfranzösischen Zeit zumeist vom Konditionalis übernommen wird, sei es in unabhängigen, sei es in abhängigen Sätzen. *Mès deussiez faire feste* wandelt sich, freilich nur sehr langsam, zu *vous devriez*....

7. Die Steigerung.

Ein anderes, wichtiges Mittel zur Veranschaulichung der Wertschätzungen und Gefühls- und Willensqualitäten

[1] Vgl. A. Gille, der Konjunktiv im Franz. Herrigs Archiv, Bd. 82, S. 423 und W. Schreinecke, die Entwickelung des Modus im indirekten Fragesatze des Franz. Göttingen. Diss. 1910, dem zufolge der Indikativ im 12. bis 14. Jahrhundert bereits mit einer Häufigkeit von 65% im indirekten Fragesatz auftritt.

im Gemüte des Sprechers ist die Steigerung (Augmentativ resp. Deminutiv).

Die lateinische Steigerung des Adjektives vermittelst der Suffixe *-ior (ius)* und *-timus* resp. *-issimus* ist, als System, in allen romanischen Sprachen untergegangen. Während aber das Spanische, Portugiesische und Rumänische mit *magis* steigern, haben das Italienische und das Französische sich für *plus* entschieden. Befriedigend hat man bisher, soviel ich weiß, diese Wahl nicht zu erklären vermocht. Da *plus* im Lateinischen ursprünglich nur mit Zeitwörtern, nicht mit Eigenschaftswörtern verbunden wird — erst zu Ende des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts treten die ersten Verbindungen von *plus* mit Adjektiv auf[1] — so liegt es nahe, den stark verbalen Charakter des Altfranzösischen auch hier wieder zur Erklärung heranzuziehen. Die Erscheinung würde auf diese Weise sich in die mehrfach hervorgehobene, dynamische Natur des gallischen Romanisch eingliedern. Um diese Vermutung aber auch nur wahrscheinlich zu machen, wäre eine möglichst ausgebreitete Statistik über die Häufigkeit und örtliche Verteilung von plus-Verbindungen mit Verbalformen und Verbalbedeutungen im Vulgärlatein nötig.

Mit dem flexivischen System der lateinischen Komparation ist zugleich auch dessen Bedeutungsfunktion zerstört worden. Der Superlativ existiert im sprachlichen Denken des Altfranzosen überhaupt nicht mehr als eine eigene Sprachform, sondern höchstens als eine Sonderart von Komparativ. „On rapporte l'objet comparé à tous les objets du même genre." sagt Brunot und führt dazu die folgenden Beispiele auf: *Ad un dez porz qui plus est pres de Rome* (Alex.); *As tables juent pur els esbaneier, Et as eschès li plus saive et li vieill* (Roland)[2]. Der bestimmte Artikel ist dabei keineswegs obligatorisch. Für den Franzosen ist also z. B. der „Schönste" der oder einer mit allen

[1] Vgl. E. Wölfflin, Lateinische und romanische Komparation. Erlangen 1879.

[2] Brunot I, 224.

andern verglichen „Schönerer“. Er hat das Bewußtsein, daß der höchste Grad nichts Absolutes und Eigenes, sondern etwas Relatives ist. Sein Denken ist einerseits genereller, andererseits konkreter geworden: genereller in Beziehung auf die Ausdehnung des Vergleiches auf sämtliche Dinge; konkreter aber in Beziehung auf die Wertung, Aussonderung, Bevorzugung des Höchsten als eines relativ jedesmal Höheren. In jeder altfranzösischen Umschreibung oder Ersetzung des Superlatives wird das Wertgefühl oder Qualitätsgefühl in viel innigerer Weise mit der ausgewählten Sache verbunden als in dem lateinischen *optimus*, *maximus* usw. Der *Optimus* ist der bekannte, vorhandene typische Fall der höchsten Güte. Der *plus saive* ist kein typischer, sondern immer nur dieser bestimmte, durch aussondernden Vergleich aus einem gegebenen Höhenzug ermittelte Gipfel der Weisheit. Diese abstraktere und doch zugleich wieder innigere Auffassung der Dinge hat nun zwar das Französische mit andern romanischen Sprachen gemein. — Andererseits aber geht es, was Innigkeit und Konkretheit des Wertausdrucks betrifft, ziemlich über die andern hinaus. Wenigstens in der altfranzösischen Zeit. Es hat nämlich aus dem Trümmerfeld der lateinischen flexivischen Komparation eine verhältnismäßig sehr beträchtliche Anzahl alter Superlative und Komparative in *erb*wortlicher Form sich bewahrt: *maisme*(ment) (maximus), *mermes* (minimus), *pesmes* (pessimus), *proismes* (proximus); ferner nicht nur die auch anderweits erhaltenen Fortsetzungen von melior *(mieldre, meillor, mielz)*, peior *(pire, pejor, pis)*, maior *(maire, major)*, senior *(seindre, sire, seignor)*, minor *(mendre, menor)*, sondern auch Formen wie *hauçor* (altiorem), *bellezor* (bellatiorem), *forcor* (fortiorem), *gencior*, *graignor* und Nominat. *graindre*, *jemvres* (juvénior), *sordeior*, *ampleis* (amplius), *nualz* (nugalius) u. a[1]. Diesen Komparativen hat nun das Altfranzösische ihre Komparativ-Funktionen teils völlig genommen, teils

[1] Vgl. Alex. Hammesfahr, Zur Komparation im Altfranzösischen. Straßburg, Diss., 1881.

bedeutend abgeschwächt. Das Formalistische und Quantitative in der Bedeutung dieser Worte geht verloren, und sie werden zu Qualitätsbezeichnungen, zu reinen Eigenschaftswörtern umgebogen. Von *Sire* und *Maire*, die geradezu zu Titeln personifiziert wurden, wollen wir absehen. Auch die übrigen funktionieren komparativisch nur noch in Anlehnung an einen Artikel, an ein Nomen oder an einen anderen Komparativ. Z. B. *Ço que firent li maire; maior forsfait que i querrem; bel auret corps, bellezour anima; mieldre vassal de lui ne vestid bronie* u. dergl. Daß aber eine der obigen Formen zur freien Trägerin eines rein quantitativen und logischen Vergleiches nach dem Typus: A ist größer als B, wird, dürfte nie oder höchst selten vorkommen. Statt *A est graindre que (de) B* wird das altfranzösische Sprachgefühl fast immer *plus grant* setzen. Der vorgerückteste Punkt, bis zu dem in dieser Richtung gegangen wird, kann vielleicht durch das folgende Beispiel aus Benoits Chronik der Ducs de Normandie bezeichnet werden: *Plus fort de nos estes e maire. — Vos estes maire de nos* wäre schwerlich gegangen. Ausnahme machen die zwei einzigen Worte, die die reine Qualität bezeichnen: besser und schlechter, *meillor* und *pejor*. Eben deshalb, weil sie in ihrem Inhalte schon die reine Qualität gaben, blieb ihrer Form die quantitierende Funktion erhalten. Nur bei dem neutralen *mielz* scheint ein leiser und vorübergehender Versuch gemacht worden zu sein, die qualitative Bedeutung in eine quantitative = *plus* zu verwandeln:

> Donc prist moillier vaillant ed onorede
> Des mielz gentils de tote la contrede (Alex.).

Ob diese Konstruktion mit der vulgärlateinischen *melius sanus* zusammenhängt, ist fraglich. Gerade diese Ausnahme aber bestätigt im übrigen den Sieg der qualitierenden Auffassung. Das Mehrsein wird im sprachlichen Denken des Franzosen, das für alle Wertstufen sich so lebendig interessiert, zu einem Anders-sein.

Daher hat sich auch ein System des Elativs (mit

-issimus), wie wir es im Italienischen haben, trotz wiederholter Ansätze und gelehrter Versuche, nicht durchsetzen lassen. Einigermaßen häufig finden sich im Altfranzösischen nur die gelehrten Bildungen *grandisme* und *saintisme*. Der Elativ — man denke an Bildungen wie *verissimo*, *asinissimo*, *napoletanissimo; Rossinissimo* (Elativ von Rossini) — fußt auf einer merkwürdigen Voraussetzung des sprachlichen Denkens; nämlich, daß eine Qualität, eine Eigenart, ein Charakter, ja, eine Individualität ohne Einbuße, im Gegenteil sogar mit Verstärkung ihrer spezifischen Eigentümlichkeit potenziert werden könne. Diese Anschauung ist eine hervorragend phantastische, karikaturistische und künstlerische und entspricht keineswegs der französischen Auffassung, die in der Steigerung und Potenzierung entweder einen rechnerischen Vorgang oder aber eine sachliche Veränderung der zu steigernden Qualität zu erblicken gewöhnt ist.

8. Der Bedeutungswandel.

Wenn man nun aber erfahren will, in welchen Richtungen etwa die Qualitätsauffassungen der altfranzösischen Sprache sich zu verschieben pflegten, in welcher Weise das Anderswerden der Dinge sich sprachlich veräußerte, so fragt man am besten bei der Bedeutungslehre an. Leider erstrecken sich die bisherigen semasiologischen Untersuchungen über allzulange Zeiträume, um sich zu einer Charakteristik des Altfranzösischen verwerten zu lassen. Je enger man in der Erforschung des Bedeutungswandels sich die zeitlichen Grenzen steckt, desto tiefer darf man hoffen in das Wesen der Sache zu dringen und den psychischen Spielraum, die semasiologische Bewegungsfreiheit, die ein Wort in einem gegebenen Augenblick der Sprache genießt, zu ermessen.

Lassen wir die fruchtlosen Erörterungen und Bemühungen um ein allgemeingültiges Prinzip der Einteilung des Bedeutungswandels beiseite, und bleiben wir bei unserer

bisherigen Fragestellung. Ist der stimmungsvolle lyrische Charakter der altfranzösischen Poesie, ist die Genialität, mit der die Dichter den Gefühlswert in den Vorgängen der Außenwelt erfaßten, durch die spezifische Semantik ihrer Muttersprache irgendwie abgespiegelt? Ja, sie ist es im höchsten Grade und im weitesten Umfang. Das lehrt schon der flüchtigste Blick in ein altfranzösisches Wörterbuch. Erstaunlich groß ist die Zahl derjenigen Bedeutungswandlungen, vermöge deren Vorstellungen der äußeren resp. der objektiven Welt mit inneren, subjektiven, persönlichen Deutungen erfüllt werden; und ebenso erstaunlich klein ist die Zahl der umgekehrten Wandlungen.

Lassen wir einige Beispiele reden. Es sind reine Zufallsfunde und Stichproben, kein arrangiertes Beweismaterial.

Achever = „zu Ende führen" erhält die Bedeutung „Glück haben, reüssieren", und zwar, soviel ich aus Godefroy sehe, auf dem Weg über Wendungen, wie *achever son désir*, *sa volentez*, *sa pesance*.

Acointier (= *adcognitare*) = „mitteilen, erzählen, darlegen, sagen" kommt schließlich dazu, bald eine feindselige, bald eine liebevolle Annäherung zwischen zwei Personen zu bedeuten.

Au roy de Mont Oscur tellement s'acointa:.
Le cheval et le maistre tout en un mont versa.

Dagegen:

Folie est de convoitier
Autrui fame ne acointier.

Bevor *acointier* diese Bedeutung (faire l'amour) erreichte, mußte es einen langen Weg zurücklegen. Der ursprüngliche Sinn „mitteilen" mußte zunächst auf Personen transitiv sowohl wie intransitiv übertragen werden.

Jo vous acoint d'un grant engin . . .
A son filz les acointe et fet
D'eles et de lui un douz plet.

Diese Bedeutungen des Unterweisens und Kennenlernens von Personen mußten sodann veräußerlicht und objektiviert werden zu dem rein neutralen Sinn „begegnen", „ansprechen". *Oncques ne acointastes plus felons anemis; — li uns ne doignai l'autre parler ne acoitier.* Erst jetzt nach dieser weitgehenden Objektivierung

war das Eingießen subjektiver Deutungen im Sinne des Hasses und der Liebe ermöglicht. — Für uns liegt das Charakteristische des ganzen Wandels darin, daß der Spielraum in der personalistischen Richtung ein sehr viel größerer war als in der sachlichen; d. h. daß *acointier* einerseits, persönlich konstruiert, bis zu Bedeutungen, wie „kämpfen, handgemein werden, hofieren, liebeln, begatten" vorrücken konnte, während es andererseits, sächlich konstruiert, nicht über „mitteilen, erklären, sagen, kennen lernen und lehren" hinausgekommen ist und niemals z. B. die Bedeutung von „nachdenken, erkennen, forschen, beweisen" oder dergl. erreicht hat.

Die sächliche Bedeutung: „sich mit etwas befassen, etwas besorgen, unternehmen" *mar acointames ceste guerre* oder *mon oirre m'estuet acointier* ist wohl auch nur auf dem Weg über reflexive Konstruktionen wie *s'acointa moult fort de garder la ville* zustande gekommen.

Aconter = „zählen, zahlen, rechnen" geht über zu „schätzen, hochschätzen, achten, sich kümmern um . . .", wahrscheinlich ebenfalls wieder auf dem Weg über personalistische und reflexive Konstruktionen. Ja, der Spielraum reicht in dieser Richtung bis zu der Bedeutung: „sich zu etwas entscheiden, entschließen".

Ne set s'est sis amis u non,
ne que celui si amer deie,
lequel ele se deit acunter
u amer u del tut lasser.

Adrecier = „etwas Krummes gerade machen, etwas Eingestürztes aufrichten" hat ebenfalls seinen Hauptspielraum auf der personalistischen und subjektivistischen Linie. *Adrece mei en dreit sentier:* —

de tot li a sa fei mentie
s'il ne s'adrece, il le deffie.

Besonders klar zeigt sich die Vorherrschaft der persönlichen über die sächliche Konstruktion in der Bedeutung des Particip passé: *adrecié* = „fourni, muni, bien instruit, bien formé". — Ähnlich verhält es sich bei zahllosen anderen, wie *aduré*, *afaitié*, *afermé*.

Afichier = „stecken, befestigen, sichern" wäre zu dem übertragenen Sinn „erklären, bejahen, schwören" schwerlich jemals ohne das bedeutungsschwangere vieldeutige *s'afichier* gekommen.

Nachdem wir gesehen haben, wie stark die Neigung der altfranzösischen Verba zu reflexiver Erweiterung ist[1],

---

[1] Vgl. oben S. 71 f.

wird es uns auch nicht wundern, wenn wir nun die Beobachtung machen, daß ein auffallend großer Teil der Bedeutungswandlungen der Zeitwörter durch reflexive Wendungen bald ins Rollen gebracht, bald weitergeführt, bald in völlig unerwarteter Weise umgebogen wird. Bei einem raschen Durchblättern der ersten Seiten Godefroys sind mir sofort die folgenden Fälle entgegengetreten, die genügen dürften, um von der Häufigkeit und Ausdehnung der Erscheinung ein ungefähres Bild zu geben:

aatir = défier; *s'aatir* = se vanter;
abandoner = lâcher; *s'abandoner* = s'aventurer und renoncer à ..;
abelir = plaire und embellir; *s'abelir* = s'adoucir;
abeter = tromper; *s'abeter* = s'irriter;
(*abiller* = ausstatten, herrichten; *s'abiller* = sich kleiden);
aboner = borner, limiter; *s'aboner* = se livrer à, se rencontrer;
abonir = déclarer bon; *s'abonir* = consentir à;
abouchier = presser avec la bouche; *s'abouchier* = tomber le visage en avant;
abouter = abgrenzen; *s'abouter* = sich hingeben;
abrevier = abkürzen, verringern; *s'abrevier* = sich demütigen und sich beschleunigen;
absenter = entfernen; *s'absenter de* = aufhören, etwas zu tun;
abuter = bezwecken; *s'abuter* = sich flüchten;
abutiner = mettre au pillage, partager; *s'abutiner* = se livrer, s'abandonner à.

Es würde wohl die Mühe lohnen, in einer besonderen Untersuchung die Rolle der reflexiven Konstruktion, sowie die der personalistischen im Bedeutungswandel der altfranzösischen Verba zu untersuchen, den Zeitpunkt der größten Intensität dieser Erscheinung festzulegen und von den akuten Fällen wie *esbatre* — *s'esbatre* bis zu den leichtesten wie *dormir* — *se dormir* eine Art Stufenfolge anzulegen.

Der Sinn der altfranzösischen Sprache ist fast ganz auf den inneren Menschen, auf die ethische Persönlichkeit gerichtet; fast alles, was ihm von außen zufließt, Erscheinungen der Tierwelt, der Pflanzenwelt, der Materie, der Fabrikate, Formen, Farben, Bewegungen aller Art werden durch symbolische Umdeutungen in die menschliche Gefühls- und Willenswelt hereinbezogen. Es ist mehr Einblick

als Ausblick vorhanden. Daher der unanschauliche, unmalerische Charakter der altfranzösischen Dichtung und Sprache. Anschaulich ist sie zunächst nur in bezug auf das praktische und ethische Treiben des Menschen. So hat z. B. die Tierdichtung nicht etwa die zoologische, sondern die psychologische Phraseologie bereichert, hat in die Gebärden und Bewegungen des Tieres immer nur die Seele des Menschen hineingedeutet und hat darum das Tier in seiner eigentlichen Erscheinung weder verstanden, noch gesehen, noch geschaut[1].

Nur langsam, gegen Ende des altfranzösischen Zeitraums, kommt in den entgegengesetzten, nämlich in den objektivierenden Bedeutungswandel einige Bewegung. Existiert hat er natürlich von jeher; aber die Übertragung innerlicher Gefühlsbewegungen, Willenszustände und subjektiver Erscheinungen auf Vorgänge und Dinge der objektiven Welt ist zunächst noch so schüchtern, verborgen und schwer zu entdecken, daß es der eindringendsten Untersuchungen bedürfte, um auf diesem unbetretenen Gebiet einige wertvolle Funde zu machen. Das meiste gehört natürlich der gelehrten Sphäre an und liegt zeitlich schon ein gut Stück vor der altfranzösischen Epoche. So der Wandel von *eleemosyna* = „Erbarmen, Mitleid" zu „Almosen"; anderes, wie *ahan*, ursprünglich = „Angst, Mühsal, Kummer" und später = „Feldbestellung, Acker, Saat und Ernte" ist genau überhaupt nicht zu datieren, da der Wandel sich in der Bauernsprache vollzogen haben muß. Lediglich zur Illustrierung dessen, was ungefähr unter den Begriff des objektivierenden Bedeutungswandels fallen könnte, führe ich einige Beispiele aus Godefroys Colonnen BA auf:

baboe, das ursprünglich eine Grimasse schneiden heißt, bedeutet bald ein Spiel, bei dem das Gesichterschneiden obligat war, und schließlich eine Art Vogelscheuche. Der subjektive Gefühlsausdruck ist zu einem Spiel und zu einem Gegenstand geworden.

---

[1] Über den Beitrag der Tierdichtung und der Fabliaux zur Phraseologie vgl. Brunot I, S. 288f.

baillie, die Kraft, das Können, bedeutet später das Gebiet, das der Macht, insbesondere der Gerichtsbarkeit eines Herrn unterliegt.

ber, *baron* und *barnage* haben sich fortwährend zwischen subjektiven, ethischen Wertbegriffen und sozialen und sonstigen Sachbezeichnungen hin und her bewegt. Schließlich hat aber der objektivierende Wandel gesiegt, indem *baron* den Adeligen und *barnage* das Gefolge und Gepäck desselben, nicht mehr seine Gesinnung und Taten bezeichnete.

barat, „die Betrügerei", realisiert sich zunächst zu „Hinterhalt" (embûche) und verallgemeinert sich sodann zu „Durcheinander", „Unordnung", „Lärm" und spezialisiert sich andererseits zur Bezeichnung eines Festes, das in Amiens gehalten wurde.

Christian von Troyes als ein Dichter, der die Gesinnung in der Sitte und den seelischen Konflikt im Abenteuer veräußert, ist einer der ersten, von dem man sich eine reichlichere Ausbeute objektivierender Bedeutungswandlungen versprechen darf. Bei ihm nimmt z. B. *desresnier* (widersprechen) den Sinn von „erkämpfen" an (Erec. 757 und 831), *conjoir* (sich mit jemand freuen) kommt zu der Bedeutung „Jem. freundlich behandeln" (Er. 788), *feindre (fingere)* zu „zögern und lässig handeln", *recroire* zu „ablassen, aufhören", *fiancier* (geloben) zu „vertreten" (Er. 2130), *foi* zu „Bürgschaft und Pfand" (Er. 2169), *franchise* zu „edle Tat" (Er. 3141) und dergl. mehr. Wie in der höfischen Gesellschaft die Minne zu einem Dienst, die Treue zu einem festen Verhältnis und alle persönliche Sinnesart zu einem umständlichen Zeremoniell sich ausbildet, und die Liebe zu einer Einrichtung, die Ehrlichkeit zur Ehrenhaftigkeit wird, mag man in Ed. Wechßlers „Kulturproblem des Minnesangs" (Halle 1909) nachlesen.

Eine für das Ende der altfranzösischen und den Anfang der mittelfranzösischen Zeit ganz besonders charakteristische Gruppe von objektivierenden Bedeutungswandlungen sind die sogenannten Personifikationen oder Allegorien. Der Rosenroman ist die klassische Stätte, wo diese Sprachbildungen ihr Fest feiern. Hier gehen *Honte*, *Paor*, *Pitié*, *Jalousie*, *Haine*, *Felonie*, *Envie*, *Avarice*, *Déduit*, *Courtoisie*, *Raison* und wie sie alle heißen, in menschlichem

Kostüm spazieren. Man darf diese Verkleidungen, wenigstens in jener Zeit und in jener Sprache, nicht ohne weiteres als Künstelei verschreien. Sie sind im altfranzösischen Sprachgefühl von langer Hand vorbereitet. Nachdem nämlich, wie wir gesehen haben, durch einen außerordentlich weitgehenden, in spezifisch personalistischem Sinne subjektivierenden Bedeutungswandel in der ersten Hälfte des altfranzösischen Zeitraumes fast die ganze Außenwelt anthropomorphisiert und ethisch eingewertet war, hat sich durch einfache Fortsetzung und Übersteigerung dieses Prozesses der subjektivierende Wandel in einen objektivierenden verkehrt. So ist *male bouche*, der böse, bissige Mund, zu einer schlechten Eigenschaft der ethischen Persönlichkeit zunächst verinnerlicht worden und hat die Bedeutung „Lästermaul" angenommen; hat dabei seinen anschaulichen Charakter verloren, ist ganz Innerlichkeit und geistige Persönlichkeit — natürlich im schlechten Sinne — geworden und konnte eben darum nun in der Außenwelt personifiziert werden und im Rosenroman auftreten. Mit andern Worten, die äußerlichen Personifikationen der Abstrakta-Moralia, wie sie in der mittelfranzösischen Zeit immer häufiger werden, fußen auf der innerlichen Moralisierung der Konkreta, wie sie in der altfranzösischen Epoche herrschend war.

9. Der Wortschatz.

In der mittelfranzösischen Kultur herrscht die Abstraktheit des Verstandes, der Intellektualismus; in der altfranzösischen die Abstraktheit des Gefühles und des Willens: Sentimentalismus und Fanatismus. Für die gegebene Wirklichkeit des Lebens hatte man dementsprechend in der mittelfranzösischen Zeit verhältnismäßig wenig Gefühl und Herz, in der altfranzösischen verhältnismäßig wenig Kopf und Auge.

Den Mangel an Kopf haben wir durch sprachliche Tatsachen hinlänglich belegt. Es bleibt noch ein Wort über den Mangel an Auge und Anschaulichkeit zu sagen.

Der Sachunverständige ist immer geneigt und gleich bei der Hand, den Grad der Anschaulichkeit einer Sprache nach dem Unfang ihres Wortschatzes zu bestimmen. Tatsächlich kann aber mit verhältnismäßig wenig Worten ein anschauliches, plastisches Bild und mit verhältnismäßig vielen ein höchst verwirrtes entworfen werden. Gerade in der französischen Literatur sind die wortreichsten Autoren keineswegs die künstlerisch vollendetsten. Es ist eher die Vielheit und die Bewegtheit der Interessen, eher das Temperament als die Phantasie, eher das Gefühl als die Anschauung, eher das praktische Bedürfnis als das ästhetische, was den Reichtum des Wortschatzes bedingt. Die erregten, kampfdurchwühlten, leidenschaftlich zerrissenen Kulturepochen sind zumeist die wortreicheren; die friedfertigen und ausgeglichenen die ärmeren. Diejenigen Seiten des Lebens, die von den Leidenschaften und Interessen einer Kulturepoche am heißesten umworben werden, sind im Wortschatz die am reichsten und mannigfaltigsten belegten. Dabei ist für das Mittelalter vor allem zu bedenken, daß es bei der grundsätzlichen Geteiltheit seiner Interessen zwischen Diesseits und Jenseits ein doppeltes Wörterbuch, ein vulgäres und ein lateinisches führte, und daß das letztere für die jenseitigen, das erste für die diesseitigen Dinge vorzugsweise veranlagt war. Daher z. B. im Altfranzösischen die vielen Synonyma für Lebensfreude und irdische Vergnügung: *soi alegrer*, *bourder*, *deduire*, *soi delitier*, *soi entredailler*, *soi envoisier*, *soi esbaudir*, *soi resbaudir*, *soi esjoier*, *soi esjoieler*, *soi esbanoier*, *festoier*, *foloier*, *soi eshaitier*, *soi reshaitier*, *joieler*, *soi joïr*, *soi conjoïr*, *soi entreconjoïr*, *soi resjoïr*, *surjoir*, *leecier*, *soi esleecier*, *ragier*, *reveler*, *riber*, *soi rigoler*[1] eine sprachliche Ausgelassenheit, mit der das zeitgenössische Kirchenlatein entfernt nicht wetteifern kann. Einen ähnlichen Reichtum wird man über die Vorstellungsgruppen „Kampf", „Spiel",

[1] Die Liste stammt aus Brunot I, S. 349f.

„Jagd“, „Geselligkeit“ und dergl. ausgegossen finden[1]. — Ganz besonders scharf aber ist das sprachliche Auge jener Zeit auf ausdrucksvolle Bewegungen und Stellungen, Gebärden und Mimik eingestellt[2] — eine Tatsache, die uns nach allem, was wir über die ethisch-psychologische Interessiertheit des Altfranzösischen gesagt haben, nicht mehr überraschen kann.

Aber all der unerschöpfliche, statistisch gar nicht zu fassende Reichtum an schlagenden, kräftigen, charakteristischen Wortgebilden darf uns über eine gewisse innerliche Unanschaulichkeit dieser Sprache nicht hinwegtäuschen. Ganz abgesehen davon, daß ein Teil des großen Wortschatzes durch Unordnung, durch Konkurrenz der verschiedenen Dialekte, von denen jeder Schrift- und Kunstsprache werden wollte und in gewissem Umfange auch war, bedingt ist; ganz abgesehen davon, daß der Reichtum zuweilen ein chaotischer, ein *embarras de richesse* war: fehlte es noch an den nötigen modernen Mitteln, um die vielen schönen Worte mit Sicherheit in den richtigen Brennpunkt des Satzgebildes zu stellen. — Das einfachste und gewöhnlichste derartige Mittel ist der Artikel. Diesen besaß zwar das Altfranzösische, aber es handhabte ihn noch zögernd und ungleich.

10. Der Artikel.

Die Lateiner besaßen ihn nicht, brauchten ihn aber auch nicht. Sie hatten die Dinge, von denen sie sprachen, lebendig und gegenwärtig vor ihrem inneren Auge. Sie

---

[1] Vgl. V. Schroedter, der Wortschatz Kristians v. Tr. bezügl. der Ausdrücke der Kampfesschilderung, Leipzig. Diss. 1907 u. E. Bormann, die Jagd in den afz. Artus- u. Abenteuerromanen, Marbg. 1887 u. Fr. Semrau, Würfel u. Würfelspiel im alten Frankreich, Halle 1910 (23. Beiheft zur Zeitschr. f. rom. Philol.) u. R. Spitzer, Beiträge zur Geschichte des Spiels in Alt-Frankreich, Heidelberg, Diss. 1891.

[2] Vgl. Erh. Lommatzsch, System der Gebärden, dargestellt auf Grund der mittelalt. Lit. Frankreichs, Berl. Diss. 1910, ist leider nur das 1. Kapitel einer umfassenden, unvollendeten Untersuchung.

hörten die Namen und gewahrten sofort die entsprechende Sache. Nur dann, wenn sie die Sache in einer ganz bestimmten Richtung, Beziehung, Ferne, Nähe oder Zugehörigkeit sehen lassen wollten, setzten sie ein hinweisendes Fürwort: *illum hominem*, *illam domum*, *eam domum quam* usw. Die regelmäßige Aufforderung aber, sich „Haus", „Hund", „Tugend", „Liebe", auch jedesmal als „das Haus", „den Hund", „die Liebe", also als etwas Bestimmtes vorzustellen, hatten sie nicht nötig. Ihr inneres Bild von diesen Dingen war klarer, gegenwärtiger, schärfer umrissen, einheitlicher und besser abgegrenzt, als es in unseren heutigen überladenen Köpfen ist. Der bestimmte Artikel bedeutet ja im Grunde nichts anderes als die Aufforderung, sich die Sache, d. h. ihren Vorstellungsinhalt, erstens gegenwärtig zu machen und zweitens ihn abzugrenzen. Er hat also, genau genommen, eine doppelte Funktion, eine präsentierende und eine definierende. Was dem sprachlichen Sinn nicht unmittelbar gegenwärtig sein kann und der Vorstellung widerstrebt, das Abstrakte, soll präsentiert, vergegenwärtigt, veranschaulicht werden: *le bien*, *le mal*, *la vertu*. Das Konkrete aber, das in unendlicher Mannigfaltigkeit und in immer wechselndem Formenfluß dem Sinn vorbeirauscht, soll festgehalten, abgegrenzt, typisiert, definiert, allgemeingültig gemacht werden: *le cheval*, *les arbres*, *les soldats*. Für die Zwecke unserer Untersuchung empfiehlt es sich darum, den Gebrauch des präsentierenden und veranschaulichenden Artikels möglichst scharf von dem des definierenden und generalisierenden zu unterscheiden. Denn eben in der Verschiedenheit der Entwicklung dieser zwei Funktionen liegt ein Charakteristikum des Altfranzösischen.

Die Abstrakta wurden nämlich von dieser Sprache zunächst noch nicht als übersinnliche, jenseitige Substanzen, sondern meistens noch als gegenwärtige Wesen, als eine Art Personen empfunden. Daher pflegte man hier den Artikel noch nicht zu erwarten. *Volupté*, *Jalousie*, *Raison* sind personenhafte Akteurs des inneren Lebens. Wenn es

im Roland heißt: *Plus aimet il traïsun et murdrie que il ne fesist trestut l'or de Galice*, so sind Verrat und Mord noch eine Art von gegenwärtigen Gottheiten oder bösen Geistern mit Personennamen, indes das Gold zu einer allgemeinen Sache, zu einem Gattungsbegriff verblaßt ist, der, um konkret und gegenwärtig zu werden, des Artikels und einer Reihe anderer Bestimmungen bedarf. Bei den Konkreten drang der Gebrauch des Artikels früher, rascher, kräftiger durch. Bei den Abstrakten hat die Artikellosigkeit sich verhältnismäßig sehr gut und bis tief in die mittelfranzösische Zeit hinein behauptet[1]. Noch François Villon, der freilich ein Dichter war, empfindet in seinem Sprachgefühl den Tod und den Frieden als gegenwärtige Numina. *Puis paix se faict; — jusques mort me consume.* Andererseits schreibt im 13. Jahrhundert ein Prosaiker, Henri de Valenciennes: *mult voloient la pais d'ambedeus parz*, ohne damit etwas Ungewöhnliches getan zu haben. Der dichterische Stil und zweifellos auch der gegen Ende des Mittelalters wachsende Einfluß des Latein haben die Einführung des Artikels bei Abstrakten verzögert und haben also zur Erhaltung jener ältesten altfranzösischen Auffassung, derzufolge das Abstrakte ein gegenwärtiges Wesen ist, beigetragen.

Um so rascher aber verblaßten — und darauf kommt es uns vor allem an — die Formen und Umrisse der Konkreta, um so früher und dringender wurde hier, wo die Bestimmtheit der Anschauung versagte, die regelmäßige Einführung eines abgrenzenden Artikels Bedürfnis. Wir sehen daraus, wie gerade in bezug auf das Konkrete, gerade der äußeren und objektiven Welt gegenüber die ursprüngliche lateinische Anschaulichkeit, der sinnliche Realismus der Vorzeit, abhanden gekommen war.

---

[1] Vgl. die freilich auf einem sehr eng umgrenzten Gebiet gesammelten Belege bei H. Fredenhagen, Über den Gebrauch des Artikels in der französischen Prosa des 13. Jahrhunderts, Halle 1906, 3. Beiheft zur Zeitschrift f. rom. Philol. Man findet dort auch die übrige Literatur über den französischen Artikelgebrauch.

La bataille est merveilluse e comune
Alt sont li pui e li val tenebrus (Roland).

Nur wenige Namen konkreter Gegenstände, nur solche, die als einzige, einmalige auf der ganzen Erde gedacht wurden, verweigerten noch die Annahme des bestimmten, typisierend und generalisierend funktionierenden Artikels. Das waren, außer den Personennamen, die meisten Länder-, Orts- und Völkernamen, sodann die höchst konkreten Paare, Paradies und Hölle, Gott und Teufel, zum Teil auch Himmel, Kirche, Erde und Meer.

Etwas anders ist das Fehlen des Artikels vor Namen der Tageszeiten, Jahreszeiten, Wochentage, Festtage und Monate aufzufassen. Wenn wir bei Ville-Hardouin lesen: *Et vespres iere ja bas; — ensi furent trosque à vespre bas; — Joesdi après miquaresme; — ce fut à la quinzaine de Pasques; — il est yverz entrez* u. dergl., so dürfen wir nicht glauben, daß für das damalige Sprachgefühl die Zeitbestimmung etwas Einzigartiges und Einmaliges bedeutet habe. Ebensowenig aber bedeutete sie etwas Allgemeines oder Wiederkehrendes. Sie war ein Mittelding, etwas Ähnliches, was für unser heutiges Gefühl etwa ein Komet sein könnte; oder ungefähr etwas wie der Wundervogel Phönix, der, immer derselbe und einzige, mit geheimnisvoller Regelmäßigkeit vergeht und ersteht, und den niemand gesehen hat. Von dieser naturreligiösen Auffassung steckt noch etwas, und wenn es noch so wenig ist, im artikellosen Gebrauch der altfranzösischen Zeitbestimmungen.

Übrigens hat hier sowohl wie vor Völkernamen schon im Laufe des 13. Jahrhunderts der Artikel sich durchgesetzt, und im 15. hat er auch von Länder- und Flußnamen einen großen Teil ergriffen. Der Eroberungszug des abgrenzenden Artikels aber bedeutet, um es grob zu sagen, den Rückzug der Anschaulichkeit; und die Fortschritte des präsentierenden, die freilich bedeutend langsamer waren, könnte man dementsprechend den Einzug der Verstandesmäßigkeit nennen.

Das Ergebnis der Entwicklung, so wie wir es etwa im neu-französischen Gebrauch des Artikels finden, ist, daß die beiden Funktionen, die präsentierende und die definierende, sich ungefähr decken, wenn auch nicht völlig zusammenfallen.

11. Das Fürwort.

Dafür haben dann auf einem andern Gebiete, nämlich im Gebrauch des hinweisenden Fürwortes, die genannten zwei Funktionen im Neufranzösischen sich um so schärfer voneinander abgehoben. Das Altfranzösische aber hat ein und dieselbe Pronominalform vollständig indifferent bald für den Hinweis, bald für die Umschreibung gebraucht. *Cil Sarrasins me semblet mult herites* und *tuit cil de Palerne, e cil d'Affrike e cil de Califerne* und *Cil qui là sunt n'en deivent aveir blasme* (Roland). Da ein und dieselbe Artikelform dieselbe Doppelfunktion versah (vgl. *Al tens Noë et al tens Abraham et al David que Deus paramat tant.* Alex.), warum sollte es das Fürwort nicht ebenfalls? Also nicht genug, daß das demonstrative von dem determinativen Fürwort formell noch nicht genau unterschieden wird; es hat sich funktionell noch nicht einmal das Fürwort vom Artikel getrennt. Ja, nicht einmal der Bedeutungsunterschied zwischen *cil* als dem Entfernteren und *cist* als dem Näheren ist mit voller Schärfe durchgeführt. *Cist* bezeichnet zwar in der Hauptsache das Nähere, kann aber auch hin und wieder auf das Entferntere und Entfernteste zielen, wofern dieses Ferne besonders hervorgehoben werden soll. *Cist de cui ge ai dit que nuls n'entend; — qui est ceste qui monte par lo desert*[1]? Die affektische Perspektive trübt die optische. Wie die mittelalterlichen Zeichnungen und Bilder, so stellt auch die altfranzösische Syntax dasjenige, was dem Herzen naheliegt, und mag

[1] Diese und weitere Belege bei A. Giesecke, Die Demonstrativa im Altfranzösischen, Rostocker Diss., 1880. Charles Engley Mathews, Cist and Cil, a syntactical Study, Baltimore 1907 war mir leider nicht zugänglich.

es dem Auge noch so ferne sein, in Vordergrundsproportionen dar und vice versa.

Oft ist der Hinweis ein rein innerer, rein affektischer, rein emphatischer, ohne daß auch nur der geringste Versuch gemacht würde, dem Hörer sonstwie die zu veranschaulichenden Dinge näher zu bringen:

> Franceis i fierent par vigur et par ire
> Trenchent cez punz, cez costez, cez eschines,
> Cez vestemenz . . .
> Luisent cil elme, qui ad or sunt gemmet,
> E cil escut et cil osberc safres
> E cil espiet, cil gunfanum fermet (Roland).

So werfen begeisterte Redner und Prediger, denen es am Vermögen oder Willen zur lebendigen und sachlichen Schilderung fehlt, mit hinweisenden Fürwörtern um sich und fordern den Hörer dadurch auf, die Veranschaulichung der Dinge, die sie, die Redner, vermissen lassen, selbsttätig zu vollführen und zu ergänzen. Aus der feineren Sprachkunst der höfischen Dichter verschwindet denn auch bald schon dieser Gebrauch.

Die Sprache hat noch etwas Plumpes und Grobschlächtiges und macht daher einen übermäßigen Gebrauch von Demonstrativen. Der Hörer wird sozusagen fortwährend gepufft und gezupft und bekommt die Nase auf Dinge gestoßen, die sich für einen feineren Orientierungssinn von selbst verstehen. *Ço li comandet: Apele l'ome Deu.* — *Ço peiset mei que ma fin tant demoret.* (Alex.) *Ne placet Deu, ço li respunt Rollanz* (Rol.) *Sainte escriture ço ert ses conseillieurs* (Orson de Beauvais).

Später, wenn die abgeschwächte Form *ce*, die schon im Roland vereinzelt auftritt, sich verallgemeinert hat, bekommt die Sache ein feineres Gesicht, und, was ursprünglich derbe, überflüssige, ungenaue Hinweise waren, gestaltet sich zu den elegantesten Hilfsmitteln syntaktischer Präzision: *c'est que*, *ce n'est que*, *ce que* usw.

Wie der dynamische Charakter des Altfranzösischen im Lauf der Jahrhunderte eine feste syntaktische Statik

erzeugt hat, wie aus seinem stimmungsvollen Ethos die moderne Verstandesklarheit entstanden ist, so haben auch bald die plumpen, unplastischen Züge dieser Sprache sich in Anmut und Leichtigkeit verwandelt.

12. Volkstümlicher und kunstmäßiger Satzbau.

Dabei zeigt es sich, daß in der höfischen Dichtung der spätere Sprachstand vielfach schon erreicht oder wenigstens vorgebildet ist, während die volkstümliche desselben Zeitraumes noch am alten haftet. Erst in der mittelfranzösischen Zeit kommt die Kunstdichtung dazu, das Altertümliche aufzusuchen und archaischen Sprachgebrauch zu bevorzugen. Im Altfranzösischen aber verhält sich der kunstmäßige zum volkstümlichen Sprachgebrauch in der Hauptsache wie die jüngere zu der älteren, die fortgeschrittene zu der zurückgebliebenen Phase einer und derselben Sprache. Die Syntax Christians sieht fünfzig bis hundert Jahre jünger aus als die einer gleichzeitig entstandenen Chanson de geste. Durch fremde Kunstmittel, wie Latinismen, unterscheidet sie sich kaum. Provenzalismen mögen wohl vorhanden sein, aber wem gelingt es, sie in der Syntax zu erkennen?

Lassen sich doch selbst die Latinismen in der Übersetzungsliteratur der Kleriker fast nur am Wortschatz und fast gar nicht an der Syntax erweisen. Mit der naheliegenden Beobachtung, daß die lateinkundigen Autoren die grammatikalische Kongruenz und überhaupt die Logik des Satzbaus strenger beobachten als die andern, daß sie den beiordnenden Satzgebilden die unterordnenden vorziehen, daß sie die Konjunktion *que* im zweiten abhängigen Satzglied regelmäßig wiederholen, daß sie Wendungen, wie *que oui*, *que non*, *que nenil*, wo nicht eingeführt, doch jedenfalls in Schwung gebracht haben, daß sie in der Wortstellung sich manche Kühnheit erlauben und dergleichen mehr, ist noch wenig gewonnen. Einen tieferen Einblick werden wir erst durch eine Reihe von Einzeluntersuchungen über die Sprache der altfranzösischen Übersetzer, Vul-

garisatoren und Paraphrasisten lateinischer Texte erhalten. Eine solche Untersuchung hat J. Trénel, *l'ancien Testament et la langue française du moyen âge*, Pariser These 1904, geliefert. Er hat mit Umsicht und Fleiß die vielen Buchwörter und die vielen Redensarten, die aus der Bibel in die altfranzösische Sprache eingegangen sind, zusammengestellt. Es ist überraschend, wie spärlich, wie verschwindend gering und schwach daneben der syntaktische Einfluß der Bibel erscheint. Er beschränkt sich in der Hauptsache auf die folgenden drei Punkte, die man ebensogut auch als *Stilistica* ansprechen könnte. 1. Gebrauch eines qualifizierenden Genetivs an Stelle eines Adjektivs, z. B. *reis de glorie* (Oxforder Psalter) statt *roi glorieux*, oder *li roi de majesté*, *chaère de glorie* usw. 2. Ähnlicher Gebrauch eines determinativen Genetivs in bildlichem Sinn: *calice de salu*, *fontaine de vie*, *repruce des humes et degetement de pople* (Oxf. Psalt.) 3. Umschreibungen des absoluten Superlativs wie *li Dieux des Dieux*, *en siecles de secles*, *le cantique des cantiques*. Es ist anzunehmen, daß andere, kunstvollere Texte als die Vulgata eine etwas reichlichere syntaktische Ausbeute liefern; aber sehr viel darf man sich vom 11. und 12. Jahrhundert in dieser Hinsicht keinesfalls versprechen. Der altfranzösische Satzbau ist, selbst in der Hand des Klerikers, ein wesentlich volkstümlicher und spontaner geblieben

Während in Italien die Latinisierung der Syntax schon bei den Anfängen des vulgären Schrifttums einsetzt und sofort mit größter Energie, ja mit Gewaltsamkeit — man denke an Guittone von Arezzo! — betrieben wird, ist sie in Frankreich in einem langsamen, sachten und bescheidenen Tempo vor sich gegangen und hat erst im Lauf des 14. und 15. Jahrhunderts vom Adagio sich zum Fortissimo gesteigert, also in einer Zeit, in der die französische Satzbildung schon viel zu zäh und straff geworden war, als daß sie durch latinisierende Gliederverrenkungen noch ernstlich hätte beeinträchtigt werden können.

Ja, noch mehr: die Latinisierung war in Frankreich zunächst ausschließlich kirchlicher, nicht, wie in Italien,

weltlicher, humanistischer und intellektualistischer Art. Sie ging zum größten Teil von den biblischen Schriften aus. Nun waren aber Stil und Sprache der Bibel, insbesondere des alten Testamentes, dem Stil und der Sprache der altfranzösischen Nationalepen in vieler Hinsicht ähnlich und in merkwürdigster Weise wesensverwandt. Die hebräischen Dichtungen verherrlichen, ähnlich wie die altfranzösischen, die kriegerische Propaganda der Religion, den Fanatismus des Glaubens, den Heroismus der Frömmigkeit; und der Stil ist dementsprechend ebenfalls ein stimmungsvoller, innerlicher, lyrischer, rhetorischer, unmalerischer, dynamischer, bewegter, ethischer, unlogischer usw. Auch hier wird das Abstrakte eher gefühlt als ausgedacht oder ausgemalt. Daher kam es, daß die Hebraismen des Wörterbuches, des Stiles und der Syntax, als sie auf dem Weg über das Latein der Vulgata in das altfranzösische Schrifttum gerieten, sich hier so natürlich, so wenig fremdartig, so volkstümlich ausnahmen und wie von selbst zu Gleichartigkeit und Einheit mit den nationalen Dichtungs- und Sprachformen verschmolzen. Zu diesem Sachverhalt kann man fast auf jeder Seite von Trénels Materialsammlung die Belege finden. Auch das Buchwort des Lateinkundigen und Gelehrten bekam unter diesen Umständen einen heimischen erbwortlichen Klang. „Le vocabulaire de l'ancien français", sagt Brunot — und wir dürfen zum *Vocabulaire* getrost auch die *Syntaxe* hinzufügen — „n'avait pas seulement la variété, l'abondance, la force expressive, il avait en outre une qualité qui, pour n'être sensible qu'aux yeux du linguiste, n'en mérite pas moins d'être mise en relief, c'est l'homogéniété. Ni les mots étrangers, ni les mots savants n'y tenaient une place assez grande pour nuire à l'harmonieuse unité de l'ensemble, qui depuis a été détruite et ne sera jamais rétablie[1]."

Diese gepriesene, schöne Gleichartigkeit ist im Grunde nichts anderes als die sprachgeschichtliche Spiegelung

[1] A. a. O., I, S. 351.

und das Ergebnis teils jener feudalen Gesellschaftsordnung, die von unten nach oben ohne Kluft und ohne Riß stufenartig sich aufbaut, teils auch jener innigen, durch und durch nationalen Teilnahme und Mitarbeit des Klerus und der Kirche an den wirtschaftlichen, sozialen, politischen und geistigen Bedürfnissen, Schicksalen und Bestrebungen des Volkes, wie wir sie oben skizziert haben.

13. Satzbau und Rhythmus.

Dieser Einklang von Hoch und Nieder, von Kopf und Herz der Nation läßt sich am Ende gar in einem gewissen Einklang der syntaktischen mit den phonetischen, der gedanklichen mit den lautlichen und rhythmischen Tendenzen des Altfranzösischen wiedererkennen.

Lautliche Wandlungen, die durch die Stellung des Wortes im Satze bedingt sind, pflegt man als satzphonetische Erscheinungen zu bezeichnen. Meyer-Lübke hat im vierten Kapitel seiner „historischen Grammatik der französischen Sprache" (Heidelberg 1908) ungefähr alles zusammengestellt, was als satzphonetisch bezeichnet werden darf. Er hat dabei hervorgehoben, daß das Französische, verglichen mit andern Sprachen (z. B. mit dem Sizilianischen oder Sardischen) „zu keiner Zeit eine so weitgehende Abhängigkeit der Wortform vom Satzbau zeigt"; hat aber vorsichtigerweise hinzugefügt: „soweit wir seine Geschichte erkennen können". Wir kennen eben von den altfranzösischen Lautverhältnissen nur das Wenige, das eine grobe und willkürliche Orthographie fixiert hat. Dadurch, daß eine Sprache vom mundartlichen Zustand in den literarischen übergeht, werden all ihre feineren satzphonetischen Variationen und Schattierungen abgetötet, und nur das Ohrenfälligste, Gröbste überlebt. Wie reich an satzphonetischen Erscheinungen aber eine Mundart des französischen Sprachgebietes wenigstens heutzutage sein kann, ersieht man z. B. aus der feinsinnigen Studie L. Gauchats,

L'unité phonétique dans le patois d'une commune (insbes. Kap. IV)[1].

Da wir es nun nicht mit Mundart, sondern mit Schriftsprache zu tun haben, so dürfen wir uns eine sonderliche Ausbeute auf dem Feld der Satz-Phonetik kaum versprechen. Vielleicht gibt es aber einen andern Weg als den der satzphonetischen Untersuchung, um den oben behaupteten Einklang der syntaktischen mit den phonetischen Tendenzen zu erweisen. Es werden ja nicht nur die lautlichen Wandlungen durch die Stellungen und Funktionen der Wörter im Satze bedingt; es müssen doch wohl auch umgekehrt diese durch jene irgendwie beeinflußt sein. Besonders die großen, entscheidenden, charakteristischen Strömungen im Lautwandel einer Sprachperiode werden ohne eine gewisse Wirkung auf den Satzbau schwerlich verlaufen können. Man darf also dort, wo die satz-phonetische oder syntaktisch-lautliche Betrachtung nicht ausreicht, ein umgekehrtes Verfahren einschlagen, indem man die wichtigsten Charakteristika der Lautgestalt zur Erklärung syntaktischer Besonderheiten und Schiebungen heranzieht.

Am Ende der vorliterarischen Zeit, etwa im 10. Jahrhundert, besitzt die nordfranzösische Sprachengruppe einen mit ziemlicher Schärfe und Eigenartigkeit ausgeprägten Lautstand[2].

Vor allem fällt die weitgehende Erhaltung der vulgärlateinischen Konsonanten im Auslaut der Worte auf[3]. Sie ist umso merkwürdiger, als im Auslaut der Silben die Konsonanten bereits begonnen hatten, sich dem vorangehenden Vokale möglichst anzugleichen und in ihm unter-

[1] Aus romanischen Sprachen und Literaturen. Festschrift für H. Morf., Halle 1905, S. 193ff.

[2] Ich stütze mich im folgenden vorzugsweise auf Meyer-Lübkes Histor. Gram. der franz. Spr., Heidelberg 1908, die mir die gründlichste und lebendigste Anschauung der Dinge zu vermitteln scheint, indem sie eher genetisch und historisch als beschreibend und grammatikalisch angelegt ist.

[3] Über die einzige nennenswerte Ausnahme, Schwund von *-c*, vgl. Meyer-Lübke, Histor. Gram. der franz. Spr., § 185.

zugehen[1]. Der konsonantische Wortauslaut blieb also zunächst intakt, ja er wurde dort, wo er sekundär war, sogar bis zur Stimmlosigkeit verhärtet (*verde* > *vert*, *grant*, *lonc* usw.), während bereits an der Beseitigung des konsonantischen Silbenauslautes gearbeitet wurde: — ein Beweis, daß die entscheidende, maßgebende lautliche und artikulatorische Einheit durch das Wort, nicht durch die Silbe und ebensowenig durch die Wortgruppe gebildet wurde. Jedes Wort hatte seinen einheitlichen Lautkörper und seinen autonomen Akzent, ließ sich also durch Analogie weniger leicht dekomponieren und rekomponieren und durch Liaison weniger straff an das vorhergehende oder folgende Wort anschleifen als das neufranzösische Wortmaterial. In der Tat genügen zur Erklärung der meisten und wichtigsten Lautwandlungen der vorliterarischen Epoche die quantitativen und qualitativen Akzentverhältnisse und die sonstigen phonetischen Bedingungen im Rahmen eines einzelnen Wortes. Nur in wenigen Ausnahmefällen muß Satzakzent resp. Satzphonetik zu Rate gezogen werden. Demnach scheinen die Sätze der urfranzösischen Rede in abgerissenen Worten mit einer kleinen Pause hinter jedem Wort und mit einem selbständigen Sinnakzent auf jedem Wort gesprochen worden zu sein. Diese nachdrückliche und zerhackte Diktion verträgt sich im Grunde nur mit einer parataktischen, logisch noch unvermittelten, impressionistischen, gefühlsmäßigen Satzstruktur, wie wir sie noch ziemlich gut erhalten am Anfang der literarischen Epoche vorgefunden und charakterisiert haben.

Dieser Sachverhalt bildet sozusagen den ersten und allgemeinen Grundakkord in dem oben behaupteten altfranzösischen Einklang der phonetischen mit der syntaktischen Entwicklung.

Da nun die primitive französische Wortakzentuierung beinahe ganz autonom war, also von einem besonders gearteten Akzent des Satzes so gut wie gar nicht überragt

---

[1] Ebenda, § 165ff.

noch bestimmt wurde, so ist zu erwarten, daß in der Folgezeit die allmähliche Ausbildung einer festen französischen Satzakzentuierung in ihren Grundverhältnissen, in ihrem Schema an das vorgezeichnete System der Wortakzentuierung gebunden sein wird; — etwa so wie das Universum in der Monade oder der Makrokosmus in einem Mikrokosmus vorgebildet und enthalten ist. Eine einfache, ungezwungene Schematisierung der Dinge genügt, um diese Erwartung zu bestätigen.

Was die Intensität des altfranzösischen Wortakzentes betrifft, so ist man bei der Erklärung lautgesetzlicher Wandlungen bis jetzt noch immer mit der Annahme von drei Graden bequem ausgekommen: Hochton, Nebenton, Tonlosigkeit. Wir bezeichnen den ersten mit einem Accent aigu ′, den zweiten mit Accent grave ‵, den dritten mit einer Null. Es sind nun, was die Stellung dieser drei Intensitätsakzente betrifft, im ganzen sechs Kombinationen denkbar:

1) ′ ‵ *o*
2) ′ *o* ‵
3) ‵ ′ *o*
4) ‵ *o* ′
5) *o* ′ ‵
6) *o* ‵ ′

Das Altfranzösische hat, nachdem der proparoxytonische Wortausgang beseitigt war, in all seinen dreisilbigen Wörtern resp. Wortausgängen von den sechs möglichen Kombinationen nur die zwei mittleren, 3. und 4. verwirklicht. Auf diese zwei Typen läßt sich die altfranzösische Wortbetonung zurückführen; mit ihrer Hilfe kann man wengistens im Groben das Schicksal der unbetonten Vokale im Altfranzösischen erklären. Die vulgärlateinischen Typen zwei und fünf wurden beseitigt: *ási̊nù* > *asne*, *co̊nsíliù* > *conseil*, während drei und vier, wenn auch nicht dem Lautmateriale nach, so doch dem Schema nach beibehalten sind: *nàcélle̊*, *ràisnáble̊*, *foùgére̊* und *làrre̊cín*, *ànce̊s-sóur*, *pèrrĕsíl* usw. Eins und sechs haben wohl niemals

im Vulgärlateinischen existiert. Also bleiben nur drei und vier[1].

Nimmt man nun an, was ungefähr das Normale, wenn auch keineswegs Notwendige sein dürfte, daß in einem einfachen, aus Subjekt, Objekt und Verbum bestehenden Satze, das Subjekt dem Sinne nach den Hochton, das Objekt einen Nebenton und das Verbum die tonlose Stelle zu vertreten habe, nimmt man z. B. den Satz

Rollanz reguardet Olivier

und spricht man ihn mit dem normalen Satzrhythmus, wie er in der Folgezeit, d. h. im Neufranzösischen sich ausgebildet hat:

Roland regarde Olivier,

so zeigt es sich, daß, obgleich der Sinn den Hochton auf das erste Satzglied stellt, die Rhythmik ihn auf das letzte wirft. Der Sinnakzent wäre, wenn man die obigen Zeichen auch hier verwendet:

′o‵

Der tatsächliche moderne sprachliche Satzakzent aber ist dem Wortakzent des Typus 4 analog:

‵o′

Mit anderen Worten: der Satzakzent hat sich im Lauf der Jahrhunderte, ohne Rücksicht auf sinngemäße Betonungsart und einem vorwiegend akustisch-rhythmischen Zuge gehorchend, dem herrschenden Wortakzent angeglichen.

Ja, nachdem in der neufranzösischen Aussprache durch Verstummung des *e muet* der Typus 3 des Wortakzentes:

‵′o

der ursprünglich ein fallender war, zu einem steigenden, zweigliedrigen Typus:

‵ ′

[1] Vgl. Meyer-Lübke, a. a. O., § 115 ff. u. bes. § 120. Ob die zweisilbigen, steigend betonten Wörter *boisson*, *sëur* usw. nur *einem* Typus: *o* ′ oder auch dem andern: ‵′ im ältesten Altfranzösischen gehorchten, mag dahingestellt bleiben.

sich verkürzt hat, ist bald auch die Satzakzentuierung, die im Alt- und Mittelfranzösischen noch eine fallende sein konnte (z. B. *il regarde le* oder *li escuiérs le còlp donnå)* zugunsten einer steigenden Betonung aufgegeben worden.

Dadurch, daß das Schema der Satzakzentuierung demjenigen der Wortakzentuierung mit ziemlicher Treue nachgebildet ist, hat das Französische eine verhältnismäßig starre und einförmige Satzrhythmik bekommen und hat die Möglichkeit, besondere Bedeutungsverhältnisse durch eine entsprechend besondere Satzbetonung auszudrücken, eingebüßt. Will es irgendein Satzglied hervorheben, so kann dies bald nicht mehr durch die Kraft der Akzente geschehen, sondern es muß zu syntaktischen Umschreibungen gegriffen werden: *C'est Roland qui regarde Olivier* und dergl. Ja, es kommen schließlich geradezu sinnwidrige Betonungsverhältnisse zustande, wie: *plait-il*? *voulèz-voús*? wo die hochtonigen *il* und *vous* keinerlei Bedeutungsakzent verdienen.

Der Rhythmus einer Sprache findet sich zu erhöhter Klarheit und zu einer Art natürlichen Systemes herausgearbeitet in der Dichtung, im Vers. Im Vers ist darum das Übergewicht der primitiven und natürlichen Wortakzentuierung über eine geistige und rednerische Satzakzentuierung, das Übergewicht der rhythmisch-phonetischen über die syntaktischen, intellektuellen Tendenzen besonders stark. In Sprachen, die wie das Italienische oder das Neuhochdeutsche eine stark intellektualistische, gelehrte, latinisierende Syntax und dementsprechend eine stark logizistische Satzakzentuierung ausgebildet haben, kommt es in der Poesie zu bedeutenden Konflikten zwischen den Forderungen des Ohres, des Rhythmus, der Melodie und denen des Verstandes, des Sinnes, der Bedeutung. Von der Uneinigkeit dieser beiden Faktoren leben die sogenannten poetischen Lizenzen: außergewöhnliche Elisionen, künstliche Verschleifungen, Kürzungen, Längungen, Synäresen, Diäresen, Akzentverschiebungen und dergl. im Wortkörper, Verschränkungen, Inversionen, Anakoluthien usw.

im Satzkörper. Es bildet sich schließlich ein poetischer Sprachstil, der sich durch solche Besonderheiten vielfach von der gewöhnlichen Rede unterscheidet.

Im Französischen aber ist bekanntlich der Unterschied zwischem poetischem und prosaischem, künstlichem und gewöhnlichem Sprachstil ein so geringer, daß man schon oft behauptet hat, die französische Dichtung sei im Grunde nur eine gereimte Prosa. Der Sprachhistoriker aber weiß, daß diese Ähnlichkeit, dieser Einklang des prosaischen mit dem dichterischen Stil nicht etwa durch einen maßgebenden Einfluß der Prosa auf die Dichtung zustande gekommen ist, sondern umgekehrt durch eine schon in den Anfängen des Altfranzösischen gegebene Überherrschung des noch unselbständigen Satzakzentes durch den Wortakzent, der gedanklichen durch die rhythmisch-akustischen, der verstandesmäßigen durch die gefühlsmäßigen, kurz, der spezifisch-prosaischen durch die spezifisch-poetischen Tendenzen. Die Besonderheit der französischen Schriftsprache liegt eben darin, daß sie in den Anfängen und in der Vorgeschichte ihrer Entwicklung nicht der Prosa, nicht den Gelehrten, sondern den Sängern, den Volksdichtern, den Rhythmikern und nicht den Logikern, den Spielleuten der Ile-de-France und nicht den Klerikern der Normandie oder der Bourgogne den Vorrang gegeben und die Führung überlassen hat.

Diese grundlegende Tatsache wäre nun freilich durch eine Fülle sprachlicher Sonderuntersuchungen erst noch zu belegen und zu beleuchten. Im Rahmen dieser Betrachtung muß ich mich mit einigen wenigen Hinweisen begnügen.

Wir haben gesehen, wie der impressionistische Charakter des Altfranzösischen zu Wortstellungen und Satzgebilden führt, die das Treibende und Bestimmende, das Prädikat, das Adverbium, das Adjektivum, das Verbum an den Anfang rücken, das Getriebene und Bestimmte an den Schluß, und wie das ganze Satzgefüge eine Lockerheit hat, die allerhand Inversionen und viele Einkeilungen erlaubt.

Dabei entstehen starke und häufige Pausen im Satzrhythmus. Dementsprechend hat auch der Vers starke, feste, epische Zäsuren und ist eine Einheit für sich und leidet kein Enjambement. Der rhythmischen Pause entspricht fast immer eine ebenso starke syntaktische. Innerhalb eines Verses ist das Übergreifen der syntaktischen Einheit über die rhythmische sehr selten und muß, wo es auftritt, sei es als Nachlässigkeit, sei es als Künstelei, auf jeden Fall als abnorm bezeichnet werden. Dies gilt vor allem für den Alexandriner[1]; in gewissem Sinne aber auch für den Zehnsilbler mit fester Zäsur nach der vierten. Im Alexius fallen rhythmische und syntaktische Ruhepunkte fast durchaus zusammen. Übergriffe sind selten und wenig stark; z. B. *que la moillier donat fecondidet;* kaum häufiger und stärker werden sie im Roland: z. B. *ensemble avum estet e anz e dis;* etwas mehr schon im Wilhelmslied: *a dous traiz at voidié le mazelin* u. a.[2], sehr viel mehr im Huon de Bordeaux, noch mehr im Aimery de Narbonne:

A ceste estoire dire me plest entendre,
Ou l'en puet molt sens et essenple prendre.

Die Syntax war allmählich straffer, die Wortstellung analytischer, die Keilkonstruktion seltener geworden, daher Abnahme und Schwächung der natürlichen Pausen im Satzinnern und Wachstum und Stärkung der syntaktischen Einheiten. Zusehends wird die obligate Zäsur nach der vierten zu einem Hindernis. Von jetzt ab hört der Zehnsilbler auf, der bevorzugte Vers der Epik zu sein und muß den größeren rhythmischen Einheiten des Alexandriners oder gar des zäsurfreien Achtsilblers Platz machen. Um keine weiteren Unstimmigkeiten zwischen syntaktischen und rhythmischen Einheiten aufkommen zu lassen, um den Gedanken nicht

---

[1] Vgl. A. Tobler, vom afz. Versbau, 5. Aufl., Leipzig 1910, S. 114ff.

[2] Vgl. Ausg. Suchier S. XVIII, sowie Osw. Reissert, Die syntaktische Behandlung des zehnsilb. Verses im Alexius u. Rolandsliede, Marburg, Ausg. u. Abh. XIII, 1884.

ins Gedränge mit dem Rhythmus zu bringen, hat man den Zehnsilbler aufgegeben. Nur in der künstlichen, durch Musik und fremde Vorbilder bestimmten Stilart der Lyrik ist er beibehalten, während die wichtigste und eigenartigste altfranzösische Gattung, die Epik, allem Zwang und Streit zwischen Rhythmus und Satzbau, zwischen Vers und Gedanke aus dem Wege geht.

Merkwürdig ist auch, wie viele spezifisch altfranzösische Satzkonstruktionen, in denen das höchsttonige Glied am Anfang der Wortgruppe steht, in gleicher Weise von der rhythmischen wie von der syntaktischen Entwicklung untergraben wurden. Man zähle z. B. im Alexiuslied die Verse oder Halbverse, in denen sich syntaktische Inversion mit fallender Satzbetonung verbindet:

> Bóns fut li siecles . . .
> Tóz est mudez, perdúde at sa colour . . .
> Viélz est e frailes, tóz sen vait declinant . . .
> Ríches om fut . . .
> Eufemiiéns (si out a nom li pedre)
> Cóms fut de Rome usw. usw.

und man halte dagegen eine entsprechende Verszahl aus der Chanson de Roland oder aus einem anderen noch jüngeren Gedichte desselben rhythmischen Schemas. Man wird sich dann überzeugen, wie rasch die Zahl der Inversionen abnimmt und wie vielfach Hand in Hand damit die Abnahme der fallenden Betonung geht. Es bleiben dabei natürlich noch viele syntaktischen Inversionen übrig, die sich mit steigendem Rhythmus und steigender Betonung vertragen, wie:

> quer feiz i eret e justise ed amoúrs . . .
> por çol vos di, d'un son fil vueil parlér . . .
> sour toz ses pers l'amat li emperédre usw.

Es bleibt auch in den langen Versen, in den Alexandrinern und Zehnsilblern immer noch Raum genug, um die fallenden rhythmischen Gruppen durch steigende in der zweiten Vershälfte zu überhöhen, so daß in dem weiten rhythmi-

schen Rahmen sich ein gut Teil syntaktischer Inversionen noch ungehindert bewegen und ausbreiten kann.

Allein, im Laufe des 12. Jahrhunderts beginnen die Langverse durch Kurzverse, durch Achtsilbler und Sechssilbler allmählich verdrängt zu werden, der rhythmische Rahmen verengert sich, und für syntaktische Inversionen mit fallender Betonung bleibt kaum noch ein Plätzchen. Man prüfe Christian von Troyes auf Satzrhythmik einerseits und Inversionen andrerseits, und man wird erstaunt sein zu sehen, wie sehr hier durch poetische Verstechnik die Entwicklung eines spezifisch analytischen, logischen, prosaischen Satzbaues gefördert wird. Im Alexius und in den ältesten assonierenden Epen stehen die sinnstarken und impressionierenden Redeteile meist am Anfang oder in der Mitte des Verses, so daß die Assonanz durch rednerischen Akzent und syntaktisches Gewicht nicht sonderlich unterstrichen wird. Wieviel bedeutungsschwerer sind dagegen die Reime des Christian geworden. Das rhythmische Schwergewicht des Reimes ist mit dem syntaktischen und rednerischen des Sinnes mehr und mehr zusammengefallen.

So hängt das Aufkommen der Kurzverse und paarweisen Reime, das auf den ersten Anblick ein zufälliges und willkürliches Ereignis scheinen könnte, mit den eigensten syntaktischen und rhythmischen Formtrieben der Sprache zusammen und bedeutet eine fortschreitende innige Einschmelzung der didaktischen, intellektualistischen, analytischen, dokumentarischen Elemente der Sprache in ihren poetischen und monumentalen Grundcharakter. Es ist denn auch kein Zufall, daß die vollendetsten Kunstwerke der altfranzösischen Schriftsprache in einem Kurzvers, in dem Achtsilbler des Christian von Troyes, der Marie de France und des *Tristan* ausgeprägt werden. Hier kommt eben am klarsten, reinsten und natürlichsten jene straffe Einheit des prosaischen und dokumentarischen mit dem poetischen und monumentalen Charakter der Sprache zur Geltung.

14. Der Vokalismus.

Ja, der Einklang reicht noch weiter. Derselbe Wortakzent, der in seinem Schoße den späteren französischen Satzakzent gehegt und vorgebildet hat, ist für die lautliche Entwicklung der Sprache bestimmend geworden.

Das Französische hat von Anfang an bis auf die Neuzeit mit Zähigkeit sich an den vom Vulgärlatein überkommenen Wortakzent gehalten. Die Stelle, die ein Hochton im Wort am Ende der vulgärlateinischen Epoche einnahm, hat er bis in die neufranzösische Zeit herein festgehalten[1]. Ob die Akzente auf den Stamm, auf die Wurzel, auf die Endung, auf das Suffix fallen — gleichviel, sie lösen, wenn die sonstigen Bedingungen ähnlich sind, ähnliche Lautwandlungen aus. Das stammbetonte *via*, *vea* entwickelt sich genau wie das endungsbetonte *habebam*, *habea: veie*, *aveie;* das vortonige *a* in einer Stammsilbe *(amons)* wird genau so behandelt wie das vortonige *a* in einem Präfix *(avers)* usw. usw. Diese Selbständigkeit des Wortakzentes beweist uns, daß das unmittelbare Gefühl für die Bedingtheit und Zusammengesetztheit der Worteinheiten stark beeinträchtigt war. In der Tat greift unter der Wirkung dieses unbekümmerten, durch reflektierende, etymologisierende, analogisierende Bedürfnisse und Neigungen nur wenig behinderten Wortakzentes der sogenannte spontane Lautwandel in der vorliterarischen und zum Teil noch in der literarischen Epoche des Altfranzösischen um sich und breitet sich aus mit einer Kraft und Geschwindigkeit, wie sie in der Entwicklung der romanischen Sprachen einzig dasteht. Nie wieder sind im Französischen die Grenzen, die durch Analogie einerseits und durch Satzakzent andererseits der lautwandelnden Tätigkeit des Wortakzentes gezogen sind, so weit und so locker gewesen.

---

[1] Eine Verschiebung der Akzentlage scheint jedoch gegenwärtig im Begriff zu sein, sich zu vollziehen. Vgl. Meyer-Lübke, a. a. O., § 145ff.

Der älteste Lautwandel, den man als den ersten altfranzösischen bezeichnen darf, obgleich er sich auch im Provenzalischen, Portugiesischen und Norditalienischen findet, ist zugleich der letzte und einzige, der nicht durch reinen Wortakzent, sondern doch wohl durch eine gewisse Wechselwirkung von Stamm- und Endungsakzent zustandegekommen ist. Es ist ein Umlaut: *pres-î* > *pris*, *tott-î* > *tuit*[1].

Etwa zu gleicher Zeit beginnt der Schwund resp. die Reduzierung tonloser Vokale im Auslaut resp. im Wortinnern bei mitteltoniger Stellung. Dieser Prozeß erstreckt sich über mehrere Jahrhunderte und zieht sich in vielfachen Verflechtungen mit anderen Lautwandlungen durch die ganze vorliterarische Epoche hindurch und begleitet die Vorherrschaft der spontanen Wandlungen auch noch in die literarische Epoche herein. Er zeigt uns das Kräftespiel der Wortakzente, die das vorhandene Lautmaterial so lange bearbeiten, bis sie es in die spezifisch französischen wortrhythmischen Typen eingepaßt haben[2].

Die Anpassung besteht, was die hochbetonten Vokale betrifft, zunächst darin, daß sie eine Änderung nur dann erfahren, wenn sie durch die Betonung gedehnt werden können. Daher eine Reihe von Diphthongierungen in freier Stellung. *Laetu* > *liet*, *breve* > *brief*, *rota* > *ruede*, wobei es wahrscheinlich ist, daß die Diphthonge *ie* und *uo* resp. *ue* schon von Anfang an steigende Betonung hatten. Etwas jünger sind die fallenden Diphthonge, die sich aus einer Dehnung der geschlossenen Vokale in freier Silbe ẹ̄ und ọ̄ ergeben haben: *me* > *mei*, *fede* > *feit*, *flore* > *flour*, *toa* > *toue*. Noch später hat sich der Wandel *a* > *e* vollzogen: *patre* > *pedre*, den man in der ersten Hälfte seines Verlaufes doch wohl zu den Diphthongierungen rechnen darf, denn anders als über eine gedehnte Mittelstufe *ae* oder *ai*

---

[1] Vgl. Meyer-Lübke, a. a. O., § 51.

[2] Vgl. im einzelnen Meyer-Lübke, a. a. O., die §§ 52, 115, 116, 119, 120, 125, 126, 145.

kann er schwerlich gelaufen sein[1]. Jedenfalls ist mit der Dehnung eine Schiebung der Artikulationsstelle des *a* in palataler Richtung nach *e* hin verbunden.

Diese doppelte Neigung, einerseits zu Dehnung und Diphthongierung und andererseits zu Palatalisierungen insbesondere zu *e*- und *i*-Stellungen der Zunge ist denn auch noch einer Reihe anderer Wandlungen mehr oder weniger gemeinsam. Daß sie dem Wandel des langen lateinischen *u* zu *ü* zugrunde liege, wage ich, nachdem Meyer-Lübke in seiner „Einführung" und Philipon in der Romania 1911 gezeigt haben, wie außerordentlich vielgestaltig und kompliziert dieser Wandel ist, kaum noch zu behaupten. — Ganz und gar aber fällt der Wandel *au* > *o*, *auru* > *or* aus unserem Bilde heraus. Hier war weder Dehnung noch Palatalisierung, sondern Reduktion und Velarisierung maßgebend. Der Wandel ist denn auch einer der spätesten der vorliterarischen Zeit und darf als Vorbote einer neuen lautgeschichtlichen Epoche angesprochen werden. — Da die genannten und die folgenden Palatalisierungen am Anfang der französischen Lautentwicklung stehen und auf einer gemeinsamen artikulatorischen Neigung zum Heben resp. Vorschieben des Zungenrückens beruhen, so ist die Versuchung, all das auf keltische Sprechgewohnheit zurückzuführen, sehr groß[2].

Wie stark und allgemein jedoch der Zug nach vokalischer Expansion, nach Dehnung und Palatalisierungen unter dem Hauptton war, zeigt eine lange Reihe sogenannter assimilatorischer Lautwandlungen: *factu* > *fait*, *lectu* > *lieit* > *lit*, *nocte* > *nueit*, *fructu* > *fruit*, *frigdu* > *freid*, *axe* > *ais*, *sex* > *sieis* > *sis*, *mac(u)la* > *maille*, *solic(u)lu*

[1] Dafür spricht die Gestalt dieses *a* vor Nasal *pane* > *pain*, *amo* > *ain*. Folgender Nasal hat auch sonst den spontanen Wandel verzögert oder rückgängig gemacht. So bleibt *plena* auf der Stufe *pleine* stehen und kann zu **ploine* nicht vorrücken. *corona* gelangt teilweise bis zu *coroune*, bleibt in der Hauptsache aber bei *corone*.

[2] Vgl. E. Gierach, das älteste franz. Lautgesetz in der Ztschr. f. frz. Spr. u. Lit., Bd. 40, 1912, S. 103ff.

> *soleil*, *vig(i)lat* > *veille*, *magnus* > *mains*, *pugna* > *poigne*, *lacrima* > *lairme*,... *nuce* > *noiz*, *dece* > *dis*, *pace* > *pais*, ... *fasce* > *fais*, *crescit* > *creist*... *fingere* > *feindre*, *sanctu* > *saint*, *jungere* > *joindre*, *punctu* > *point*, ... *ŭstium* > *uis*, *angŭstia* > *angoisse*, *nausea* > *noise*, *ba(l)neu* > *bain*, *mediu* > *mi*, *radiu* > *rai*, *exagiu* > *essai*, *palatiu* > *palais*, *pretiu* > *pris*, *folia* > *fueille*, *palia* > *paille*, *variu* > *vair*, *morio* > *muir*. Dabei ist die Anziehungskraft, die der hochtonige Vokal auf das i-Element ausübt, eine derartig starke, daß sie oft über Silbentrennung und komplizierte Konsonanz hinwegreicht.

Ja, die Neigung zur vokalischen Expansion ist an und für sich so kräftig, daß es zur Bildung sekundärer Diphthonge nicht einmal des Hochtones bedarf; zumeist genügt schon der Nebenton: *onionem* > *oignon*, *seniorem* > *seignour*, *taliare* > *taillier*, *repatriare* > *repaidrier*, *masione* > *maison*, *messione* > *meisson*, *potione* > *poison*, *octava* > *oitieve*, *Pectavu* > *Peitou*, *aucellu* > *oisel* usw. Man darf sogar behaupten, daß die allgemeine Tendenz zur vokalischen Expansion resp. sekundären Diphthongbildung weiter geht als die besondere zu Palatalisierungen resp. *i*-Stellungen. Es werden nämlich auch — allerdings erst in späterer Zeit, etwa vom 9. Jahrhundert ab — mit Velarisierungen resp. *u*-Stellungen sekundäre Diphthonge erzeugt, und zwar unter dem Nebenton sowohl wie unter dem Hochton: *falcon* > *faucon* und *falsu* > *faus*. Etwas Ähnliches ereignet sich bei Nasalierungen *entro* > *ẽntre* > *ãntre* und *jenuarius* > *jẽnvier* > *jãnvier*. Allein, die Erscheinung hat ihre Grenzen, und es gibt Fälle, in denen die assimilatorische Vokalexpansion wenigstens einigermaßen an den Hochton gebunden ist und unter dem Nebenton nur unvollkommen stattfindet. Neben *pingere* > *peindre* steht *linteólu* > *linçuel*, neben *pectus* > *piz*, *pect(o)rina* > *peitrine*, neben *sis*, *seissante*, neben *huit*, *oitieve*, neben *modium* > *muy*, *modiólum* > *moyuel*, neben *plakuit* > *plóut*, *plakuísti* > *plawís*, sofern diese Form eine lautgesetzliche ist.

Spontane Diphthongierungen können unter dem Nebenton selbstverständlich nicht entstehen; aber die weitgehenden sekundären Diphthongierungen, die er erlaubt, sowie die gute Erhaltung der Klangqualitäten sämtlicher Nebentonvokale[1] beweisen, daß der altfranzösische Nebenton auf dem Wege ist, dem Hauptton Konkurrenz zu machen. Freilich, zu einer wirklich bedeutenden Rivalität ist er erst im Neufranzösischen unserer Tage vorgedrungen (vgl. Meyer-Lübke, § 146); doch ist sein langsamer und steter Kraftzuwachs schon für das Altfranzösische charakteristisch.

Und zwar wächst er, wie man leicht beobachten kann, auf Kosten der tonlosen Vokale. „Durch die ganze Entwicklung des Französischen hindurch zieht sich wie ein roter Faden der Schwund tieftoniger oder schwachtoniger Vokale, namentlich der zwischentonigen."

Andererseits aber scheint mir, daß der Nebenton auch auf Kosten des Haupttones gewachsen ist. Denn schon zu Beginn der literarischen Epoche des Altfranzösischen geraten die hochtonigen Diphthonge ins Schwanken. Einerseits fallen sie durch Dissimilation auseinander: *éi* > *ói*, *óu* > *éu*, andererseits werden sie zu Monophthongen reduziert: *ai* > *ei* > *e*, *uè* > *ö*, *au* und *eau* > *o;* oder die fallenden und extensiven Diphthonge werden zu steigenden zusammengefaßt: *úi* > *uí*. Kurz, auf die Periode der vokalischen Expansion folgt eine solche der „Konzentration"; auf die Zeit, in der die Konsonanten sonisiert und vokalisch assimiliert wurden, eine solche, in der die Vokale durch die umgebenden Konsonanten beeinflußt

[1] *a* ist erhalten. In *caballu* > *cheval* bedeutet der Wandel *a* > *e* keine Schwächung des Klangcharakters, sondern eine Palatalisierung. *ī* ist erhalten; ebenso *ū* als *ü*. Nur *ē*, *ĕ* und *i* waren in einem qualitativ neutralen *e*; *ō*, *ŏ* und *ŭ* in einem *o* zusammengefallen. Dieses *o* hat aber alsbald wieder, teils nach analogischen, teils nach phonetischen Rücksichten sich in ein offenes und ein geschlossenes differenziert, und etwas Ähnliches dürfte auch von *e* gelten. Vgl. Meyer-Lübke, §§ 108, 109 u. 133; kurz, der Nebenton ist im Prinzip derselben Klangqualitäten fähig wie der Hauptton.

werden (Meyer-Lübke, § 97 ff.)[1]. All diese Erscheinungen, die das Schicksal der haupttonigen Laute demjenigen der nebentonigen annähern, sind doch wohl durch eine qualitative und quantitative Einbuße der Energie auf der hochtonigen Stelle und einen entsprechenden Zuwachs auf der nebentonigen bedingt.

Jede Einbuße auf der hochtonigen Stelle aber bedeutet eine, wenn auch noch so unscheinbare, Schädigung derjenigen Kraft, die das Wort als lautliche und gedankliche Einheit zusammenhält. Wenn der Nebenton dem Hochton einmal ernstlich Konkurrenz macht, so entsteht ein Dualismus und ein Schwanken im Schwerpunkt, wobei die Selbständigkeit und der Nachdruck des einzelnen Wortes nichts zu gewinnen, aber viel zu verlieren hat. Und was das einzelne Wort an lautlichem sowohl wie an gedanklichem Nachdruck verliert, kommt seiner syntaktischen Umgebung, also dem Satzglied als solchem zugute. So haben wir denn im Wachstum des Nebentones ein erstes Anzeichen für die Bildung größerer und komplizierterer Einheiten, als es die eines Einzelwortes ist.

15. Der Konsonantismus.

Die Wandlungen im Konsonantismus lassen sich nur mittelbar, nur durch den Vokalismus hindurch aus dem Kräftespiel der dreierlei Arten im Wortakzent begreifen: insofern nämlich die Konsonanz in schwacher Stellung einer fortschreitenden Sonisierung und Auflösung in der betonten vokalischen Umgebung unterliegt[2]; und insofern andererseits durch Schwund der tonlosen Vokale neue Konsonantengruppen, die ihrerseits wieder von vokalisierenden Tendenzen bearbeitet werden, entstehen. In

---

[1] Z. B. der Wandel *ou* > *eu* ist, wie G. Gröber gezeigt hat, durch folgenden Dental bedingt. Vgl. G. Gröber, die Entstehung des franz. „*ieu*-“ u. „*oeu*-“Lautes in den Studi letterari e linguistici dedicati a P. Rajna, Florenz 1911.

[2] Was unter schwacher und starker Stellung zu verstehen ist, lehrt Meyer-Lübke, § 149.

starker Stellung dagegen bleiben die Konsonanten erhalten und erleiden höchstens einige artikulatorische Veränderungen, die in der Hauptsache durch die lautphysiologische Natur des folgenden Vokales, mag er nun ein haupttoniger, nebentoniger oder tonloser sein, bestimmt werden; z. B. *cáput* > *chief*, *cabállu* > *cheval*, *vac-ca* > *vache*. Hier hat die Wirkung der Tonstärke und Akzentlage ihre Grenze. Der Verlauf der Dinge regelt sich nur mehr nach Silbeneinheiten und nach lautphysiologischen Faktoren.

Auf den ersten Anblick könnte man glauben, die sprachliche Entwicklung gehorche hier nur noch rein passiv einem automatischen Mechanismus der Artikulation. In gewisser Hinsicht ist es auch tatsächlich der Fall. Die Geschichte des französischen Konsonantismus hat etwas Einförmiges und ist eigentlich keine Geschichte, sondern ein System; denn immerzu wiederholen sich dieselben oder ähnliche, sehr ähnliche Vorgänge. Wir können zwar in Anlehnung an Meyer-Lübke zwei verschiedene Perioden auch in der Entwicklung des altfranzösischen Konsonantismus unterscheiden, von denen die zweite „bis unmittelbar in die historische Zeit hinein“ reicht. Wir müssen aber hinzufügen, daß diese Einteilung in der Hauptsache aus der Geschichte des Vokalismus übernommen ist; denn im Konsonantismus an und für sich sind die Kennzeichen der zweiten Periode wesentlich dieselben wie die der ersten. „Charakteristisch ist“, sagt Meyer-Lübke § 186, „ein weiteres Nachlassen der Artikulationsenergie, das sich darin ausdrückt, daß die kombinierten Laute vereinfacht werden, daß die zwischensilbigen stimmlosen Verschlußlaute einen ähnlichen Weg gehen wie die lateinischen in der ersten Periode, daß die Tilgung der silbenschließenden Konsonanten weitere Fortschritte macht.“ Wie einförmig und automatisch die Konsonantenwandlungen in beiden Perioden, ja sogar noch in der mittelfranzösischen und einem Teil der neufranzösischen Zeit ablaufen, mag man daraus ersehen, daß man im Ernst und nicht ohne Erfolg den Versuch machen konnte, eine etwa tausendjährige Ent-

wicklung aus einem einzigen Prinzip heraus zu erklären und als einen Weg darzustellen, der mit instinktiver Zielbewußtheit einem Zustande entgegenstrebt, der im Laufe des 16. Jahrhunderts schließlich erreicht wird: nämlich die durchgehende Offensilbigkeit[1]. Ein anderes, noch allgemeineres Prinzip, nämlich die von Meyer-Lübke formulierte „Grundregel", daß die Konsonanten in starker Stellung erhalten bleiben und nur artikulorischen Veränderungen unterliegen, gilt sogar nicht nur für die ganze französische, sondern für die romanische Konsonantenentwicklung überhaupt.

Angesichts einer so einförmigen Starrheit muß jeder Versuch, die einzelnen französischen Konsonantenwandlungen anders als rein mechanisch, rein automatisch, rein lautphysiologisch zu erklären, gewagt erscheinen. Eine Zurückführung der Dinge auf die lebendigen, geistigen Bewegungen der Wort- und Satzakzentuierungen scheint ausgeschlossen. Und doch wird gerade hier, in dieser geistlosen Konsonantengeschichte, die größte und entscheidende Wendung, die das sprachliche Denken der altfranzösischen Zeit erlebt hat, in ihren Anfängen und ihrem Verlaufe erst recht ersichtlich. Denn hier vor allem wird der Übergang vom impressionistischen zum räsonnierenden Denken, von der Parataxe zur Unterordnung, vom Sprechen in selbständigen, mehr oder weniger isolierten und hoch- und eigentonigen Wörtern zur fließenden Rede in zusammenhängenden Wortgruppen, kurz, der Übergang vom Wortakzent zum Satzakzent vorbereitet und eingeleitet.

Indem nämlich das phonetische Schicksal eines Konsonanten sich nicht nach Maßgabe seiner Stellung in der Worteinheit noch in der Satzeinheit differenziert, indem es vielmehr meistens nach Silbeneinheiten entschieden wird, ist der erste Ansatz zur artikulatorischen Verknüpfung eines Wortes mit dem Nachbarwort bereits gemacht. Ja, was besondere Beachtung verdient, die altfranzösische,

[1] Vgl. G. Gröber, Eine Tendenz der franz. Sprache in der Miscellanea linguistica in onore di G. Ascoli, Turin 1901.

selbst die vulgärlateinische Artikulationsrhythmik schon weist ihren Konsonanten nicht nur eine silbenanlautende und silbenauslautende Stellung zu, sie gibt auch einer zwischensilbigen Konsonantenstellung Raum. Zwischensilbig — ein Ausdruck, den Meyer-Lübke, soviel ich sehe, nicht näher erklärt hat — nennen wir einen Konsonanten, wenn er sich 1. in intervokalischer Stellung befindet und 2. eine derartig gedehnte Artikulation erhält, daß er im Sprechrhythmus weder ganz zu der vorangehenden noch zu der folgenden Silbe gezählt werden darf, sondern einen Übergang darstellt. Der konsonantische Verschluß oder die Enge wird rascher gebildet, weniger straff gehalten und später gelöst, so daß der Vokal der ersten Silbe noch nicht ausgeklungen hat, indes der Anlaut der zweiten schon einsetzt. So kommt es, daß die sämtlichen zwischensilbigen Verschlußlaute über kurz oder lang entweder spirantisiert oder sonisiert oder gar völlig vokalisiert werden. So wird z. B. das *-t-* in *vita*, ursprünglich eine einfache Konsonanz in starker Stellung *vi-ta*, dadurch, daß es als zwischensilbige Konsonanz behandelt wird: *vi't'a* allmählich zur Spirans und zur Lenis: *th*, *d*, d, wobei die Reihenfolge der Wandlungen mit Bestimmtheit natürlich nicht mehr zu rekonstruieren ist.

Der älteste durch Zwischensilbigkeit bedingte Konsonantenwandel, von dem wir wissen, gehört dem ersten nachchristlichen Jahrhundert an und ist — sehr bezeichnenderweise — durch syntaktische, satzphonetische Verhältnisse veranlaßt. Es ist der Wandel — *b* — > — *v* —. Er kam offenbar dadurch zustande, daß zunächst einfaches *v* im Wortanlaut, wenn das vorhergehende Wort konsonantisch auslautete, zu *b* wurde: *nunc veni* > *nunc beni;* aber *ad me veni.* Dieser Wechsel von *v* und sekundärem *b* hat nun auch das primäre *b* ergriffen: *tu bibe* > *tu vibe* und hat sich schließlich derart verallgemeinert, daß jedes zwischensilbige *b* zu *v* wurde[1]. Diesen ihren satzphoneti-

[1] Vgl. Meyer-Lübke, Einführung, § 120, u. Parodi, Romania XXVII, 177ff.

schen, resp. satzrhythmischen Ursprung haben die zwischensilbigen Konsonantenwandlungen der Folgezeit insofern nicht verleugnet, als sie, obgleich im Inneren der einzelnen Worte entstanden, also nicht durch Satzrhythmus, sondern durch Wortrhythmus bedingt, ihre Tendenz, sich auch zwischen zwei zusammengehörigen Worten geltend zu machen, beibehalten.

Etwa zu Anfang des 5. Jahrhunderts wird auf dem ganzen galloromanischen Gebiet stimmlose Fortis in zwischensilbiger Stellung zu stimmhafter Lenis: *riba*, *vida*, *amiga* usw.[1] Diesem Wandel sind entweder sofort oder jedenfalls bald darauf eine Reihe unselbständiger Formworte: *et*, *aut*, *nec* unterzogen worden. Jedenfalls zeigen uns die ältesten französischen Sprachdenkmale neben einem in antekonsonantischer Enklise entstandenen *e*, *o*, *ne*, *se*, *que* ein an antevokalische Stellung gebundenes *ed*, *od*, *ned*, *sed*, *qued*. Die drei letzten Formen sind natürlich nach dem Muster von *ed* analogisch gebildet. So haben wir denn in den zwischensilbigen Konsonantenwandlungen einen ersten unscheinbaren Kanal, durch den die silbige Gliederung des Wortes, also der Wortrhythmus, weiterfließen und seine Eigenart dem Satze mitteilen kann.

Betrachtet man nun unter diesem Gesichtspunkt die Geschichte der alt- und mittelfranzösischen Konsonantenwandlungen, verfolgt man Schritt für Schritt die Expansion und Erweiterung der Wortrhythmik zu einer ihr analogen Satzrhythmik, so hat man einen wenn auch schwierigen, doch nicht ungangbaren Weg gefunden, um die mechanische und lautphysiologische Erklärung zu übersteigen und auch die Schicksale der Konsonanten in einem innerlichen, im eigentlichen Sinne des Wortes geschichtlichen Zusammenhang mit der Entwicklung der übrigen Formen des sprachlichen Gedankens zu sehen.

Leider kann ich auch hier nur flüchtig auf einige augenfällige Knotenpunkte dieses Zusammenhanges hinweisen.

---

[1] Vgl. Meyer-Lübke, § 156ff.

Zur Zeit, da in der Syntax die impressionistische Sinnkonstruktion und die Parataxe noch maßgebend waren, und im Vokalismus der Wortakzent noch vorherrschte, erfolgten konsonantische Wandlungen wie *cabo* > *chief*, *probe* > *pruef*, *trave* > *tref*, *grado* > *gret*, *fede* > *feit*, die durch einen Rhythmus bedingt sind, in welchem Silbenauslaut und Wortauslaut zusammenfallen, also das Wort eine rhythmische Einheit war.

Dieser Verhärtung der Auslautkonsonanten tritt nun ein Schwund resp. eine Sonisierung derselben entgegen. Der letztere Prozeß aber hängt in mannigfaltigster Weise mit zwischensilbigen und satzrhythmischen Vorgängen zusammen. Vor allem ist in *locu*, *focu*, *fagu* der velare Verschlußlaut als ein zwischensilbiger behandelt, also erweicht worden: *logu*, *fogu*, *fagu*, so daß er sich schließlich der vokalischen Umgebung anglich: *lou*, *fou*, *fau*. Hier ist also, dank der Zwischensilbigkeit, ein konsonantischer Auslaut überhaupt niemals zustande gekommen. In andern Fällen aber: *aimet*, *chantet* und wohl auch *feit*, *gret*, *amét* war konsonantischer Auslaut bis ins 11. Jahrhundert hinein herrschend. Er ist zu derselben Zeit beseitigt worden wie das zwischensilbige *-t-* im Wortinnern *(vita* > *vie)*. Es liegt daher nahe, anzunehmen, daß die Bedingungen der Zwischensilbigkeit vom Wortinnern auf das Satzinnere übertragen worden sind; mit andern Worten, daß *-t* geradeso behandelt wurde, wie wenn es sich immer nur in antevokalischer Stellung, also als *-t-* im Satzinnern befände. Meyer-Lübke, der diese Erklärung nahelegt, zieht sie selbst wieder in Zweifel, indem er einwendet, es sei kaum anzunehmen, „daß die Fälle, wo vokalischer Anlaut folgte, zahlreicher sind als die mit konsonantischem" (§ 205). Sie sind an und für sich wohl nicht zahlreicher, aber sie sind per analogiam verstärkt, d. h. maßgebend gemacht worden. Und zwar hauptsächlich wohl deshalb, weil die Zahl der zwischensilbigen Konsonantenstellungen im Wortinnern nachgerade eine sehr große geworden war. (Man denke an all die vielen Vokalisierungen, die sich an komplizierten Konsonanten

ereignet hatten: *raison*, *-age*, *-oise*, *tiede* usw.) Da lag es nun nahe, im gegebenen Fall dem zwischensilbigen Rhythmus auch im Satzinnern den Vorzug zu lassen.

Nachdem auf diese Weise die ersten Grundlagen zur satzphonetischen Konsonantenbehandlung gelegt sind, wird etwa vom 13. Jahrhundert ab der noch übrig gebliebene konsonantische Wortauslaut immer entschiedener nach den Gesichtspunkten der *Liaison* geregelt. —

Ein Wandel, den man durch reine Lautphysiologie zu erklären pflegt, ist die Entwicklung eines Gleitelautes: *sem'ler* > *sembler*, *pon're* > *pondre*, *marbre*, *cousdre*, *estre* usw.[1] Allein, die an und für sich gewiß einwandfreie mechanische Erklärung beruht auf einer doch nur für das Altfranzösische geltenden historischen Voraussetzung: nämlich erstens auf dem durch die spezifisch-französische Wortakzentuierung bedingten Schwund des Zwischenvokals und zweitens auf der spezifisch-französischen Silbenrhythmik. Diese gibt der hochtonigen Silbe eine Länge und eine derartige vokalische Ausdehnung, daß der folgende Konsonant anfangs nur schwach eingesetzt, dann aber um so kräftiger durchgehalten und abgesetzt, also mit steigender Energie artikuliert wird, sodaß die Lösung des Verschlusses und der Übergang zum folgenden Zungen- und Zitterlaut eine Explosion erzeugen muß. Durch die Dehnung des Tonvokals wurden konsonantische rückläufige Assimilationen, wie sie das Italienische hat: *ponre* > *porre*, *domina* > *donna*, *factu* > *fatto* unmöglich gemacht. Dem scheint *espat'la* > *espalle* zu widersprechen. Allein ein *ll* italienischer Art dürfen wir auch hier nicht annehmen; wir müssen vielmehr einen Doppelkonsonanten ansetzen, dessen erster Teil schlaff und sonor und dessen zweite Hälfte straff artikuliert wurde: *l̥-l*, andernfalls wäre die Weiterentwicklung zu *espaule* unverständlich.

Freilich, bevor auch nur die wichtigsten altfranzösischen Lautwandlungen in der angedeuteten Weise auf die Bewe-

---

[1] Meyer-Lübke, § 180.

gungen in den Akzenten und Rhythmen der Wörter, Sätze und Silben zurückgeführt werden können, muß noch viele geduldige Kleinarbeit geleistet werden. In letzter Hinsicht ist die Aufgabe sogar unlösbar, teils weil das vorhandene Beweismaterial lückenhaft ist, teils weil ein voller Einklang, eine absolute Harmonie zwischen sprachlichem Denken und sprachlichem Artikulieren niemals bestanden hat, noch jemals bestehen wird. Die volle Harmonie, die restlose Rationalität würde Stillstand in der Sprachentwicklung bedeuten.

Zu dieser allgemeinen, im Wesen aller Sprache liegenden Ambiguität und Irrationalität kommt noch eine besondere Art von Unstimmigkeit, nämlich eine den Schrift- und Kunstsprachen eigene unvermeidliche Diskrepanz zwischen Satzbau und Lautgestalt. Der Lautstand einer Schriftsprache, sobald sie sich über mehrere Landschaften ausdehnt, erleidet von den Nachbardialekten her allerlei Einflüsse und wird zu phonetischen Kompromissen und Transaktionen gezwungen. Solcher Schädigungen haben wir, was die lautliche Eigenart des Franzischen betrifft, einige wenige schon oben (S. 34) angedeutet. Dabei pflegt die syntaktische Struktur im wesentlichen sich gleich zu bleiben. Wenigstens hat man dialektische Einflüsse oder mundartliche Schattierungen in der altfranzösischen Syntax bisher so gut wie gar nicht zu entdecken vermocht. Freilich hat man auch mit sonderlicher Sorgfalt noch nicht danach gesucht. Doch, selbst wenn syntaktische Einflüsse in weitestem Umfang vorhanden wären, so gingen sie doch nie und nimmer Hand in Hand mit den phonetischen, und die Einheit der betroffenen Schriftsprache wäre darum nicht etwa weniger, sondern mehrfach gestört. Indem also zwischen die autochthone Satzbildung und die mit ihr verwachsene autochthone Lautbildung eine Reihe mehr oder weniger fremder mundartlicher oder gar gelehrter Phonalitäten sich einkeilen, wird der organische Zusammenhang, um dessen Nachweis wir uns bemüht haben, da und dort gelockert und stellenweise zerrissen.

In der Tat leidet der altfranzösische Lautstand fast überall, wo man ihn anfaßt, an mundartlichen Störungen und Schwankungen. In den wenigsten Fällen ist es uns gegeben, diesen oder jenen Lautcharakter genau zu lokalisieren. Noch immer die gelungenste sprachgeographische Übersicht über den altfranzösischen Lautstand bieten die trefflichen Karten Suchiers im „Grundriß". So fließt das spezifisch franzische Lautbild nach allen Seiten hin in andere, verwandte und ähnliche, aber eben doch abweichende Lautbilder auseinander; es leidet an der feudalistischen Zersplitterung und an dem landschaftlichen Partikularismus der Nation.

16. Rückblick.

Überblicken wir den durchlaufenen Weg, so zeigt sich, daß der Höhepunkt der altfranzösischen Kunstdichtung, und das wäre etwa die Zeit des Christian von Troyes, zugleich auch der Höhepunkt der altfranzösischen Schriftsprache ist. Damals stand der Satzakzent, soweit er überhaupt schon geregelt war, in einem Einklang mit dem Wortakzent, die rhythmische Struktur harmonierte mit der gedanklichen, die syntaktische mit der lautlichen, die analogische mit der spontanen[1] in einem Maße, wie es weder zweihundert Jahre vorher noch hundert Jahre nachher der Fall war.

Demnach läge das erste klassische Zeitalter Frankreichs etwa zwischen 1150 und 1250. Denn „klassisch" — diese Bestimmung ergibt sich wenigstens für die französischen Verhältnisse aus unserer ganzen Betrachtung — klassisch darf man mit Fug und Recht wohl diejenigen

[1] Ich bin mir wohl bewußt, daß in der obigen allzu flüchtigen Darlegung dieser Zusammenhänge eine bedeutende Lücke klafft, indem ich es unterlassen habe, die altfranzösische Flexion und überhaupt das Wirken der analogischen Tendenzen zu besprechen. Dieser Mangel ist nur dadurch zu entschuldigen, daß ich mir die Darstellung der analogischen Vorgänge für die Skizze des Mittelfranzösischen aufsparen wollte.

Zeiten nennen, in denen die Blüte der Dichtkunst mit der verhältnismäßig straffesten Organisation der sprachlichen Einheitlichkeit zusammenfällt; „romantisch“ aber diejenigen, in denen eine hohe dichterische Genialität mit einer zersplitterten, mangelhaft organisierten oder in der Auflösung begriffenen Spracheinheit und Grammatik zu arbeiten und zu ringen gezwungen ist. Das erste romantische Zeitalter wäre demnach dasjenige des „Roland“ und das zweite klassische fiele, wie jedermann weiß, in die Tage Ludwigs XIV. Es erstreckt sich, zeitlich und sachlich, von dem Grammatiker Vaugelas zu dem Dichter Racine.

D. Charakterzüge und Wandlungen des Mittelfranzösischen.

I. Allgemeine negative Züge. Anarchischer und synkretistischer Charakter der Sprache.

Die politische, rechtliche und administrative Einheit des französischen Königreiches, soweit sie auf der Grundlage des Feudalismus möglich war, ist unter Philipp August (1180—1223) erreicht. Wenn um jene Zeit der König ein literarischer Mäcenas gewesen wäre, etwa so wie Heinrich II. von England oder die Grafen der Champagne oder die südfranzösischen Fürsten, so wäre das Übergewicht, das die Dialektgruppe des franzischen Zentrums über die umliegenden Nachbardialekte allmählich gewonnen hatte, klar und offen in der Dichtung zutage getreten. Allein, weder Ludwig VII., noch Philipp August, noch Ludwig VIII., noch Luwig IX. (1226—1270) haben Zeit und Neigung gefunden, die Dichtkunst zu fördern. Sogar die Trobadors, die an allen Höfen romanischer Zunge sich angenehm zu machen wußten, haben in Paris zumeist vergebens

oder überhaupt nicht angeklopft[1]. Philipp August wird von der gelehrten Geistlichkeit gepriesen, weil er von seinem Hof die *jogleurs* entfernt hat. Die Lebensführung der französischen Könige des 12. und 13. Jahrhunderts hatte etwas Einfaches, Nüchternes, Solid-Langweiliges, Bürgerliches und fast Bigottes. Kein Wunder, daß der hohe Adel des Reiches diese muffige Hofluft gerne mied. Die Könige ihrerseits waren bestrebt, die Hofämter an kleine, willige, ergebene Leute zu verleihen. Schon Ludwig VII. hat die feudalistische Erblichkeit der königlichen Hofämter bekämpft.

„L'élément ecclésiastique et bourgeois l'emporte, dans cette cour, sur l'élément militaire. Les personnages les plus influents et les plus occupés du palais sont des clercs de la chapelle, des religieux et des roturiers. Le conseil royal se soustrait chaque jour davantage à l'influence des féodaux. Dès cette époque apparaît même le légiste de profession[2]."

Die Ämter des *Chancelier* und des *Sénéchal* hat Philipp August aufgehoben (1185 und 1191). Die engere *curia regis* und zumeist auch die engere persönliche Umgebung des Königs bestand aus einem wesentlich bürgerlichen Personal, welches fast durchweg den ältesten Kronländern und Provinzen entstammte.

„Les conseillers de la couronne étaient presque tous, en ce temps là (d. h. noch unter Ludwig IX.) originaires des anciennes provinces d'entre Somme et Loire, cœur et berceau de la monarchie: Orléanais, Gâtinais, Ile-de-France, Beauvaisis, Picardie. Ce n'est pas assurément que Louis IX. se fût fait un système à cet égard....... Mais il avait hérité de son père et de son aïeul un personnel de gouvernement qu'il garda, et qui était français. Plus

---

[1] So hat, um nur ein Beispiel zu nennen, Giraut Riquier sich vergeblich um Aufnahme am Hofe Ludwigs IX. und dessen Gemahlin Margaretha, obgleich sie eine geborene Provenzalin war, beworben.

[2] Luchaire in Lavisse's Histoire de France, III, 1, S. 76.

tard les provinces récemment annexées, Normandie, Languedoc, et même les républiques d'Italie, peuplèrent la cour capétienne de ministres exotiques, étrangers à l'esprit et aux habitudes des « prud'hommes » de la France propre, qui apportèrent avec eux de redoutables nouveautés. Dans l'honnête entourage de Louis IX. régnaient encore les vieilles mœurs, en harmonie avec l'humeur du maître[1]."

Erst unter Philipp dem Schönen haben die großen Hofskandale, die sich in der Folgezeit mehr und mehr häufen, begonnen.

Wir haben somit am Ausgang der altfranzösischen Zeit zwei für die weitere Geschichte der Schriftsprache grundlegende Tatsachen.

1. Die Geschäfts- und Umgangssprache des Hofes war vorwiegend der franzische Dialekt, dessen Übergewicht über die andern nordfranzösischen Dialekte spätestens seit der Mitte des 13. Jahrhunderts entschieden ist[2].

2. Diesem praktisch gegebenen, unleugbaren sprachlichen Vorrang der franzischen Dialektgruppe entsprach ein literarischer Vorrang vorerst noch nicht. Es fehlte an einer spezifisch franzischen kunst- und hofmäßigen Standard-Literatur.

Die Eigenart dieser Sachlage wird man besser verstehen, wenn man einen vergleichenden Blick auf Italien wirft. Dort ist der Vorrang des Toskanischen zunächst auf die rein literarischen Größen Dante, Petrarca und Boccaccio und noch auf keine nennenswerte praktische Vormacht des Zentrums über die andern Landschaften gegründet. Die Folge war, daß die Einheit der italienischen Schriftsprache vorzugsweise durch Akademien, durch Grammatiken, durch Puristen, Pädagogen, Pedanten, Philologen, Sprach-Ästheten, kurz durch sogenannte *Linguai* oder *Linguaioli* im guten und schlechten Sinne des Wortes betrieben werden mußte; während in Frankreich die Her-

---

[1] Ch. V. Langlois bei Lavisse a. a. O., III, 2, S. 49.

[2] Zeugnisse bei Brunot, Histoire de la langue française, I, S. 328ff.

stellung einer franzisch-französischen *Koiné* zunächst der spontanen und kritisch unbehelligten Arbeit der königlichen Verwaltung, der Kanzlei, der inneren Politik und des wirtschaftlichen und sozialen Lebens überlassen blieb. Eine bewußte und regelrechte Sprachpolizei nach italienischem Vorbild ist erst in der neufranzösischen Zeit zur Geltung gekommen.

Die mittelfranzösische Entwicklung kennzeichnet sich demnach durch ein unbewußtes, unreflektiertes, ungrammatisches, unorthographisches, halb instinktmäßiges, halb willkürliches sprachliches Leben, welches, da es durch feste literarische und ästhetische Vorbilder nicht bestimmt wird, ein geschmackloses, blindes, wildes, zuweilen barbarisches Aussehen hat. Andererseits fehlt es auch an jener natürlichen Spontaneität und Sicherheit, die der altfranzösischen Schriftsprache aus ihrer innigen Fühlung mit der jeweiligen Mundart zugeflossen war. In der Lösung dieses Kontaktes liegt ja gerade das Neue, das die mittelfranzösische Zeit gebracht hat.

Natürlich sind nun die nordfranzösischen Dialekte der Peripherie nicht spur- und widerstandslos vom Schauplatz des Schrifttums abgetreten und haben nicht gar so leicht und säuberlich dem Franzischen das Feld geräumt. Sie machen sich aber nicht mehr als organische Einheit geltend, sondern nur durch sporadische Vorstöße und Einflüsse. Als Einheiten sind sie zum Patois, zur Umgangssprache der Ungebildeten herabgesunken; in der Schriftsprache schwimmen sozusagen nur noch abgebröckelte und vereinzelte Stücke von ihnen herum: Normandismen, Pikardismen, Wallonismen. Dazu gesellen sich, infolge der vergrößerten Ausdehnung des Reiches, zahlreiche gascognische, provenzalische, ja sogar italienische Bestandteile, so daß — und dies ist ein weiterer Charakterzug des Mittelfranzösischen — die Schriftsprache zuweilen ein sehr buntes, gemischtes Aussehen gewinnt. Da sich mit dem geographischen zugleich auch der kulturelle Wirkungskreis der Schriftsprache erweitert, so eignet sie sich außerdem eine

Masse von Latinismen zu und erhält dabei einen weiteren unangenehmen Charakterzug, nämlich den der papierenen Gelehrtenhaftigkeit.

Mit all dem ist das Mittelfranzösische jedoch nur negativ, d. h. nur als Verfall des Altfranzösischen gekennzeichnet. Ein tieferes und volleres Verständnis seiner Wandlungen kann nur dadurch erzielt werden, daß man es auch positiv als eine wertvolle, notwendige und berechtigte Vorstufe zu einer höheren und festeren Spracheinheit, als die altfranzösische war, zu betrachten sich bemüht.

II. Die politischen und sozialen Verhältnisse.

a) Das Standesbewußtsein.

Der Boden, auf den sich in der Mitte des 13. Jahrhunderts die schriftsprachliche Einheit gründete, war, wie gesagt, kein literarischer, kein ästhetischer, kein monumentaler. Den Rosenroman oder die Gedichte eines Rutebeuf hat man als überragende und maßgebende Denkmäler der sprachlichen Kunstform zu keiner Zeit anerkannt[1]. Und nicht nur die große Dichtung, sondern auch das gemeinsame Ideal, auf das die Gemüter des französischen Volkes sich hätten einigen können, fehlte.

Wie viel von der Kreuzzugsbegeisterung, die in den Tagen des Rolandsliedes das Land beherrschte, verraucht war, beweisen die unglücklichen Bemühungen des edelsten und beliebtesten Königs der Franzosen, Ludwig des Neunten. Der fromme Landesherr stand nahezu allein mit seinem Willen zum heiligen Krieg. Er fiel seinem weltfremden und unzeitgemäßen Enthusiasmus zum Opfer und nahm ein rührendes Ende[2].

---

[1] Für die literarische Kunstform dagegen, insbesondere für den Gebrauch der Allegorie, ist der Rosenroman in hohem Maße vorbildlich geworden.

[2] Ein unscheinbares Zeichen der Zeit, das aber tief blicken läßt, ist es, wenn Rutebeuf in seiner *Desputizons dou croisié et dou descroisié*, einem Gedicht, das für den Kreuzzug werben soll, den Zweifel und das Bedenken der Gegner sehr viel überzeugender

Abgesehen von dieser edeln Verirrung hatte er als Realpolitiker das einzige Ziel, das man vernünftigerweise damals haben konnte, vor Augen: *maintenir la France dans les limites et la société dans l'état où elles étaient à son avènement*[1]. In der Tat, nachdem das Königtum durch Philipp August stark und groß gemacht worden war, blieb den späteren Kapetingern im Grunde nichts anderes und nichts besseres zu leisten übrig als die Behauptung und Festigung der errungenen Herrschaft.

Da diese Aufgabe im feudalrechtlichen Staatswesen nicht zu lösen war, da allen feudalistischen Mächten der Hang zum Partikularismus innewohnt, so trachteten die Könige, den Schwerpunkt ihrer Herrschaft mehr und mehr auf einen andern Boden zu verlegen und neue monarchische Einrichtungen zu schaffen. Während sie früher, im altfranzösischen Zeitraum, sich ihren eigenmächtigen Vasallen gegenüber vorzugsweise auf die kirchlichen Kräfte, Bischöfe, Abteien und Mönche gestützt hatten, waren sie jetzt, nachdem im Laufe des 13. Jahrhunderts die klerikalen Machthaber in einem fortwährenden Kampf der weltlichen gegen die mönchische Geistlichkeit sich verzehrt hatten, in erster Linie auf das Bürgertum und auf die Städte angewiesen. Schon Ludwig VII. hatte eine instinktive Neigung zum Bürgertum und selbst zum Stand der Bauern und Leibeigenen gehabt. Indem er das *régime communal* besonders in denjenigen Städten begünstigte,

---

und treffender zum Ausdruck bringt als den Glauben und den Enthusiasmus, den er, seiner inneren latenten Stimmung zum Trotz, den andern mitteilen möchte, aber nicht kann.

> Hom puet mult bien en cest payx
> Gaaignier Dieu cens grant damage;
> Vos ireiz outre meir lays
> Qu'à folie aveiz fait homage.
> Je dis que cil est foux nayx
> Qui ce mest en autrui servage,
> Quant Dieu puet gaaignier sayx
> Et vivre de son héritage.

[1] Langlois, a. a. O., III, 2. S. 50.

die außerhalb der königlichen Domäne lagen, schmälerte und verkürzte er die feudalistische Herrschaft seiner großen Vasallen. *L'idée que les villes dotées du régime communal se trouvent être, par là même, dans une dépendance particulière de la couronne apparaît déjà clairement*[1]. Philipp August hat diese Freundschaftspolitik den freien Städten gegenüber energisch fortgesetzt. Besonders dort, wo der Kampf zwischen Frankreich und England sich abspielte, entstanden zahlreiche freie Städte; denn beide Könige suchten durch Erteilung von Freibriefen *(Charte communale dite Etablissements de Rouen*, weil sie nach dem Muster der Charte von Rouen abgefaßt waren) sich feste und ergebene militärische Plätze zu schaffen. So ist es kein Zufall, daß gerade in Flandern, im Artois, in der Picardie und Wallonie die blühendsten und zugleich die widerspenstigsten Städte groß wurden. Den letzten Kapetingern sind diese freien Städte, deren Macht etwa zu Anfang des 14. Jahrhunderts ihren Höhepunkt erreicht hat, über den Kopf gewachsen.

Auch die nicht freien Städte haben im Lauf des 13. Jahrhunderts einen raschen Aufstieg zur Selbstverwaltung vollzogen, wobei sie im Zweifelsfall immer eher auf die Gunst des Königs als auf die ihrer lokalen Feudalherren rechnen durften. Haben doch die Könige in ihrer eigensten Stadt, in Paris, den Einfluß der Bürgerschaft auf Verwaltung und Regierung sich gerne gefallen lassen.

Dank diesem Bündnis mit dem Bürgertum konnte nun der Monarch bei seinen Regierungsgeschäften sich mehr und mehr der Mitarbeit des Hochadels und des Klerus entschlagen und konnte sich einen gefügigen, ihm allein gehörigen Stab von Verwaltungs-, Gerichts- und Regierungsbeamten schaffen. Diese Bureaukratie, die sich in der Folgezeit als das wichtigste und dauerhafteste Werkzeug des Absolutismus und der Zentralisation erweisen sollte, ausgebildet zu haben, ist hauptsächlich das Verdienst

[1] Luchaire bei Lavisse, III, 1, S. 81.

[1] Langlois bei Lavisse, III, 2. S. 59.

derjenigen Könige, die von 1226 bis 1328 regiert haben, insbesondere das Verdienst Ludwigs IX., Philipps des Schönen und seiner Söhne.

Das Emporkommen der Städte förderte im Bürgertum die Ausbildung des Standesbewußtseins. Die Städte sind der wichtigste Schauplatz des unblutigen und blutigen Kampfes der handel- und gewerbetreibenden Bevölkerung gegen Adel und Klerus.

In der altfranzösischen Zeit war der Adel im strengen Sinne des Wortes noch kein Stand, sondern eher eine feudalrechtlich gegliederte Vielheit kleinerer und größerer herrschaftlicher Einzelwesen. Darum ist er in jener Zeit auch niemals als Stand in seiner Gesamtheit, niemals als Körperschaft, ja nicht einmal als Liga, sondern höchstens als Koalition oder Verschwörung einiger Weniger dem Königtum entgegengetreten. Oder es hat gar nur der einzelne Adelige seine Privatfehde mit dem König ausgefochten. Die Zeit derartiger Einzelkämpfe darf mit der Beruhigung der turbulenten Feudalmächte der Champagne, Picardie, Bourgogne und Bretagne im Jahre 1240 und mit der Niederschlagung des Feudaladels in Südwestfrankreich in den Jahren 1242 und 1243 als beendet gelten. „Depuis cette époque“, sagt Guillaume de Nangis, „les barons de France cessèrent de rien entreprendre contre leur roi.“

Dafür beginnt nun für den Adel sowohl wie für den Klerus die Epoche der Liguen. Schon in den vierziger und fünfziger Jahren des 13. Jahrhunderts haben sich die *barons de France* zur Vertretung gemeinsamer Interessen gegen die Bischöfe zusammengeschlossen. Der Klerus antwortet mit einer Gegenliga. (Es handelte sich in diesem Standeskampf um das Recht der Steuererhebung.) Etwa zu derselben Zeit beginnt in den Städten die Organisation der Zünfte, d. h. der niederen Bürgerschaft gegen die Patrizier. Es ist bemerkenswert, daß in den Jahren 1280 und 1281 mit auffallender Gleichzeitigkeit in Brügge, in Gent, in Ypern, in Douai, in Tournai, in Provins und Rouen die Erhebung der Demokratie gegen die Patrizier

losbricht. Es muß also doch wohl eine gewisse Fühlung, ein standesbewußtes Einverständnis das Kleinbürgertum dieser und anderer Städte vereinigt haben. Im Jahre 1251 hat sogar die Landbevölkerung Nordfrankreichs zwar nicht in einer Organisation, aber in einer leidenschaftlichen, populär-religiösen Massenbewegung *(les pastoureaux)* gegen den Klerus sich zusammengefunden. Später haben wir die Jacquerie und andere ähnliche Erhebungen. — Kurz, auf der ganzen Linie beginnt der Interessenkampf der Stände und der über große geographische Entfernungen sich spannende Zusammenschluß gleich- oder ähnlich gelagerter Gesellschaftsschichten.

Wie scharf dabei die Interessen der höheren Schichten denen der niederen entgegenstehen, und wie sehr sie sich gegenseitig mißtrauen, ersieht man daraus, daß die ersten ernstlichen Versuche einer gemeinsamen Aktion sämtlicher Stände gegen das geldgierige Königtum kläglich gescheitert sind. In den letzten Regierungsjahren Philipps des Schönen sowie unter seinem Nachfolger Ludwig X. (1314—1316) entstand nämlich das sogenannte *Mouvement des Alliés*, d. h. die Barone, vorzugsweise die kleineren, verbanden sich zunächst in der Bourgogne, im Artois, in der Picardie, Champagne, Normandie und Languedoc, dann aber auch in dem eigentlichen *domaine royal* und schließlich in ganz Frankreich mit dem Klerus und mit dem Bürgertum, um gegen den Fiskalismus und die Besteuerungsmanöver des Königs zu protestieren. Aber schon nach den ersten kleinen Erfolgen fielen diese Alliés auseinander, und zwar hauptsächlich deshalb, weil der Adel in seinen Ansprüchen immer kühner und dem schüchterneren Teil der Liga, besonders der Bürgerschaft, unheimlich wurde, und weil der Adel außerdem gegen seinen zweiten Verbündeten, den Klerus, intriguierte.

So darf denn dieser erste Abschnitt des mittelfranzösischen Zeitraums, der sich etwa von 1240 bis 1328 oder 1339 (Ausbruch des hundertjährigen Krieges) erstreckt, als die Zeit der Ausbildung des Standesbewußtseins und der stän-

dischen Gliederungen und Organisationen gekennzeichnet werden. Im Innern des Landes, wo die Könige mit den ständischen Kräfte- und Interessengruppierungen zu rechnen verstanden, ist ihre Politik erfolgreich gewesen; im Nordosten, in den flandrischen Städten dagegen, wo sie, unsicher und inkonsequent, nicht das Bürgertum, sondern den Adel und das Patriziat begünstigten und andererseits doch wieder mit den Zünften liebäugelten, ist ihre Autorität untergraben worden. Wäre ihre Stellung in Flandern eine starke und klare gewesen, so wären die Engländer ihres wichtigsten Bundesgenossen beraubt worden, und den Franzosen wäre vielleicht das Unglück des hundertjährigen Krieges erspart geblieben.

b) Das Nationalbewußtsein.

Damit kommen wir zu dem zweiten Abschnitt des mittelfranzösischen Zeitraums. Er umfaßt den hundertjährigen Krieg, sowie den Aufstieg und Untergang der burgundischen Macht, erstreckt sich also von 1339—1483[1]. Jetzt greifen die äußeren Verhältnisse gewaltsam in die innere Entwicklung ein, und es entsteht eine derartig verwickelte Wechselwirkung, daß wir im Interesse der Übersichtlichkeit und Klarheit uns zu starken Schematisierungen gezwungen sehen.

Um 1328 war Frankreich das blühendste Land Europas. Es hatte bei seiner damaligen Ausdehnung ungefähr 22 Millionen Einwohner. An zwei Punkten aber war es schwach und verwundbar: im Südwesten, wo die englische Herrschaft (Guyenne und Gascogne) nur durch künstliche Grenzen vom französischen Gebiet getrennt war, und im Nordosten, wo die flandrischen Städte fortwährend mit sich selbst und ihrem Grafen in Streit lagen. Die Hafenplätze des Südwestens waren durch ihren Handel (insbesondere Wein), die Städte des Nordostens durch ihre

[1] Rasch und bequem orientiert über die wichtigsten und augenfälligsten Ereignisse R. Sternfelds französische Gesch., Sammlung Göschen, 2. Aufl., Leipzig 1911.

Industrie (Weberei, Verarbeitung der englischen Wolle) an England gekettet. Ein unsicheres Gebiet war außerdem die Bretagne. — Die Languedoc, obgleich zu Frankreich gehörig, war politisch, finanziell und administrativ nur mangelhaft dem Reiche angegliedert und führte ein Sonderdasein, das den Gegensatz von Nord und Süd zu verschärfen geeignet war. Durch diese Umstände war das Königtum gezwungen, im Nordosten mit dem Feudaladel gemeinsame Sache gegen das aufstrebende Bürgertum zu machen, während es im Süden und im Zentrum sich auf die demokratischen Elemente stützen mußte. Ein geschickter Diplomat wie Karl V. (1364—1380) konnte aus dieser Sachlage die schönsten Vorteile ziehen, indem er abwechslungsweise den Norden gegen den Süden und die Aristokratie gegen die Demokratie ausspielte. Karl V. hat auch die Gefahr gesehen, die in dem Apanagenwesen (Verleihung frei gewordener Herzogtümer und Grafschaften an Angehörige des königlichen Hauses) lag.

Nachdem aber durch eben dieses Apanagenwesen unter dem geisteskranken Karl VI. zwei Verwandte des königlichen Hauses, Orléans und Burgund, groß geworden waren, bemächtigte sich die persönliche Rivalität der oben geschilderten Gegensätze. Der Bürgerkrieg war unvermeidlich. Orléans machte sich vorzugsweise die Kräfte und Interessen des Südens, des Adels und des gallikanisch gesinnten verweltlichten Klerus zu eigen, während Burgund die Elemente des Nordostens, das Bürgertum und den internationalen, römischen Geist, den Geist der Pariser Universität vertrat und seinen Bundesgenossen in dem englischen Landesfeinde fand. Der König wurde bald von der einen, bald von der anderen Seite ins Schlepptau genommen. Das Banner der Orléans und Armagnacs wurde sozusagen von dem feudalistischen und bodenständigen Geiste, das der Burgunder von dem intellektualistischen Universalismus getragen. Die Seele des mittelalterlichen Frankreichs hatte sich in zwei Teile gespalten und lag mit sich selbst im Kampfe. Aber aus der feindlichen Umarmung entstand

ein neues modernes Ideal: der nationale Gedanke. Man darf den Tag, an dem die Jungfrau von Orléans den Dauphin zur Krönung nach Reims führte, als den Geburtstag dieses Gedankens bezeichnen (17. Juli 1429). Spontane volkstümliche Aufstände gegen die englische Herrschaft haben schon 1359 in der Normandie und in der Champagne stattgefunden, sodann mit vermehrter Kraft und Ausdehnung in den ersten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts.

Bei diesen ersten, noch schlecht organisierten, mangelhaft bewaffneten, zerstreuten und sporadischen Regungen des Nationalgefühles, sowie noch später bei den Siegen der Jeanne d'Arc hat das Königtum eine empfangende, träge und passive Rolle gespielt. Da es aber auch in dem Bürgerkrieg zwischen Burgund und Orléans sich freiwillig keiner der beiden Parteien hingegeben, sondern sich immer nur in resignierter Wehrlosigkeit bald von der einen, bald von der anderen hatte vergewaltigen und mißhandeln lassen, so erschien es in der Meinung des Volkes mehr und mehr als ein reines, unschuldiges, unglückliches, rührendes Opfer, als die Verkörperung des zertretenen, von äußeren und inneren Feinden zerrissenen Vaterlandes. Die Gefangenschaft, die Krankheit, die Apathie Johanns des Guten, Karls des Wahnsinnigen und Karls des Siebten kamen der Sache des Königtums in merkwürdigster Weise zustatten, gewannen ihm das Mitleid, die Liebe, die Begeisterung des niederen Volkes und trugen ihm die Beute sämtlicher nationalen Siege zu. In den Tagen der größten Anarchie und der fürchterlichsten Verwüstung hat das Nationalgefühl der Franzosen ganz und gar die Form des dynastischen Gefühls für ihren König angenommen. Zu jener Zeit, da es ein französisches Staatswesen, einen Etat, gar nicht mehr gab, hätten jene Könige mit Recht von sich sagen dürfen: *la Nation c'est moi!*

Mit fabelhafter Geschwindigkeit und Leichtigkeit hat sich denn auch um die Mitte des 15. Jahrhunderts die Wiederherstellung der königlichen Autorität und der nationalen Einheit vollzogen. Schließlich hat die schlaue Rechen-

kunst Ludwigs XI. (1461—1483) den Rest der Vergangenheit liquidiert, hat mit Armagnac und Burgund aufgeräumt, hat den Grenzen Frankreichs ihre natürliche Ausdehnung bis zu den Meeren, den Pyrenäen und den Alpen gegeben, hat den Absolutismus begründet und hat das Ideal der geeinigten Nation unter einem einzigen Herrscher in einer zwar nicht sehr lieblichen, aber soliden Form zur Wirklichkeit gebracht.

Wenn wir den ersten Abschnitt der mittelfranzösischen Epoche als die Zeit der Ausbildung des Standesbewußtseins und der Standesunterschiede gekennzeichnet haben, so dürfen wir diesen zweiten als die Zeit des Nationalbewußtseins und der Ausbildung der nationalen Einheit gelten lassen.

c) Der hundertjährige Krieg und die neue Lebensführung und Gesinnung.

Damit soll keineswegs gesagt sein, daß im zweiten Abschnitt die Errungenschaft des ersten, die ständische Gliederung, verloren gegangen oder zerstört worden sei. Sie ist zwar eingeschränkt, zugleich aber auch gefestigt worden. Die Einschränkungen, die das Standesbewußtsein und die Standesinteressen der Bevölkerung erfahren haben, sind hauptsächlich politischer Art; ihre Festigung und Stärkung dagegen ist eine wesentlich wirtschaftliche und genossenschaftsrechtliche gewesen.

Zu Anfang des hundertjährigen Krieges schien es, daß die politische Vertretung der Stände zu einer bedeutenden Rolle, zu einer entscheidenden Teilnahme an der Regierung berufen sei. Bekanntlich hat schon Philipp der Schöne in seinem Kampf gegen Bonifaz VIII. (1302, 1303 und 1304) den Konsensus der Stände eingeholt und die ersten Versammlungen der *Etats généraux* berufen[1].

---

[1] Über die Anfänge der Etats généraux vgl. Paul Viollet, Hist. des institutions polit. et administr. de la Fr., Paris 1898, B. II, S. 191ff., u. III, 177ff.

Die folgenden Könige haben, besonders wenn sie Geld brauchten und große Steuerbewilligungen nötig hatten, sich wiederholt an die Stände gewandt. Allmählich, zuerst unter Philipp VI., wird die Sprache der Stände, besonders der Vertreter der „bonnes villes", ihrem König gegenüber immer kühner und strenger. Unter Johann dem Guten machen sie gar den Versuch einer prinzipiellen Einschränkung der königlichen Gewalt (Grande Ordonnance 1357) und erhalten von der Krone ziemlich weitgehende Zugeständnisse. In der Folgezeit jedoch gehen all diese Errungenschaften fast spurlos wieder verloren, und zwar hauptsächlich aus den folgenden Gründen.

1. Neben den General-Versammlungen der Stände in der Reichshauptstadt gab es von jeher Provinzial-Versammlungen (Etats provinciaux). An diese pflegten die Könige sich mit Vorliebe zu wenden, teils weil sie leichter zu gewinnen und einzuschüchtern waren, teils weil sie die durch die General-Versammlungen nur in abstracto beschlossenen Steuern in concreto zu bewilligen und umzulegen hatten. Besonders hatte die Languedoc ihre eigene getrennte Ständevertretung.

2. Es bestand Uneinigkeit und Mangel an Fühlung nicht nur zwischen den Etats généraux und provinciaux, sondern auch zwischen den einzelnen Etats provinciaux; ja sogar, und dieser Punkt fällt besonders ins Gewicht, zwischen der politischen Vertretung der Stände und den Ständen selbst. Es kam vor, daß die von der Vertretung beschlossenen und bewilligten Steuern nicht eingetrieben werden konnten, weil die Bürgerschaft die Zahlung verweigerte — ein Fiasko, das die Autorität der Ständevertretungen in den Augen des Königs sowohl wie der Untertanen aufs schwerste zu schädigen geeignet war.

3. Durch die Verwüstungen der englischen Invasion, durch den Druck der Fremdherrschaft, durch das namenlose allgemeine Elend des Krieges ist jeder innerpolitische Widerstand schließlich gebrochen worden. Der langjährige Zustand des Krieges Aller gegen Alle, die Anarchie, hat ein

derartiges Bedürfnis nach Ruhe und Autorität erzeugt, daß man willen- und widerstandslos die eroberten Staatsrechte preisgab und froh war, ein mächtiges Königtum dafür zu bekommen. —

Aus dem allgemeinen Ruhebedürfnis, aus der Müdigkeit der Individuen hat aber nicht nur das nationale Königtum seinen Gewinn gezogen; es sind auch die wirtschaftlichen Bedürfnisse und Interessen mit übermächtiger, nackter Brutalität hervorgetreten und haben die Bevölkerung zu mächtigen Gruppen und sozialen Schichten zusammengepreßt. Wie ein Erdbeben hat der hundertjährige Krieg auf die feudalrechtliche Struktur des Landes gewirkt. Alles Unterhöhlte ist eingestürzt; die hochgetürmten feudalen Instanzen sind gefallen, und in breiten, gepreßten Schichten haben sich die Trümmer gelagert. Am schwersten wurden die oberen Stände, Adel und Klerus getroffen.

Insbesondere der kleine und mittlere Landadel ist fast in allen Landschaften verarmt und kläglich heruntergekommen; ist teils durch seinen eigenen Luxus, durch Mißwirtschaft und Rückständigkeit, teils durch den Krieg, durch die neue Bewaffnung und Organisation der Söldnerbanden und stehenden Heere, teils durch ein Erbrecht, das den Familienbesitz verkleinerte, teils durch Entwertung des Bodens, durch das Hochkommen der arbeitenden Klassen und der Geldwirtschaft ruiniert worden. Indem nun zahlreiche Adelige in höfischen Ämtern, in bürgerlichen Berufen, als Gelehrte, als Gewerbe- und Handeltreibende, als Beamte ihr Fortkommen suchen mußten, während andererseits viele reich gewordene Bürger durch Kauf und Usurpation zu Titel, Rang und Rechten des Adels gelangten, entstand eine höchst charakteristische Mischung der beiden Stände. Der Adel wurde mit bürgerlichen, das Bürgertum mit adeligen Elementen in mannigfaltiger, grotesker Weise durchsetzt. Dieser vornehme Mischstand, diese neue, bürgerlich-ritterliche, höfisch-gelehrte, kapitalistisch-feudale, zwitterhafte Aristokratie übernahm die geistige Führung und erzeugte eine höchst unerfreuliche, innerlich

rohe, äußerlich überfeinerte und verkünstelte Lebensauffassung, eine im Grunde materialistische, sauertöpfische, philisterhaft moralisierende, in ihren Formen aber chevalereske und kokette Protzen- und Ästhetenkultur.

Der Klerus war zwar äußerlich, durch sein kirchliches Gewand, als ein besonderer Stand erhalten, hatte aber so ziemlich alles verloren: seine politische, seine wirtschaftliche, seine moralische und intellektuelle Machtstellung. Er lebte vom Schein einer vergangenen Größe. In der Hauptsache, darf man sagen, ist der Klerus das Opfer der königlichen Politik geworden. Seit Philipp dem Schönen bis auf Ludwig XI. haben die Könige mit einer Art von systematischem Zynismus die Kirche ausgenützt und mißhandelt.

„Se servir du Clergé national contre le pape, et, au besoin, du pape contre le Clergé national, faire à l'un ou à l'autre les concessions qu'exigeaient les circonstances, sans autre but que l'accroissement du pouvoir royal, ce fut toute leur règle de conduite[1]."

Natürlich ist an dieser moralischen und politischen Aushöhlung das Königtum nur zur einen Hälfte schuldig. Der zweite Teil der Schuld trifft den Klerus selbst, der es sich gefallen ließ. Es geht denn auch Hand in Hand mit der politischen Entwertung der Kirche die Entartung der kirchlichen Religion. Die Religion existiert zumeist nur noch in ihren degeneriertesten Formen: als Aberglaube, als Wahn, als Todesangst, als Rechtgläubigkeitsfanatismus und Formalismus. Das kirchlich-lateinische Schrifttum stirbt ab und überflutet mit sprachlichen Trümmern den französischen Wortschatz. Die wahre Bildung ist fortan eine wesentlich weltliche; der Klerus als solcher hat aufgehört, ihr Träger zu sein. Die Pedanterie und Aufgeblasenheit der Pariser Universität ist zu lächerlichem Umfang geschwollen. —

Am straffesten organisiert war das kleine Bürgertum. Immer strenger, härter und enger ist am Ende des hundert-

[1] Petit-Dutaillis bei Lavisse, IV, 2, S. 274.

jährigen Krieges das Zunftwesen geworden. In demselben Maße, in dem die politische Selbständigkeit der Städte an den König resp. an den fürstlichen Machthaber überging, hat in Handel und Gewerbe die wirtschaftliche Zwangherrschaft der Zünfte sich gestärkt. Die blühenden flandrischen Städte sind durch die Großmachtpolitik ihrer burgundischen Herrscher allmählich erschöpft worden. Der Handel suchte sich andere Wege. Lyon, das seit 1363 zum Königreich gehörte, entwickelte sich zum Hauptplatz des französisch-italienischen Handels. Freilich, das konkurrenzfeindliche, furchtsam-egoistische Zunftwesen erlaubte zunächst noch keinen bedeutenden wirtschaftlichen Aufschwung. Dem zünftigen Egoismus der Meister trat der der Gesellen und Lehrlinge gegenüber. Auch sie schlossen sich zusammen und wechselten, um sich gegen Ausbeutung zu schützen, immer häufiger ihren Dienst. Es bildete sich das wandernde Handwerksburschentum. In allen Richtungen flutete die niedere, arbeitsuchende Bevölkerung von einer Stadt zur andern.

Die Leichtigkeit der geographischen Bewegung, verbunden mit einer verhältnismäßigen Schwierigkeit des Aufstieges von einem Stand zum andern[1] ist ein wesentlicher Zug in dem sozialen Bild des letzten mittelfranzösischen Zeitraums. Zahlreiche Landbewohner sind in den Kriegszeiten nach der Stadt gezogen. Die vereinzelten Siedelungen sind seltener geworden. Herrenlose oder fliehende Leibeigene gewinnen durch längeren Aufenthalt in der Stadt die Freiheit. Bei der großen Nachfrage nach Landarbeitern in den entvölkerten Provinzen kommt es zu massenhaften *affranchissements;* ein großer Teil des bodenständigen Menschenmateriales wird flüssig und wandert.

Ja, der leichteste menschliche Flugsand, der Auswurf der Gesellschaft, die Diebe, die Mörder, die Lumpen — von den dienstlosen Soldatenbanden gar nicht zu reden — alles, was abbröckelte und ordnungswidrig umherschweifte,

[1] Nur dem Reichen und dem Gelehrten standen alle Türen offen.

organisierte sich und bildete Diebeszünfte, Verbrechergesellschaften, Lumpenkönigreiche usw. Eine tolle, bunte, bewegliche und doch zusammenhängende und geschlossene Welt von Picaros hat sich um die Mitte des 15. Jahrhunderts in Frankreich konstituiert. Da waren die *Coquillars*, die *Caimans*, die *Egyptiens*, das *Royaume des Gueux*. Sie hatten ihre eigene Rangordnung, ihre Gesetze, ihre Sitten, ihre Sprache, ihr Rotwelsch, ihren *jargon* resp. *argot*. Über ganz Frankreich scheinen sich ihre Verbindungen und Wanderschaften erstreckt zu haben. Wohl niemals hatte man vorher so große und so weithin organisierte Massen fahrenden Volkes im Lande gehabt.

Aber nicht nur die *classes dangereuses* und die *classes laborieuses*, nicht nur die untersten Schichten wanderten vielfach hin und her. Die obersten waren etwa geradeso beweglich. Die Hofhaltung des Königs, die des Herzogs von Burgund und der meisten anderen Fürsten hat im 15. Jahrhundert sehr selten und nur ausnahmsweise eine feste Residenz gehabt. Ludwig XI., der fortwährend in seinem Reich herumreiste und alles mit eigenen Augen sehen wollte, hat außerdem den Nachrichtendienst gefördert, indem er durch eine Verordnung des Jahres 1464 eine regelrechte königliche Post mit Stationen durch das ganze Land hin errichtete.

Überall war das Band der Treue und des alten Rechtes zerrissen. Durch die Gegenwart seiner Person oder seiner Werkzeuge mußte, wer herrschen wollte, wirken. Unter den Werkzeugen der Herrschaft aber war eines der wichtigsten und allgemeinsten nachgerade das Geld geworden. Darum haben gerade die geldbedürftigsten, die Fürsten, die Arbeiter, die Strolche, die Obersten und Untersten der Gesellschaft, sich von der Beweglichkeit und Wanderlust des Geldes am leichtesten und raschesten anstecken lassen.

Versuchen wir es, das Ergebnis des ersten und des zweiten mittelfranzösischen Zeitraumes zusammenzufassen; betrachten wir, wie zuerst die ständische Gliederung sich als eine wagrechte Schichtung der Bevölkerung über

das Land legt und die alte, senkrechte, partikularisierende, bodenständige, feudalrechtliche Struktur durchkreuzt; erinnern wir uns, wie durch den nationalen Existenzkampf das ganze Gebäude erschüttert und doch zugleich in seiner ständischen Lagerung gefestigt wird; und wie diese nationale Erhebung von der Politik des Königtums absorbiert wird, wie der nationale Gedanke fast restlos in den dynastisch monarchischen eingeht, so bleibt, in Bausch und Bogen, als Schlußergebnis etwa die folgende Sachlage: der *homo francigenus* ist der Untertan eines großen, mächtigen, angesehenen Königs, in dessen Person und Belieben sich das nationale Ideal verwirklicht; er ist außerdem eingegliedert in seinen Stand, seine Zunft, seinen Zensus, seine Genossenschaft, kurz, in eine Vielheit von Verbänden, aus denen er seine Pflichten und Rechte empfängt, und innerhalb deren mehr oder weniger streng seine moralische und intellektuelle Lebensordnung beschlossen liegt. Auf daß es einen großen und absoluten König geben könne, ist das Individuum eingeschachtelt, versorgt und aufgehoben worden.

Diesem Zustande der ständischen und nationalen Knechtschaft des Individuums hat das Zeitalter der Reformation und der Renaissance ein Ende gemacht.

III. Die Sprache.

a) Die Bildungsunterschiede in der Sprache.

Das Hervortreten der sozialen Unterschiede und des Standesbewußtseins spiegelt sich zunächst am gröbsten und auffallendsten im Wortschatz. Die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts, insbesondere aber das 14., ist *véritablement l'époque où se constitue le vocabulaire savant*[1]. Eine Sturmflut von Latinismen dringt in die Sprache. Bezeichnenderweise stehen nun nicht mehr wie in der altfranzösi-

[1] Vgl. das treffliche Kapitel in Brunots Hist. d. la langue fr., I, S. 514ff. Le latinisme.

schen Zeit die kirchlichen Worte im Vordergrund; die Mehrzahl der lateinischen Lehnworte fließt aus der politischen, juridischen, administrativen und finanziellen und schließlich auch wissenschaftlichen Gedankenwelt herüber. Die praktischen Interessen treten in den Vordergrund.

Während in Südfrankreich die Vulgärsprache, und zwar die provenzalische, schon seit dem Ende des 11. Jahrhunderts in Gerichtsakten neben dem Lateinischen verwendet wird, tritt das Nordfranzösische erst seit Beginn des 13. Jahrhunderts langsam und zögernd mit dem Latein in Wettstreit[1]. Auch beschränken sich hier die vulgärsprachlichen Akten fast durchweg auf privatrechtliche Verträge und rein lokale Verhältnisse. Erst zu Anfang der mittelfranzösischen Epoche, etwa seit Ludwig IX., beginnt die Kanzlei des Königs sich hin und wieder des Franzischen zu bedienen[2]. Die ersten nennenswerten Urkunden sind die

[1] C'est dans les villes du Nord qu'on paraît avoir commencé à écrire des chartes en langue vulgaire; ce furent d'abord les contrats privés, reçus par les échevinages qui faisaient fonction de notaires. Il s'en est conservé en quantité considérable dans les archives du nord de la France et de la Belgique. A. Giry, Manuel de Diplomatique, Paris 1894, S. 467. Wir haben vulgärsprachliche Gerichts-Akten in Douai seit 1204, in Tournai seit 1206, in Saint-Quentin seit 1218, in Lüttich und Namur seit 1236 und 1240, in Lothringen sporadisch seit 1212. — Après les documents des régions du nord et de l'est, c'est sur les confins des pays de langue d'oc que l'on rencontre les plus anciennes chartes en langue vulgaire. On en a signalé en Aunis et à la Rochelle depuis 1219, en Saintonge depuis 1229, dans le Bas-Poitou depuis 1238. Au contraire, ce n'est que depuis le milieu du XIII siècle que le français fait son apparition dans les textes de l'Anjou, de la Touraine et du Berry. Il faut ajouter que, pendant tout le XIII siècle, les chartes en langue vulgaire furent dans ces régions beaucoup moins nombreuses que dans les pays du nord et de l'est. — Giry, a. a. O., S. 469.

[2] On a bien cité le texte français d'actes de Philippe Auguste ou même de Louis VII, mais ce n'étaient que des traductions. On traduisait communément dès le XIII siècle les actes qui intéressaient des personnes ne sachant pas le latin, et ces traductions se substituaient souvent aux textes latins, même dans des transcriptions authentiques. Giry, a. a. O., S. 469.

königliche Bestätigung des Verzichtes Johanns, Grafen der Bretagne und seiner Frau Blanche auf das Königreich Navarra (Dezember 1254) und die Ratifikation des Pariser Vertrages (Oktober 1259). —

„Il faut arriver jusqu'au règne de Philippe le Bel pour voir la langue vulgaire assez couramment usitée à la chancellerie royale et employée pour écrire aussi bien les lettres administratives ou mandements que les actes plus solennels. Les documents en français deviennent de plus en plus fréquents sous les règnes suivants jusqu'à ce qu'il arrive que la proportion des actes français et des actes latins se renverse: ce sont ces derniers qui deviennent l'exception au cours du XVe siècle[1]."

Seit der Zeit Philipps des Schönen beginnen auch die offiziellen Geschichtschreiber des Königreichs, die Mönche zu Saint-Denis, ihre Annalen in der Landessprache abzufassen.

So sehr aber das Latein innerhalb der königlichen Kanzlei zurückgeht, so behauptet es sich doch in den Akten der Universitäten und des Pariser Parlamentes. Ja, die Kirche, die in der altfranzösischen Zeit so bereitwillig und vielleicht sogar als erste in ihrer Rechtsprechung und in ihrer Verwaltung die Sprache des Volkes hatte gelten lassen, zieht sich nun mehr und mehr zurück und verkapselt sich im Latein. Erst durch eine Verfügung des Jahres 1629 ist das Latein aus der kirchlichen Rechtsprechung verbannt worden.

Es liegt auf der Hand, daß dieser Dualismus von Latein und Volkssprache, der für die politischen, rechtlichen und administrativen Verhältnisse der mittelfranzösischen Zeit charakteristisch ist, zur Aufnahme zahlreicher Latinismen führen mußte. Schon im Laufe des 13. Jahrhunderts tauchen z. B. die folgenden Worte auf: *accusation*, *altercation*, *assignation*, *authentique*, *cautèle*, *cavillation*, *compiler*, *dilation*, *exécuteur*, *impétrer*, *inspection*, *intituler*, *machi-*

---

[1] Giry, a. a. O., S. 470.

nation, *médiateur*, *opposition*, *politique*, *praticien*, *recenser*, *révocation*, *succession* u. a.

Allein, die politische, rechtliche und administrative Praxis des Regierens und Regiertwerdens hätte entfernt nicht ausgereicht, um das Bewußtsein einer Art sozialer Rangordnung auch in der Sprache zu erzeugen. Solange die herrschenden Klassen nicht zugleich auch die gebildeteren sind, wird zwischen Dialekt und Schriftsprache, Patois und Dialekt ein sachlicher Unterschied nicht bestehen.

Im Zeitalter des Rolandsliedes waren die sprachlich Gebildeten und Bildenden die *jogleurs* und Kleriker, Leute, die nur ausnahmsweise zu den herrschenden, in der Regel aber zu den unteren und mittleren Gesellschaftsschichten gehörten. Die Sitte, daß ein Herrschender sich der Sprachkunst widmet oder Sprachkünstlern niederen Ranges einen angesehenen Platz in seiner Nähe, an seinem Hofe schafft, ist in Südfrankreich und vorzugsweise auf provenzalischem Sprachgebiet entstanden. Etwa um die Mitte des 12. Jahrhunderts hat sie sich in einigen Gegenden Nordfrankreichs, vor allem am Hofe zu Troyes und — in England eingebürgert. An dem französischen Königshofe aber haben literarische Interessen erst durch die Valois, erst seit 1328 Vertretung, Schutz und Förderung genossen. Die Sprache des Rolandsliedes hat ihren literarischen Adel durch „keines Medicäers Güte", sondern rein aus sich selbst empfangen.

Das wurde nun anders. Im mittelfranzösischen Zeitraum wird die französische Schriftsprache sozusagen von außen und von oben her, d. h. durch soziale Verhältnisse, durch den Rang und das Standesbewußtsein ihrer Vertreter, durch Protektion, durch Import, durch Mode, durch Gelehrtenfleiß, kurz, durch praktische, beabsichtigte und berechnete und weniger durch spontane, immanente, dichterische Faktoren literarisch geadelt. Eine gewisse Eitelkeit, eine Sucht, sich mit geborgtem Schmuck zu zieren und zu bereichern, bemächtigt sich der Sprache. Die Naturfarbe der heimischen Mundarten verblaßt. Dafür treten

höfische, soldatische, taktische, politische, merkantile, finanzielle, luxuriöse Fremdworte provenzalischen und italienischen Ursprungs in immer größerer Menge auf[1].

Mehr als alles das verleiht aber eine bewußte, systematische, fast gewaltsame Einfuhr lateinischer Fremdwörter dem Wortschatz einen neuen Charakterzug. Die Könige und die Fürsten, die sich jetzt mehr für die Wissenschaft als für die reine Dichtung interessieren, ziehen gelehrte Kleriker und Laien an ihren Hof, befehlen ihnen fast diktatorisch, die lateinischen Werke des Altertums und des Mittelalters zu übersetzen. Die Stellung dieser Übersetzer und ihrer Auftraggeber dem römischen Altertum gegenüber ist nicht die des künstlerisch begeisterten Humanisten, sondern die des praktischen Mannes, dem es klar geworden ist, daß Wissen Macht bedeutet. Daher wird die Antike nicht gepflegt, sondern ausgebeutet, man will sich nicht einfühlen in sie, man will sie nicht genießend und empfangend in sich selbst erleben, man will sich in den Besitz ihrer Schätze, ihrer Weisheit, ihrer Kenntnisse setzen. Man interessiert sich nicht mehr, wie im altfranzösischen Zeitraum, für das Phantastische, Abenteuerliche und Wunderbare antiker Dichtungen, Sagen und Romane; man interessiert sich noch nicht, wie in der Renaissance, für die menschlich reine Geklärtheit und Schönheit der Formen, man interessiert sich für die Hebung, Bergung und Verwendung der antiken Wissensschätze. So sagt schon bei Jean de Meun die Raison von den Dichtern des Altertums:

> Verras une grant partie
> Des secrets de philosophie
> Où moult te voldras deliter
> Et si potras moult profiter . . .
> Car en lor gieus et en lor fables
> Gisent profit moult delitables
> Sous qui lor pensees covrirent.

und Eustache Deschamps:

---

[1] Eine Liste, die freilich genauer Nachprüfung noch sehr bedarf, gibt Brunot, I, S. 510f.

> La doctrine et science
> Nous vient d'iceulx très anciennement

und:

> Sur tous tresors que princes peut avoir
> C'est d'aprendre les livres et savoir
> . . . . les faiz des anciens.

Von Karl dem Weisen berichtet uns Christine de Pisan den Ausspruch: *Les clercs ou la sapience l'on ne peust trop honorer; et tant que sapience sera honorée en ce royaume, il continuera en prospérité; mais quant deboutée y sera, il décherra*[1].

Durch diese spezifisch utilitaristische Einstellung des Interesses wird die Übersetzertätigkeit des Pierre Berçuire, Nicole Oresme, Jacques Bouchaut, Raoul de Presles, Laurent de Premierfait und anderer bestimmt[2]. Es kommt ihnen nicht darauf an, elegant und gut französisch zu übersetzen, sie wollen genau, wortgetreu, in letzter Hinsicht sachlich instruktiv sein. Daher nehmen sie diejenigen Worte des Originals, für die sie ein sicheres Äquivalent nicht zur Verfügung haben, einfach aus dem Latein herüber und begnügen sich mit einer notdürftigen, äußerlichen Französisierung des fremden Lautkörpers. Einige, wie Berçuire und Oresme, fügen gar ihrem Text ein Glossar der *termes difficiles* bei. Da ihnen an der Form sehr wenig und an der Sache sehr viel gelegen ist, so glauben sie, das Lehnwort in seiner Fremdartigkeit belassen zu müssen. Ja, diese charakteristische Fremdartigkeit erscheint ihnen schließlich gar als ein ästhetischer Vorzug. *Une science qui est forte*, sagt Oresme, ... *ne peut pas estre bailliee en termes legiers à entendre* ...[3]

---

[1] Vgl. G. Gröbers Einleitungen zum 4. und 5. Zeitsabchnitt seiner „französischen Literatur" im Grundriß II, 1, S. 729ff. u. 1037ff.

[2] Vgl. Piaget in Petit de Jullevilles Hist. d. l. langue et de l. litt. franç., II, S. 258–270.

[3] Über die Theorien dieser Übersetzer vgl. Brunot, a. a. O., I, 515ff.

Hier liegt der Punkt, wo aus der praktischen Not eine ästhetische Tugend, aus dem dokumentarischen Bedürfnis eine monumentale Qualität gemacht wird. Von hier aus vollzieht sich, besonders im Laufe des 15. Jahrhunderts, der Übergang zu der Anschauung, daß der Latinismus, die Gelehrtheit und Seltenheit der Worte und Konstruktionen etwas Vornehmes und Schönes seien, das man mit zielbewußter Absicht anzustreben habe. Der Latinismus, in der altfranzösischen Zeit ein Gelegenheitserzeugnis des kirchlichen Lebens, zu Beginn der mittelfranzösischen ein notwendiges Hilfsmittel der Regierung, Verwaltung und Rechtsprechung, sodann der Schule, Volksaufklärung und Laienbildung, ist im Zeitalter der Rhétoriqueurs und *escumeurs de latin* ein stilistischer Schmuck geworden.

Es wäre sehr oberflächlich, wenn man in dieser Wandlung des sprachlichen Bewußtseins und des Wortschatzes nur eine Verschlechterung des Geschmackes und einen Zerfall der Einheit und Gleichartigkeit der Schriftsprache erblicken wollte. Wir haben es hier mit einem Vorgang zu tun, der der Ausbildung der Standesunterschiede und des sozialen Standesbewußtseins parallel läuft und sehr wohl als Ausbildung eines künstlerischen und sprachlichen Standesbewußtseins angesprochen werden darf.

In der Tat, neben dem Latinismus als dem Hauptmerkmal der vornehmsten literarischen Sprache läuft im Schrifttum des 15. Jahrhunderts der Argotismus als das Kennzeichen der niedersten her. Er scheint in der Hauptsache eine dem Latinismus durchaus parallele linguistisch-literarische Stufenleiter durchlaufen zu haben.

Zunächst ist der Argot, man weiß nicht genau wann, als ein Gelegenheitserzeugnis aus dem Zusammenleben von Individuen entstanden, die der übrigen Gesellschaft gegenüber sich in einem offenen oder latenten Kriegszustand befanden. In dem Maße, wie diese Individuen sich zu Angriff und Notwehr enger zusammenschlossen, organisierten sie — und diese zweite Stufe wurde im Laufe der mittelfranzösischen Zeit erreicht — eine regelrechte Gauner-

und Geheimsprache. So besaßen die oben erwähnten Coquillars ein Rotwelsch, dessen Wortschatz in einer Gerichtsverhandlung zu Dijon (1455/1458) aufgezeichnet wurde und uns erhalten ist[1].

Man muß sich die Organisierung dieses Argot als einen mindestens ebenso bewußten, künstlichen, willkürlichen, intellektualistischen und akademischen Vorgang denken wie die systematische Einführung der Latinismen. „*Cette langue a été décomposée et recomposée comme une substance chimique*[2].“ Ja, es existierte geradezu eine Art Akademie, eine *élite intellectuelle*, die über die Modifikationen des Wortgebrauches zu entscheiden hatte. Diese auserwählten Grammatiker hießen im 16. Jahrhundert *archi-suppôts*, *archiboutants*, *arcs-boutants*, ferner *piliers de boutanche*, *piliers*, *souteneurs* und *poteaux*. „Ce sont les *poteaux* qui reprennent les mots oubliés pour les lancer de nouveau dans la circulation; ils sont encore les grands maîtres dans l'université de l'argot[3].“ Die Diebe, die Gauner, die wandernden Krämer und die Bettler waren die Hauptträger des Argot. Die Besonderheit dieser Sprache bestand im 15. Jahrhundert fast ausschließlich in einem willkürlich entstellten metaphorischen Gebrauch des Sinnes einzelner Worte. Phonetische Entstellungen (durch Verkürzung oder durch anagrammatische Umstellung der Laute), auch morphologische Entstellungen (durch Anhängung fremdartiger und mundartlicher Suffixe) waren damals noch gar nicht oder nur in beschränktem Maße üblich. Um so systematischer in der Durchführung und um so willkürlicher in der Erfindung waren die semantischen Entstellungen.

---

[1] Vgl. Marcel Schwob, Le jargon des Coquillars in den Mémoires d. l. soc. linguist. de Paris, Paris 1892, Bd. VII, S. 168ff. und 298ff.

[2] Schwob et Guieysse in den oben zitierten Mémoires, S. 55. Die Theorien Schwobs sind übrigens eingeschränkt worden durch Lazare Sainéan, L'Argot ancien, Paris 1907, bes. S. 45ff. und Les sources de l'argot ancien, Bd. I. Paris 1912.

[3] A. a. O.

„On perdrait son temps, si l'on voulait chercher dans ces déformations argotiques des allusions humoristiques ou autres. Le hasard seul les régit et le caprice les guide. C'est cet élément fantaisiste et arbitraire qui forme la véritable démarcation entre l'argot ancien, conscient et systématique, et l'argot moderne aux allures aventureuses qui se prêtent mal à un classement méthodique[1]."

Den humoristischen und abenteuerlichen Zug haben die Wortentstellungen des Argot erst auf dem Weg über die dritte Stufe erreicht, erst nachdem sie von Schriftstellern und Dichtern zu literarischen Zwecken als Stilmittel verwendet worden waren. Dies geschieht, soviel wir wissen, zum erstenmal in den *Mystères* des 15. Jahrhunderts[2]. Im *Vieil Testament*, in der *Passion Jesucrist*, in den *Actes des Apostres*, in der *Vie de St. Christophe* sprechen die Henker, die Räuber, die Schächer, die Diebe Argot; zuweilen auch in den *Farces* und *Moralités*. Argotismen finden sich ferner in einigen *Chansons* und *Ballades* des Deschamps und des Charles d'Orléans, in Molinets humoristischen Schriften, sowie bei einigen Chronisten. Der berühmteste Dichter des Argot aber ist François Villon mit seinen sechs Balladen *Le Jargon ou Jobelin*[3].

Hand in Hand damit geht die gelegentliche Verwen-

---

[1] Sainéan, l'Argot ancien S. 59. Weitere Literatur über den Argot bei Yve Plessis, Bibliographie raisonnée de l'argot, Paris 1901. Eine rein empiristische und reichlich unhistorische Bestimmung des Begriffes Argot hat mit unzureichenden Mitteln G. Krüger versucht in der Festschrift für A. Tobler, Braunschweig 1905, S. 229f.

[2] Etwa um dieselbe Zeit ist auch in Italien das Rotwelsch in die Literatur eingedrungen. Ja, die stilistische Verwendung des gergo furbesco scheint hier geradezu ein bewußt akademisch-anti-akademisches Gesicht angenommen zu haben. Vgl. Rod. Renier, Cenni sull'uso dell'antico gergo furbesco nella letteratura italiana in den Miscellanea in onore di A. Graf, Bergamo 1903, S. 123ff., reproduziert in Svaghi critici, Bari 1910, S. 1—30.

[3] Im Nikolausspiel des Jean Bodel liegt eigentlicher Argot noch nicht vor.

dung von Fachausdrücken, die dem Wortschatz der Handwerker und der Zünfte entnommen werden. Sie sind volkstümlich, aber dabei doch insofern nicht bodenständig, als sie, geradeso wie der Latinismus und der Argotismus, die Neigung zum Wandern haben. Einem bestimmten Dialektgebiet können sie nur ihrem Ursprung, aber nicht mehr ihrer Verbreitung nach zugesprochen werden. Diese interdialektischen Wanderworte der unteren Schichten, dieser synkretistische Gebrauch von Worten und Wendungen der verschiedenartigsten Mundarten in der Schriftsprache hat gewiß nicht wenig zur Lostrennung des Schrifttums von diesem oder jenem bestimmten Dialekt beigetragen.

Durch die Einfuhr von Latinismen, Argotismen, Italianismen, Provenzalismen, Pikardismen usw. in die schriftsprachliche Koiné erhält man zahlreiche Doubletten für ein und denselben Begriff, z. B. *mire* und *médecin*, *chastée*, *chasteté* und *pudorité, outrecuidié* und *arrogant, prison* und *coffre, poche* und *fouillouse* usw. usw. Da liegt es nahe, diese nebeneinander bestehenden Wörter als ein Übereinander stilistischer Abtönungen zu verwenden. Daß nun tatsächlich ein ziemlich sicheres Gefühl für soziale und literarische Rangunterschiede, für höhere und niederere Schichten im Sprachgebrauch nicht nur subjektiv bei feinsinnigen Dichtern, sondern auch rein objektiv in der Sprache selbst sich etwa seit Ende des 14. Jahrhunderts herausgebildet hat, ist von Brunot richtig gesehen und an Beispielen, die sich leicht vermehren ließen, gezeigt worden. Brunot hat darauf hingewiesen, daß Gott-Vater im *Mystère du Vieil Testament* ein stark latinisierendes Französisch spricht, während die Schächer und Diebe den Argot gebrauchen und der Teufel sich einer populären, mundartlich gefärbten Ausdrucksweise bedient; daß Christine de Pisan, wenn sie übersetzt, sich eines gelehrten, und wenn sie selbständig dichtet, eines volkstümlichen Wortschatzes befleißigt und daß man ähnliche Unterschiede bei Laurent de Premierfait beobachtet hat, je nachdem er den lateinischen oder den italienischen

Boccaccio überträgt[1]. „Die Anwendung fremder Sprachen und Mundarten in den französischen Mysterien des Mittelalters“ hat Kurt Bardenwerper[2] dargestellt. Außer Gott, Jesus und Maria sprechen hier gelegentlich auch Päpste, Bischöfe, Kardinäle, Prediger, Äbtissinnen, Propheten, Sibyllen und Engel sowie allegorische Figuren (die Kirche, die Gerechtigkeit, der Friede u. a.) lateinisch und zwar biblisches Latein, während Gerichtsräte Juristenlatein, Henker, Narren und Diener macaronisches Latein hören lassen. Wirte und Bauern reden in ihrer heimatlichen Mundart, englische Könige und Edelleute in einer englisch-französischen Mischsprache. Phantasiesprachen werden von heidnischen Orakeln und Priestern, pathologische Sprachen von Taubstummen, allerhand termini technici des Ackerbaues und der Jagd von Hirten und Landleuten gelegentlich verwendet. Wollte man noch weiter diesen Dingen nachgehen und im einzelnen zu bestimmen trachten, wie die durch soziale und sonstige Gelegenheiten bedingten Unterschiede im Sprachgebrauch den Künstlern allmählich bewußt werden und ihnen den Anlaß und das Material zur Ausbildung stilistischer Gattungsunterschiede liefern, und wie durch ihre Arbeit die Schrift- und Kunstsprache sich mehr und mehr von der Umgangssprache und vom Dialekt abhebt, so fiele dabei wohl manches neue Licht auf jene linguistisch-literarischen Wechselwirkungen, als deren Ergebnis wir einerseits die neufranzösische Schriftsprache und andererseits das klassizistische Kunstideal haben.

b) Der Zeitgeist in der Literatur.

Will man nun weiterhin das Wirken der neuen Gesellschaftsordnung in der Sprache verfolgen, so tut man gut, auch hier wieder durch einen Blick auf die Literatur das Auge zu schärfen. Freilich, eine Dichtung, die in derselben

[1] Übrigens hat Premierfait, der kein Italienisch konnte, das Decameron von einer lateinischen Vorlage aus übersetzt. Vgl. H. Hauvette, De Laurentio de Primofato, Pariser These 1903.

[2] Hallenser Diss. 1910, sowie „in den franz. Farcen, Sotien, Moralitäten und Sermons joyeux“. Halle 1911.

Weise wie das Rolandslied, als typisches Monument den Sprachcharakter einer ganzen Periode zusammenfassend darstellte, gibt es nun nicht mehr. So müssen wir denn aus einer Vielheit von Dichtungen etwa diejenigen Züge abstrahieren und sammeln, die ihnen allen mehr oder weniger gemein sind, aber dennoch so viel Besonderes haben, als nötig ist, um den mittelfranzösischen Zeitraum in seiner Eigenart zu kennzeichnen.

Am Eingang stehen Gestalten wie Rutebeuf und Clopinel und viele kleinere um sie herum, die alle in einer gemeinsamen Unzufriedenheit mit dem Lauf der Welt, im Gefühl, daß die Zeit der Ritterlichkeit, der Lehenstreue, der Frömmigkeit und der Begeisterung dahin ist, sich zusammenfinden. Während Clopinel am Zerfall der altfranzösischen Gesinnung seine stille kritische Freude hat und an der Zerstörung mitarbeitet, ist Rutebeuf ein scharfer Ankläger der Gegenwart und laudator temporis acti. Jener hat einen sauern, dieser einen bittern Geschmack. — Mit Bitternis und Säuerlichkeit ist fast die ganze mittelfranzösische Literatur getränkt. In zwei Worten des Gilles li Muisis, der in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts gelebt hat, ist Stimmung und Thema dieser säuerlichbittern, didaktisch-satirischen Zeitdichtung gegeben:

> Parler voray dou siėkle petit, qui keurt ore,
> Car il n'est mie digne k'on en fache memore. . . .
> Je volray parler dou boin anchyen tempore.
> Cheli ramenra Dieus, si li plaist, bien encore[1].

Selbst so gutmütige und ehrenwerte Temperamente wie Eustache Deschamps werden nörglerisch, sauertöpfisch, übelgelaunt und verärgert. Um heitere Liebenswürdigkeit zu bewahren, bedarf es eines weichen und weiblichen Wesens wie Christine de Pisan. Erst am Ende des Zeitraumes gelingt es der Dichtung, mit den ätzenden und beizenden Giftstoffen ihrer Epoche fertig zu werden. In François

---

[1] Vgl. Paul Grabein, Die altfranz. Gedichte über die verschiedenen Stände der Gesellschaft, Halle, Diss., 1893.

Villon ersteht der große Humorist, über dessen unseliges Dasein sich die ganze Bitternis seiner Tage nochmals ergossen hat, dessen Dichtung aber wie Morgensonne den Sumpf erhellt und glitzern läßt.

Um all dieses Bittere und Sauere zu erklären, sind selbst die größten sozialen und nationalen Mißstände und Katastrophen nicht ausreichend. Auch haben Rutebeuf und Clopinel gerade die glänzendsten, glorreichsten und wohlhabendsten Tage des Königreichs gesehen. Es muß also doch wohl die Wurzel des gemeinsamen Mißvergnügens etwas tiefer oder zum Teile wenigstens wo anders liegen. Sie liegt, wenn ich nicht irre, in einer gewissen Heimatlosigkeit des Gefühlslebens. Die große spontane Einheit des altfranzösischen Gemeingefühles, die gemütliche und geistige Kollektivität, wo der Dichter und jeder Einzelne sich eins wußte mit seinem Publikum und seiner Umgebung, ist zerbrochen. Der Egoismus des Individuums, der erst nur naiv, derb, gewalttätig und animalisch war, ist geistvoll geworden, klug, berechnend, weitschauend, kleinlich, kurzum bewußt und „interessiert". Der alte Egoismus ist gestorben und eine neuere, feinere, kleinere Art von Reineke Fuchs ist erwacht, *Renart le Bestourné*, wie Rutebeuf in seinem rätselhaften, ahnungsvollen *Dit* ihn nennt.

Renars est mors, Renars est vis
Renars est ors, Renars est vils,
Et Renars règne.

Die Interessiertheit und der hellsichtig gewordene praktische Sinn haben neue Gruppierungen der Individuen, nämlich die oben geschilderten Interessengruppen erzeugt und haben eine neue „Teilung der Erde" eingeleitet. Wer dabei zu kurz kam und seinen Platz nicht fand, ist, wie immer, „der Poet" gewesen. Das alte Publikum, dessen Sprachrohr er war, hatte sich verlaufen, und mit dem Publikum war zugleich das Gemeingefühl verschwunden. So muß der Dichter, der nun als isoliertes Subjekt in der Welt steht und der beruhigenden Anonymität von ehedem

beraubt ist, von neuem erst die Fühlung mit dem Publikum suchen. Aber der Anschluß will nicht gelingen, die Welt will ihn nicht verstehen. Er bemüht sich, er wird soziabel und mitteilsam; er will, da er nicht mehr mitten in der öffentlichen Meinung steht, nicht mehr von ihr getragen wird, die öffentliche Meinung nun seinerseits machen, bestimmen, leiten, beeinflussen. Seine Dichtung wird journalistisch, tendenziös, berechnend und will „wirken“. Sie wird auf bestimmte Zwecke, auf einzelne Gesellschaftsgruppen abgerichtet und sehr oft geradezu auf Bestellung gemacht. Daher der handwerksmäßige, lehrhafte, künstliche, beabsichtigte und verstandesmäßige Einschlag. Gerade diejenigen Schriftsteller aber, die besonders mitteilsam und soziabel veranlagt sind, und die sich mit Lehre, Predigt, Satire und allerhand Zuspruch am heißesten um innere Fühlung mit der Gesellschaft bemühen, verfallen, da sie in dieser Gesellschaft nicht mehr aufzugehen vermögen, am raschesten und leichtesten in Bitternis, in Ärger, Unlust und moralisierende Säuerlichkeit.

Zugleich erwacht, gestachelt von Pessimismus und Unmut, in diesen Clopinels, Rutebeufs, Deschamps, Muisis und anderen das Nachdenken. Man hat das Bedürfnis, sich Rechenschaft abzulegen über den unerwünschten bösen Gang der Welt. Aber so wenig wie dem Gefühl, will dem Verstand die neue Lebensordnung sich erschließen; und so sehen denn gerade die reizbarsten und empfindlichsten zunächst wieder nur das Negative, das Blinde, das Willkürliche, das Irrationelle des menschlichen Daseins. Um die drei größten und blindesten Mächte, denen wir unterstehen, dreht sich in endlosem poetischem Raisonnement fast die gesamte Dichtung und ein gut Teil der darstellenden Künste: *Amour*, *Fortune* und *Mort*.

„Ce fut un trait de génie, — le seul, hélas! de son œuvre, — de Pierre Michaut que de réunir ces trois puissances, et de montrer, dans sa *Danse aux aveugles* (vers 1450), tous les humains dansant sous l’archet de l’un de ces trois cho-

règes: le poète, spectateur, dans une vision, de ce triple et terrible bal, en sort épouvanté.....[1]"

Die künstlerischen Ausdrucksmittel dieser Dichter, denen weder aus dem Gefühl noch aus der Reflexion heraus der unmittelbare Einklang mit ihrer Zeit gelingen will, können keine anderen als willkürliche und gewaltsame sein. Das beliebteste Auskunftsmittel wird die Allegorie, d. h. die gewaltsame und willkürlich aufgestellte Verbindung verstandesmäßiger Begriffe mit gefühlsmäßigen Werten und Anschauungen. Der *Roman de la Rose* beherrscht die technische Entwicklung der ganzen mittelfranzösischen Literatur. An grotesken und barocken Verkoppelungen der handgreiflichsten Gegenstände mit den fernsten und allgemeinsten Begriffen wird das Unglaublichste und denkbar Geschmackloseste geleistet. Unter einem pedantischen Hut werden die fremdartigsten Dinge zusammengesperrt. Niemals ist die dichterische Technik so ganz und gar unter dem Zeichen des Willkürlichen, Gewaltsamen, Gemachten, Verkünstelten, Mechanischen und Formalistischen gestanden wie in den zweiundeinhalb Jahrhunderten des mittelfranzösischen Zeitalters. Sogar derjenige Dichter, dessen Inspiration die denkbar persönlichste und frischeste war, François Villon, unterlag, was die Technik betrifft, dem unwiderstehlichen Betrieb seines Jahrhunderts. Nur daß bei ihm der Sprung vom Kalten ins Warme, die Verkoppelung des Fremdartigen, der Krieg des Verstandes mit dem Herzen und alles, was bei anderen ein modischer Firlefanz und eine äußere Notwendigkeit war, sich als reine, freie Natur herausstellt. Gerade Villon zeigt uns, was für ein merkwürdig zerrissener und zerlumpter Mensch man sein mußte, um mit instinktartiger Sicherheit diese im Sprachgebrauch der Zeit gegebenen, zackigen und unordentlichen Kunstmittel handhaben zu können. —

Einer anderen Gruppe von Dichtern aber, nämlich den höfisch und aristokratisch veranlagten und gestellten, war

---

[1] G. Paris, François Villon, Paris 1901, S. 96.

die Fühlung mit ihrem besonderen Publikum sehr viel leichter. In einer durch Gewöhnung und alte Sitte zur Mitteilsamkeit und Geselligkeit erzogenen Umgebung von Adeligen und wohlhabenden Patriziern konnte der Dichter immer noch auf empfängliche und geneigte Ohren rechnen, vorausgesetzt freilich, daß er den alten höfischen Gedankenkreis nicht durchbrach und daß er sich willig und gefügig in der abgeschlossenen Luft der ritterlichen Galanterien gefangen gab. Er opferte die Fühlung mit der Wirklichkeit des Lebens und tändelte und tänzelte dafür um so ungestörter auf einem künstlich zubereiteten und geglätteten Boden. So entstanden die Spielereien des Guillaume de Machaut, des Alain Chartier und schließlich, mit einer reizvollen Beimischung idyllischer Schwermut, die Gesänge des Charles D'Orléans. Diese Dichtung hält sich allerdings frei von der Säuerlichkeit und Bitterkeit des Zeitalters; sie fällt dafür um so leichter in das Süßliche und Zuckerige. Sie ist bald ein verstandesmäßiges Gesellschaftsspiel — man denke an die vielen minniglichen *courts*, *débats*, *jeux-partis* —, bald ein Geklingel mit Worten, eine musikalistische Entmannung des Gedankens. Die beliebtesten Formen dieser Dichtung, Ballade, Rondeau, Chant royal und Motett sind schon durch ihr metrisches Schema geeignet, alle Freiheit und Macht der Inspiration zu erdrosseln und teils der Musik, teils dem Witz die Herrschaft über die natürliche und eingeborene Poesie der Sprache zu sichern.

Was Wunder, daß bei solcher Verkünstelung und Übertreibung aller technischen Mittel, bei dieser Entartung ins Willkürlich-Gewaltsame und ins Willkürlich-Spielerische, die ehrlichsten und redlichsten Schriftsteller und die bestäquilibrierten Temperamente sich in der Prosa ihren Stil erschufen. In der Tat ist von sämtlichen literarischen Gattungen die Prosa diejenige, die, getragen von Männern wie Joinville, Froissart, de la Sale und Commines, die bedeutendsten und für die Folgezeit fruchtbarsten Förderungen erfahren hat. Dabei handelt es sich fast ausschließlich um historische und erzählende Prosa; denn hier vor allem

konnte das erwachte, aber noch nicht zur Selbständigkeit gediehene Nachdenken in eine Fülle von mannigfaltiger Anschaulichkeit sich einbetten und sich auswachsen.

Durch die Arbeit dieser Chronisten, Historiker, Romanschreiber und Novellisten ist diejenige geistige Tätigkeit, die in gleicher Weise für moderne Kunst wie für moderne Wissenschaft grundlegend werden sollte, hervorragend geübt, geschärft und zum Ausdruck gebracht worden: die Beobachtung. Im Zeitalter des Rolandsliedes hat man, im strengen Sinn des Wortes, eine Beobachtung der Wirklichkeit noch nicht zu leisten vermocht. Der Chronist begnügte sich damals mit einer mehr oder weniger gefälligen Aufzeichnung und Aufreihung der Tatsachen. Im besten Falle zog er die Perlen der einzelnen Fakta auf die gegebene Schnur der theologischen Geschichtsspekulation. Der inspirierte Poet aber ging so sehr in der gefühlsmäßigen Deutung und Färbung der Ereignisse und im Ethos seiner Geschichte auf, daß ihm für die Beobachtung derselben kein freier Blick mehr blieb. In der Chanson de geste gilt ein phantastischer Vorgang, vorausgesetzt, daß er die nötige Gewalt hat, um Sänger und Hörer mit sich zu reißen, so viel wie ein historischer und umgekehrt. Auch fehlten, wie ich zu zeigen versucht habe, in der Sprache jener Zeit die syntaktischen und flexivischen Hilfsmittel, um das geistige Auge mit Schärfe und Sicherheit auf dieses und jenes bestimmte Objekt hin einzurichten.

Der literarische Ausdruck der „Beobachtung“ heißt „Schilderung“, erzählende Schilderung, beschreibende Schilderung, schildernde Beschreibung usw. Es ist bekannt, wie sehr die Technik der Schilderung bei den Altfranzosen noch in den Windeln liegt und wie kräftig und üppig sie in der mittelfranzösischen Zeit sich ausgebildet hat. Wie trefflich haben nur die flandrischen Maler zu beobachten, zu schildern und sachlich zu sein verstanden. In einer feinsinnigen Studie, *la nouvelle française au XVe siècle*, hat Werner Söderhjelm (Paris 1910) die Fortschritte und die staunenswerten Errungenschaften der literarischen Technik

des Beobachtens und die Ausbildung einer echt französischen, modernen, realistischen und oft schon naturalistischen Kunst der Darstellung uns vorgeführt. Nur schade, daß er nicht auch die Chronisten und Historiker, die so tüchtig und erfolgreich an dieser Entwicklung mitgearbeitet haben, in den Bereich seiner Betrachtung gezogen hat[1].

Es scheint, als ob die Augen und alle Sinne aus dem traumartigen, visionären, in innerlicher Beschaulichkeit befangenen Zustand des früheren Mittelalters jetzt erst erwachten und sich öffneten und sich aufmerksam spitzten auf alles Gegenständliche in der äußeren und inneren Wirklichkeit. Man hat dieses Aufgehen der Sinne als eine künstlerische Renaissance bezeichnet; und das ist es in der Tat. Nur muß man sich hüten, unsere spätmittelalterliche Hellsichtigkeit und Beobachtungsgabe etwa mit der Sinnlichkeit und dem Realismus der Antike zu vergleichen und zu vermischen. Die freudige Hingabe und Lust der Sinne am Wirklichen, das jauchzende, antike und moderne Wort:

> Trinkt, o Augen, was die Wimper hält
> Von dem goldnen Überfluß der Welt!

gilt für den mittelfranzösischen Künstler noch gar nicht oder nur in vereinzelter Ausnahme. Er genießt nicht im Schauen, er beobachtet. Sein Wirklichkeitssinn ist durch das Nachdenken, durch die Reflexion über den Gang der Welt geweckt, veranlaßt und eingestellt worden. Daher hat er noch etwas Angestrengtes, Peinliches, Gequältes, Minutiöses, Herbes und wird sozusagen mit gekniffenen Augen und gespannten Gesichtsmuskeln ausgeübt. Ja, es läßt sich gar eine gewisse Vorliebe für die Beobachtung und Darstellung des Unschönen, des Häßlichen, Ekelhaften, des Kleinen, Widerlichen und Unerfreulichen, kurzum, gerade derjenigen Seiten des Lebens feststellen, von denen eine naive und hedonistische Sinnlichkeit sich unwillkürlich abwendet. Kurz, es ist eine kritische, ans Naturwissen-

[1] Vgl. meine Besprechung dieser Arbeit im Literaturbl. f. germ. u. rom. Phil. Dezember 1911.

schaftliche grenzende, psychologisierende, vor keiner Einzelheit zurückscheuende, fast systematische Beobachtung. Ein hervorragendes Beispiel dieser Art bieten uns die *Quinze joyes de mariage.* —

Das Bedürfnis, durch einen möglichst unmittelbaren, beobachtenden Augenschein vom Gang der Welt und insbesondere von dem großen Mysterium der Menschheitsgeschichte sich zu überzeugen, sich zu vergewissern, ergreift sogar die Massen des Volkes. So kommt es, daß die dramatisierte Schaustellung der biblischen Geschichte zu einer ebenso wichtigen als festlichen Angelegenheit wird.

In seinen Anfängen war das kirchliche Drama wesentlich nur auf Erbauung, d. h. auf ein inneres und religiöses Nacherleben der heiligen Erlösungsgeschichte gerichtet; in seiner weiteren Entwicklung, insbesondere im Lauf des 15. Jahrhunderts, wird alles Innerliche mehr und mehr zu einem äußerlichen Realismus und Naturalismus herausgearbeitet und materialisiert. In demselben Maße, wie die szenische Technik und der Bühnenapparat sich bereichern, entleert sich und verarmt der dichterische Kern des religiösen Elementes. Während in den altfranzösischen Mysterien Gott-Vater, Christus, die Jungfrau nicht von Menschen dargestellt, sondern durch eine *Figura*, eine Statue oder ein Kreuz versinnbildlicht wurden, bekommen sie nun ihre bühnenmäßige Maske, treten auf und werden „gespielt". Das Mysterium wird zum „lebenden Bild". Die Entwicklung besteht in einer fortschreitenden Profanierung. Je kühner, strenger, genauer und drastischer der Realismus desDetails, desto knechtischer, ängstlicher und schwächer wird der Idealismus des Gehaltes. Das lebendige Gotteswort versteinert sich zum Buchstaben, das wirre und bunte Getriebe der Welt aber entfaltet sich zu den blühendsten, saftigsten, duftendsten und stinkendsten Szenen. „Ce théâtre est à la fois minutieusement réaliste et hardiment conventionnel. Il montre tout ce qui se peut montrer: mais il supprime tout ce qui ne se peut montrer....[1]"

[1] Lanson, Historie d. la litt. fr.

Es wäre wunderbar, wenn der nationale Gedanke, den wir als das wichtigste Ergebnis des zweiten mittelfranzösischen Zeitabschnittes kennen gelernt haben, nicht irgendwie auch in der Literatur sich geltend gemacht hätte. In der Tat sind die schönsten oder jedenfalls die rührendsten und frischesten Lieder und Prosastücke des ausgehenden 14. und des ganzen 15. Jahrhunderts von einer bald zärtlichen, bald trotzigen Vaterlandsliebe eingegeben. Christine, Chartier, Maillard, Menot, ja sogar Martial d'Auvergne und Villon, haben echte und beredte Gefühlstöne für ihr geliebtes, unglückliches Vaterland gefunden. Eine spezifisch nationale Dichtungsform aber, wie die altfranzösische Chanson de geste, gab es nun nicht mehr. Jede beliebige Form, die Kanzone, die Ballade, das Rondeau, die Allegorie, die Predigt, der Traktat, ja sogar die Novelle, waren fähig geworden, patriotische Motive zu entwickeln. Die entzückende Novelle vom *Jehan de Paris* stellt den klarsten, echtesten und an symptomatischer Bedeutung reichsten literarischen Ausdruck des damaligen Nationalstolzes dar. Sie zeigt uns einerseits, wie die internationalsten und meist gewanderten Erzählungsmotive und die objektivsten und modernsten Formen, die Novellen, sich zwanglos zur Nationalisierung hergeben, und andererseits, wie das französische Nationalgefühl sich ganz und gar auf die einzige Person des Königs, und zwar eines Bürgerkönigs, eines jovialen, reichen, witzigen und siegesgewissen Hans von Paris zugespitzt hat[1].

Diese doppelte Tatsache ist bezeichnend. Das Nationalbewußtsein klebt noch an der Person, und zwar viel mehr an der Person als an der Würde des Königs, und darin dürfen wir das Fortwirken der rein persönlichen Herrschaftsverhältnisse des Feudalwesens erkennen; aber es ist auch schon im Begriff, die sämtlichen Lebensinhalte und alle denkbaren Ausdrucksformen zu durchdringen; und darin haben

[1] Vgl. die trefflichen Ausführungen Söderhjelms, La nouvelle fr. au XV. s., S. 192ff

wir ein erstes Aufleuchten jenes neuen, im 16. Jahrhundert verkündigten und im 17. verwirklichten nationalen Ideales, demzufolge die französische Nation die erste der Welt, ihre Literatur die maßgebende für alle Völker und ihre Sprache das Einheitsgefäß für alle Geistesbildung sein soll.

Aus der schweren Krisis, in der am Ende des 14. Jahrhunderts die staatliche und zugleich die geistige Verfassung Frankreichs auseinanderzufallen drohte, hat diese unverwüstliche Nation sich ihre reichsten und mächtigsten Möglichkeiten und Kräfte zu einer höheren Entwicklung geschöpft.

c) Charakteristische Wandlungen des Flexionssystems.

Wenn man sich in der Wissenschaft mit Vergleichen und Bildern begnügen dürfte, so könnte man sagen, daß in der mittelfranzösischen Zeit mit den Wortformen in der Grammatik etwas Ähnliches geschehen sei wie mit den Menschen in der Gesellschaft. Auch ihrer hat sich eine Art *Renart le Bestourné* bemächtigt; berechnend und schlau sind sie sozusagen geworden und haben sich, um besser fortzukommen, ihres Eigenwertes und ihrer Bedeutungswürde entkleidet und sind, je nach Vorteil und Bequemlichkeit, bald in diese, bald in jene Formengruppe hinübergetreten. Sogar in der Sprache kommt der praktische, interessierte, zünftige Geist des Zeitalters zur Herrschaft. Denn es sind die assoziativen Wandlungen, die Analogien, die ökonomischen und zweckmäßigen Angleichungen und Ausgleiche, die Schiebungen im Flexionssystem, die nun in den Vordergrund treten und die Führung des sprachlichen Lebens übernehmen.

Wie die Dichtung blind und gleichgültig wird für ihren poetischen Eigenwert und ganz nach außen hin ihre Wirkung berechnet, und wie im Dienste der praktischen Ziele ihr Gehalt abstrakt, ihre Formen aber aufdringlich werden, wie z. B. kraft der Allegorie die dichterische Symbolik zu

einem verstandesmäßigen System von Zeichen umgebildet wird, so hat nun auch die Sprache ein gut Teil ihrer Bedeutungswerte in Funktionswerte und ihrer Nenner in Zähler umgesetzt.

1. Kasus und Geschlecht.

Das Altfranzösische besaß in der Deklination der Nomina eine reich gegliederte Mannigfaltigkeit. So einfach im großen ganzen sein Kasussystem war, so reich war im einzelnen dessen Gliederung. Da gab es nicht nur „Klassen", sondern innerhalb der Klassen bestimmte „Typen", und diese wieder verzweigten sich in besondere „Einzelfälle". Da führte eine Stufenfolge, kein Sprung, von der „Regel" zur „Ausnahme". So hat das Altfranzösische z. B. die Kluft, die das weibliche Nomen von der Flexion des männlichen trennte, zu überbrücken versucht, indem es zwischen das ursprüngliche Einkasussystem mit verallgemeinertem Oblikus (Nominativ und Oblikus *fille* < *filiam* und *filles* < *filias*, *flour* < *florem* und *flours* < *flores)* und das männliche Zweikasussystem einen Mitteltypus setzte, der wenigstens im Singularis den Nominativ vom Oblikus unterschied: N. S. *flours*, Obl. *flour*. Noch vollständiger als in der Deklination hat man in der Konjugation des Zeitworts, wo eine lange Stufenleiter von den „starken" zu den „schwachen" Typen hinüberführt, das Bild einer vielförmigen Ähnlichkeit. Es ist ein Zustand, wo das Gewohnte, Überkommene, lautgeschichtlich Gewordene noch kaum als unzweckmäßig empfunden wird. Das altfranzösische Sprachgefühl nimmt keinen Anstoß daran, daß z. B. die Form *murs* (aus *murus* und *muros)* zweierlei darstellt: Nominativ Singularis und Oblikus Pluralis, oder *vent* (aus *vendo* und *vendit)* die erste sowohl wie die dritte Person, oder die Form *pedre* gar dreierlei. Denn, wo das flexivische Kennzeichen verwischt ist, hilft der „Sinn" aus. Andererseits werden lautliche Abstufungen, die zur flexivischen Gruppierung an und für sich nicht nötig wären, beibehalten: *crieve* — *crevons*, *leve* — *lavons*, *aime* — *amons*, *cueur* — *comte*, *ber* — *baron*.

Denn, obgleich dem „Sinn“ durch *creve* — *crevons*, *lave* — *lavons*, *bar* — *baron* genügt wäre, wird doch der Überschuß an formalen Unterschieden nicht als unzweckmäßige Bürde empfunden. Kurz, das sprachliche Verständnis wird weder durch das Zuviel, noch durch das Zuwenig der flexivischen Merkmale behindert. Die flexivische Gruppierung ist der syntaktischen nicht mehr übergeordnet wie im Latein und noch nicht untergeordnet, wie im Neufranzösischen. Um die lateinische Rede zu verstehen, muß aus den flexivischen Merkmalen der syntaktische Sachverhalt erschlossen werden; während die neufranzösische, insbesondere die gesprochene Rede syntaktisch ebenso durchsichtig als flexivisch undifferenziert ist. Im Altfranzösischen aber sind die flexivischen Gruppen den syntaktischen bei- und nebengeordnet. Es wird sozusagen doppelt genäht; daher dem modernen Gefühl diese Sprache bald als emphatisch und nachdrücklich, bald als unklar und zweideutig vorkommt.

Es konnte denn auch nicht ausbleiben, daß zwischen den syntaktischen und den flexivischen Gruppierungen ein Dualismus entstand, der, sobald der Sinn für das Zweckmäßige und Rationelle sich schärfte, immer lebhafter gefühlt wurde. So werden die flexivischen Vereinfachungen die große Angelegenheit des Mittelfranzösischen.

Dabei ist es in hohem Grade bezeichnend, daß diese analogischen Wandlungen meist durch rein äußerliche, phonetische oder gar graphische Verhältnisse ins Rollen gebracht und erst in ihrem weiteren Verlauf durch innere, syntaktische und semasiologische Rücksichten bestimmt werden. Aus der Beiordnung entsteht zunächst Unordnung und nur allmählich die zweckmäßige Unterordnung. Mögen einige Beispiele diesen Vorgang beleuchten.

Die Zerstörung des Zweikasussystemes erscheint zeitlich und geographisch mit dem Verstummen von *s* im Wortauslaut zusammenzugehen. Dieses —*s* ist zunächst in antekonsonantischer Stellung und zwar zuerst im Westen geschwunden. In derselben Gegend und in derselben Zeit (seit dem 12. Jahrhundert) finden wir auch die ersten Ver-

wechslungen von Subjektskasus und Oblikus. Der Osten aber, der *s* vor stimmlosem Konsonant und darum auch im Wortauslaut länger und besser bewahrte[1], ist in der Deklination entsprechend konservativer gewesen. Der Anlaß — nicht der tiefere Grund — muß also doch wohl ein lautlicher gewesen sein. Aber selbst wenn dieses Zusammentreffen ein zufälliges sein sollte, so kann man sich einen andern, etwa einen syntaktischen Anlaß für die Zerstörung des Zweikasussystemes schwerlich denken. „Au XIIIe siècle," sagt Brunot[2], „le sentiment de la valeur des cas peut être oblitéré, l'effacement n'en est pas tel qu'on ne puisse remarquer encore le développement de certains tours, qui, au moins à leur origine, supposent une distinction du sujet et du régime. On peut ainsi signaler le progrès de la construction en ablatif absolu d'un pronom accompagné d'un adjectif ordinal: *lui troisième*, *soi quart:* elle est assez commune chez Joinville ... Dans le même ordre d'idées, il faut retenir le développement du participe construit absolument, où il n'est pas impossible que l'imitation du latin ait joué un rôle. Absent chez Villehardouin, ce tour a été relevé chez Joinville: *ma nef paié*, *la veritei seue.*" — Ja, bis tief in das 15. Jahrhundert hinein erhalten sich bedeutende Reste der genitivischen und dativischen Funktionen des Oblikus: *en la maison ton père; l'espousée leur seigneur; lempereur manda la damoiselle quelle fist avaller Virgille; foy que doy mon baptesme*[3]. — Auch nach einem semasiologischen Anlaß wird man vergeblich suchen. Wenn die flexivischen Varianten *sire* — *seigneur*, *gars* — *garson*, *on* — *homme*, *pastre* — *pasteur* usw. sich in ihrer Bedeutung voneinander abgespalten haben, so ist dies die Folge und nicht die Voraussetzung des Untergangs der Deklination. Freilich, die Folgen dieses Ereignisses sind auch in

---

[1] Im Wallonischen ist es heute noch hörbar. Vgl. im Atlas linguistique die Karten *arrête*, *été* u. *fête*.

[2] A. a. O., S. 343. —

[3] Brunot, a. a. O., S. 453f.

der Syntax, ja sogar in der Stilistik[1] schwerwiegend und mannigfaltig gewesen. Man denke nur an die Festigung der Wortstellung und an den Gebrauch des Artikels und der Präpositionen. Aber gerade deshalb, weil der Schwund der Zweikasusdeklination so weitgehende und bedeutende syntaktische, semasiologische und stilistische Folgen gehabt hat, gerade deshalb kann der Anlaß oder Anstoß zum Schwunde kein wesentlich syntaktischer, semasiologischer oder stilistischer, sondern vorwiegend nur ein äußerlicher, phonetischer und fast mechanischer gewesen sein.

Ähnlich ist es mit der Geschlechtsbildung der Adjektiva gegangen. Das Mittelfranzösische hat auf dem Wege der Angleichung die Adjektiva einer Endung (*fort*, *vert*, *brief*, *tel*, *quel*, *grant* u. a.) in die ausgebreitetere Klasse der Adjektiva zweier Endungen *bon—bonne* u. a. allmählich hinübertreten lasssen. Diese Bewegung hat schon im Altfranzösischen begonnen; und hier, im Altfranzösischen, scheint sie allerdings zunächst durch einen inneren und zwar semasiologischen Faktor getrieben zu werden. Am raschesten und gründlichsten haben sich nämlich, wie Meyer-Lübke[2] beobachtet, diejenigen Adjektiva systematisiert, „die vorwiegend mit Personalbezeichnungen verbunden werden": *reine françoise*, *douce suer*, *fole fille* und dergl. Zu der Feinfühligkeit des Altfranzösischen für ethische und persönliche Verhältnisse steht dieser Vorgang in schönstem Einklang. Für das Mittelfranzösische dagegen sind solche Neigungen nicht mehr maßgebend; und in ihrem weiteren Verlauf werden die analogischen Femininbildungen mehr und mehr durch äußere Faktoren phonetischer Art gefördert. Bei Worten wie *fort*, *vert*, *grant* war seit Ende des 13. Jahrhunderts das -t in antekonsonantischer Stellung nicht mehr hörbar, während es in antevokalischer gesprochen wurde. Auf diese Weise entstanden lautliche Doppelformen *for—fort*, *gran*

[1] Charles d'Orléans z. B. gebraucht je nach metrischen Bedürfnissen bald eine nominativische, bald eine akkusativische Wortform.

[2] Histor. Grammatik der franz. Spr., § 258.

—*grant* und ähnlich wohl noch manche andere. Da lag es nahe, nach dem Muster *bon—bonne* ein *for—forte* zu bilden. Wenn nun ferner im 14. und 15. Jahrhundert die Dinge sich vielfach in der Weise regeln, daß das attributiv funktionierende Adjektiv an der alten Form festhält und das prädikativ funktionierende sich der analogischen Femininform zugänglich zeigt: *grand'mère*, aber *mère grande*, *grand' route*, aber *la route est grande*, so liegt das offenbar nicht an dem syntaktischen Faktum der Funktionsverschiedenheit, sondern lediglich an dem phonetischen des artikulatorischen Zusammenschleifens: *gram-mère*, *gran-croix*. Daß das prädikativ funktionierende Adjektiv etwa einer stärkeren Geschlechtskongruenz unterliege als das attributive, wird man von einer Syntax, die Wendungen wie die folgenden erlaubt: *les gens sont bons; bénoit soit l'heure*, *que ... fut conclud la bataille* schwerlich behaupten dürfen.

Wollte man gar die Verallgemeinerung der weiblichen *e*-Endungen beim Adjektiv als eine Verstärkung der Geschlechtsunterschiede im Sprachgefühl deuten, so würde man durch einen Blick auf die Geschichte der persönlichen Fürwörter ebenso rasch als gründlich widerlegt werden. Hier zeigt sich nämlich als ein durchgehender mittelfranzösischer Zug das Zurücktreten der Persönlichkeitsbegriffe zugunsten der Beziehungsbegriffe. Wie man zu den starken Persönlichkeitsbegriffen *moi*, *soi* im Oblikus schwache Persönlichkeitsbegriffe, in denen mehr die Beziehung auf die Person als die Person interessierte, *me* und *se* besaß, so schuf man nun auch für die Subjektspronomina *jo jé* und *tu*, die ihrer Natur nach gar keine Beziehung, sondern nur die Person bezeichnen, schwache, analogische Formen: *je* und *te: pourquoi le fesis-te? t'es trop bon.* Auch *il* und *ele* sind, zunächst wohl nur lautlich, verblaßt zu *i* und *el.* Schließlich geht diese Abschwächung aber soweit, daß sie im Pluralis zu einer merkwürdigen Schwächung und Vermengung der flexivischen Geschlechtsunterschiede führt. *Ils* und *eles* werden miteinander verwechselt. *Ne doubtez point de ces bonnes nouvelles*, *car ilz sont escriptes* (Maillard,

Sermon 31). Wie die meisten flexivischen Störungen, so geht auch diese vom Westen und Südwesten aus, hat sich aber nach dem Osten und Nordosten derart fortgesetzt, daß sie im 14. und 15. Jahrhundert als ein schriftsprachliches Faktum gelten muß. Im Neufranzösischen ist sie rückgängig gemacht worden. In einem anderen Fall aber, nämlich bei *lui* ist die Vermengung der Geschlechter geblieben. Während das Altfranzösische das hochtonige Maskulinum *lui* ziemlich säuberlich von dem entsprechenden Femininum *li (< illaei)* unterschied und nur das vortonige *li* für beide Geschlechter gebrauchte, hat das Mittelfranzösische alles zusammengemischt und hat schließlich durch die Verallgemeinerung von *lui* den Geschlechts- und Persönlichkeitsbegriff zugunsten des abstrakteren Beziehungsbegriffes unterdrückt. Dabei ist es wieder das Femininum, das die Rechnung bezahlen muß und eingeht.

Besonders deutlich läßt sich die Schwächung der weiblichen Formen beim besitzanzeigenden Fürwort verfolgen. Die betonten Formen lauteten im Altfranzösischen:

mien moie, *tuen toe*, *suen soe*.

Im Mittelfranzösischen werden zunächst die Feminina der zweiten und dritten Person *toe* und *soe* nach dem Muster der ersten *moie* zu *toie* und *soie* umgebildet. Doch halten sich daneben *toe* und *soe* bis ins 14. Jahrhundert. Zugleich taucht in der ersten Person eine neue, nach *mien* gebildete Femininform *mienne* auf. Diese hat schließlich gesiegt; denn es war ihr der Weg durch andere, vorausgehende Analogien gebahnt worden. Schon seit dem 13. Jahrhundert hatte man nämlich neben dem Maskulinum *suen* ein *sien* (nach *mien);* ebenso ein *tien.* Bald erscheinen denn auch die ersten Beispiele von *tienne* und *sienne* (Rutebeuf). So hat zuerst, d. h. im Altfranzösischen, wo die Personenbegriffe vorherrschten, die erste Person des Maskulinums sich als die zugkräftigste erwiesen, indem sie die andern Maskulina *sien* und *tien* veranlaßte. In dem Maße, wie nun aber die Personenbegriffe sich schwächen, tritt ein Schwan-

ken im Femininum ein, sodaß es sich in die Konkurrenzformen *moie* und *mienne* spaltet. In der zweiten und dritten Person spiegelt und vervielfältigt sich diese weibliche Unsicherheit, indem hier drei verschiedene Formen *toe*, *toie*, *tienne; soe*, *soie*, *sienne* miteinander im Kampf liegen. Schließlich zieht die vereinigte Kraft der Maskulina aller Personen *mien*, *tien*, *sien* das Femininum in ihren Bereich, vernichtet dessen ältere Formen und läßt nur die vom Maskulinum aus gebildeten *mienne*, *tienne*, *sienne* am Leben. — Wie sehr die Stellung der weiblichen Formen erschüttert war, ersieht man endlich aus der Geschichte des Fürwortes *leur*. Daß *leur* ein alter Genetiv *(illorum)* ist, hatte schon das Altfranzösische vergessen. Das Mittelfranzösische behandelte das Wörtchen in seiner Funktion als Possessivpronomen, genau als wenn es ein Adjektiv wäre, und bildete dementsprechend einen Pluralis *leurs*, der bei Deschamps häufig und bei Froissart schon durchaus regelmäßig ist. Zu einem Femininum **leure* und **leures* aber ist, soviel man bis jetzt beobachtet hat, nie und nirgends ein Ansatz gemacht worden. Brunot ist geneigt, sich diese auffallende Tatsache satzphonetisch zu erklären: „La raison en est sans doute que, à l'époque où ce changement eût pu se faire, l'*e* sourd est si affaibli que la phonétique syntaxique eût plutôt poussé à éteindre cet *e* s'il eût existé, qu'à en donner un à un mot qui n'en avait pas (cf. *vot' chanson)*." Da aber *leur* als besitzanzeigendes Fürwort keineswegs nur vortonig, sondern geradesogut und häufig hochtonig vorkam, so befriedigt die an und für sich einleuchtende Erklärung Brunots nur teilweise. Daher müssen wir als zweiten, mitarbeitenden Grund eine allgemeine Neigung des Mittelfranzösischen anerkennen, die zur Schwächung des persönlichen und qualitativen Momentes und zur Stärkung des relativen, quantitativen und abstrakten bei allen Fürwörtern und, wie wir sofort sehen werden, noch bei vielen anderen Sprachformen geführt hat. Mit dieser Neigung steht die oben geschilderte Neubildung weiblicher Adjektivformen: *meilleure*, *forte*, *grande* usw. in einem der-

artigen Widerspruch, daß sie, innerhalb des Mittelfranzösischen, wie gesagt nur als eine vorwiegend lautlich, äußerlich, zufällig veranlaßte und mehr oder weniger schematisch und automatisch durchgeführte Angleichung verständlich ist.

2. Die Konjugation.

Eine ähnliche historisch-psychologische Reihenfolge haben in der Hauptsache die Wandlungen der Verbalflexion durchlaufen: äußerliche, lautliche, fast zufällige Anlässe, sodann mechanische und noch inkonsequente Analogien und schließlich, als Ergebnis einer bald durch Willkür, bald durch Bequemlichkeit gestörten Ordnung, die Vorbereitung eines neuen zweckmäßigen und rationellen Einheitsystemes.

Vom Indikativ Präsens der ersten Konjugation besaß das Altfranzösische zwei lautgeschichtlich differenzierte Typen:

I	II
chant	entre
chantes	entres
chantet	entret

Im Mittelfranzösischen hat Typus II das gestützte *-e* seiner ersten Person dem Typus I mitgeteilt. Formen wie *chante*, *aime* kommen vereinzelt schon im 12. Jahrhundert vor, im 14. Jahrhundert sind sie ziemlich häufig. Deschamps gebraucht völlig unterschiedslos bald *je dout*, bald *je doute*, *je suppli* und *supplie.* Im 15. Jahrhundert sind die Formen ohne *-e* seltener geworden. Jehan Palsgrave (1530) gestattet sie nur noch als *licence poétique;* Deimier (1610) verbietet sie. — Nebenher läuft eine ähnliche Bewegung im Konjunktiv Präsens. Hier besaßen alle Konjugationen mit Ausnahme der ersten von jeher ein *-e*. Die erste lautete:

chant
chanz
chant.

Die anderen, *entre* inbegriffen, gehorchten dem Typus

dorme
dormes
dorme(t).

Schon gegen Ende des 13. Jahrhunderts war in der ersten und zweiten Konjugation ein analogisches *e (chante, chantes)* herrschend geworden. In der dritten Person aber erhält sich die endungslose Form *(chant, port, gart, doint, aint* usw.), offenbar gestützt durch die Hilfszeitwörter *soit* und *ait*, das ganze 14. Jahrhundert hindurch und macht erst im Laufe des 15. Jahrhunderts langsam und zögernd den angeglichenen Formen *chante, porte, garde, donne* resp. *dongne* Platz. Damit sind wenigstens im Singularis die Formen des Konjunktivs mit denen des Indikativs zusammengefallen. Ja, selbst im Pluralis drohte eine Zeitlang, besonders zu Anfang der mittelfranzösischen Zeit, eine flexivische Vermischung der beiden Modi. Das Altfranzösische besaß hier zweierlei Konjunktivendungen *-ons, -ez* und *-iens, -iez*, die sich in der Weise verteilten, daß die Verba auf *-ier* meist *-iens* und immer *-iez*, alle andern aber *-ons, -ez* hatten. Sobald nun, was unvermeidlich war, *-ons* mit *-iens, -ez* mit *-iez* in analogischen Tauschverkehr traten, erhob sich die Gefahr eines völligen Untergangs des Konjunktivs im Indikativ. Den syntaktischen Bedürfnissen entsprach eine solche Verwischung der Unterschiede gewiß nicht. Aber die syntaktischen Bedürfnisse waren, wie wir mehrfach gesehen haben, zunächst noch nicht die ausschlaggebenden. Wenn nun doch im Laufe des 14. Jahrhunderts *-iens*, und *-iez* nicht untergingen, so haben sie das eher ihrer lautlichen Ähnlichkeit mit den Imperfekt- und Konditionalformen *-iienz, -iiez*, also wieder eher einer lautlichen Gelegenheit, als einer Rücksicht auf die Bedeutung oder die Forderungen der Satzbildung zu verdanken. Dementsprechend taucht im 14. Jahrhundert eine aus *-ons, -iens* und *-iiens* gebildete Mischform *-ions* auf, die sich im Lauf der Zeit durchgesetzt hat. Sie ist ein echtes Kind

ihrer anarchischen Zeit, ein Bastard. Daneben hat das alte *-ons* sich bis ins 16. Jahrhundert hinein gehalten, während *-iens* zurückging. — Wenn *-ions* und *-iez* sich ziemlich rascher und leichter in das Imperfekt und Konditionalis als in den Konjunktiv des Präsens eingeführt haben, so mag dabei allerdings ein syntaktischer Faktor, nämlich die modal-temporale Doppelfunktion dieser Formen, mitgewirkt haben. Man erinnert sich, wie das Imperfekt in der ersten altfranzösischen Zeit vorzugsweise konditional und erst später, in dem Maße wie eine statische Zeitperspektive sich durchsetzte, mehr und mehr temporal verwendet wurde. So ist es denn für die mittelfranzösische Sprachentwicklung höchst bezeichnend, daß eine vorwiegend willensmäßige und dynamische Ausdrucksform wie der Konjunktiv Präsens ernstlich gefährdet werden und nur durch die Beihilfe einer vorwiegend beschreibenden, verstandesmäßigen und statischen Ausdrucksform wie das Imperfekt vor dem Untergang bewahrt werden konnte.

Neben dem Unterschied der Modi ist durch lautliche und graphische Analogien auch der der Personen bedroht worden. Es wurde nämlich ein *-s* als Endung für die erste Person des Indikativ Präsens und Imperfekt eingeführt. Dieses *-s*, ursprünglich rein stammhaft, z. B. in *puis (poteo)*, *faz (facio)*, *menz (mentio)* oder *dis (dixi)*, *mis (misi)*, *fis (feci)* oder suffixhaft in *floris*, *finis (-isco)*, ist mißverständlicherweise als flexivische Endung betrachtet und zuerst bei *je suis* nach dem Muster *je puis*, sodann mit steigendem Erfolg im Lauf des 14. Jahrhunderts bei anderen Verben *tens*, *veulx*, *plains* — *fus*, *sentis* usw. eingeführt worden. Daneben halten sich aber die alten Formen ohne *-s* noch lange. Ja, die angleichende Bewegung gerät sogar im 15. Jahrhundert ins Stocken. Das *-s* war ja in vielen Fällen gar nicht mehr hörbar, sodaß nun, was ursprünglich eine lautliche Analogie war, künstlich und mühsam durch Schreiber und Grammatiker als graphische Analogie gepflegt und fortgesetzt werden mußte.

Man hatte also durch rein formale Assoziation ein

flexivisches Kennzeichen in die Welt gesetzt, das anstatt die Unterschiede zu kennzeichnen, sie verwischte, indem es die erste Person der zweiten gleichmachte. Aus dieser zunächst unzweckmäßigen Ohr- und Augenanalogie ist nun aber für die Syntax ein Zwang zur Klarheit erwachsen. Die Setzung des persönlichen Fürwortes, die im Altfranzösischen beliebig unterbleiben konnte, wurde mehr und mehr ein Gebot der Eindeutigkeit. In der volkstümlichen Sprache des 14. und 15. Jahrhunderts ist denn auch der Gebrauch der Fürworte _je_ und _tu_ die Regel. Nur die gelehrte, altertümelnde und latinisierende Sprache hat bis ins 16. Jahrhundert hinein eine gewisse Neigung zur Unterdrückung des Fürwortes beibehalten. So ist das innere Streben nach Klarheit und Analyse durch äußerliche Schiebungen in der Lautgestalt und im Schriftbild zwar nicht verursacht, aber ausgelöst, befreit, befördert und beschleunigt worden, wobei aber diesmal die volkstümliche, nicht, wie im Altfranzösischen, die kunstmäßige Syntax voranschreitet. Man erinnert sich, wie auf der altfranzösischen Stufe eine verstandesmäßige Folgerichtigkeit des Satzbaues meist nur als Bedürfnis und als Gefühl, verborgen und gebunden, aber noch nicht explicite vorhanden war. Durch das Spiel, durch die Willkür, durch den Mechanismus äußerlicher Angleichungen ist dieser dunkle analytische Drang sozusagen entfesselt worden.

Ein ähnliches Hervortreten der abstrakten Beziehungsbegriffe läßt sich in einer Reihe scheinbar zufälliger Analogien, die sich an der ersten Person des Pluralis im Indikativ des Präsens betätigt haben, erkennen. Die Endung lautete hier schon im Altfranzösischen _-ons_. Wahrscheinlich hatte _sumus_ > _sons_ die Endungen _-amus_ > _*-ains_, _-emus_ > _*-eins_, _-imus_ > _*-ins_ verdrängt. Freilich bleibt es merkwürdig, daß in einer primitiven, vorliterarischen Zeit die Form eines abstrakten Existenzialbegriffes, _sons_, die vor dem 13. Jahrhundert gar nicht belegt ist, eine so starke Wirkung auf konkrete Verba ausgeübt haben sollte. Aber von anderen Erklärungen, die man vorgeschlagen hat,

befriedigt keine[1]. Begreiflicher wird die Sache nur, wenn man auch dynamische Bedeutungsformen wie *volons* und *podons* als lautgesetzlich aus dem Vulgärlateinischen entwickelte Typen gelten läßt. Statt *sons* bestand das starke *esmes* und *somes*, gestützt durch *faimes* und *dimes*. Durch Kreuzung der einsilbigen schwachen mit der zweisilbigen starken Endungsgruppe entstanden *avomes*, *demandomes* und viele andere, die besonders dem Nordosten eignen[2]. Im mittelfranzösischen Zeitraum aber sind diese starken Formen, mit Ausnahme von *somes*, abhanden gekommen. Der Umstand, daß *somes* in seiner völligen Isoliertheit sich gehalten hat, legt an und für sich schon ein sprechendes Zeugnis für das Erstarken der statischen und abstrakten Denkart ab. Bei allen anderen Zeitwörtern aber, auch bei *dimes*, *faimes*, *avomes*, hat sich eine flexivische Schwächung und Systematisierung des Funktionscharakters eingestellt: *disons*, *faisons*, *avons* sind etwa seit dem 14. Jahrhundert allein herrschend. Die rein formalen, flexivischen Zeichen haben sich von den sachlichen Bedeutungen abgelöst, sind daher im einzelnen schwach, im ganzen aber durch Vereinigung zu einem Einheitssystem klar und insofern auch wieder stärker geworden. Die Analogien haben sich selbst korrigiert. Rein äußerliche Angleichungen, Kontaminationen und Verwechslungen haben schließlich einen neuen sprachlichen Sinn für abstrakte und insbesondere flexivische Funktionszeichen geweckt. Der Konjunktiv z. B., der, wie wir gesehen haben, im Begriff war, einzugehen, indem er erst durch Ohranalogien, dann aber auch durch lautgesetzliche Wandlungen (nämlich durch die Reduktion der Gruppe Palatal, zum Teil auch Dental + *iè* > *e*, *marchiez* > *marchez* usw.) dem Indikativ angeglichen wurde, dieser stark beschädigte Konjunktiv ist gerade noch zu rechter Zeit von dem erwach-

---

[1] Vgl. Meyer-Lübke, Histor. Grammatik der franz. Spr., § 292.

[2] Meyer-Lübke, Romanische Formenlehre, S. 175.

ten flexivischen Sinn an seinem letzten Zipfel, an der 1. und 2. Person Pluralis erfaßt und vom Ertrinken gerettet worden.

Nicht nur lautliche Analogien, sondern auch „gesetzmäßige“ spontane Lautwandlungen haben sich im Mittelfranzösischen auf die Dauer nur dort durchsetzen können, wo sie eine Klärung, resp. Vereinfachung der flexivischen Verhältnisse bedeuteten. Mit andern Worten: der Lautwandel wird mehr und mehr, insbesondere gegen Ende der Periode flexivisch nutzbar gemacht und kanalisiert. Die Grammatiker der neufranzösischen Epoche haben schließlich nichts anderes getan als die unbewußt entstandenen Flexionsordnungen des Mittelfranzösischen von ihren letzten Irrationalitäten gesäubert. Zunächst aber ergab sich die flexivische Kanalisierung der spontanen Lautströmungen rein natürlich und von selbst.

Ein wichtiger Lautwandel, der offenbar im Westen begonnen hat und dem Franzischen zunächst fremd war, in der Folgezeit aber von größter Bedeutung für das Schriftfranzösische wurde, ist die Reduktion der Hiatusvokale[1]. *ëi* > *î*, *ëu* > *û*, *ëa* > *â* usw. Der Erfolg für die Flexion war, daß z. B. der starke Perfekttypus

vi
vëis
vit
vëmes
vëistes
virent

ohne weiteres in den schwachen Typus

puni
punis
punit
punimes
punistes
punirent

[1] Näheres bei Brunot, a. a. O., I, S. 408ff. s. O.

einging. Ebenso fiel der Typus

dui
dëus
dut usw. mit dem schwachen
valui
valus
valut

zusammen. Wenn nun auch das Perfekt von *avoir*

oi
ëus
ot
ëumes
ëustes
orent

sich in der Weise systematisiert, daß zu den lautgesetzlich veränderten Formen *ûs*, *ût*, *ûmes*, *ûtes* im 15. Jahrhundert an Stelle von *oi*, *ot*, *orent* ein *û*, *ût*, *ûrent* eingeführt wird, so hat hier die Analogie einen natürlichen Lautwandel weitergeführt und zu flexivischen Zwecken kanalisiert.

Ein anderer starker Perfekttypus,

ars
arsis
arst
arsimes
arsistes
arstrent

war dagegen durch einen andern Lautwandel, nämlich das Verstummen von *s* vor Konsonant, in einer ganz anderen Art gefährdet. Die 3. Personen *arst* und *arstrent* unterschieden sich kaum mehr vom Präsens *art* und *ardent*. Hier hat denn auch gegen Ende des mittelfranzösischen Zeitraums das flexivische Gefühl den Lautwandel nicht gefördert, nicht kanalisiert, sondern, so gut es gehen wollte, verstopft, indem es völlig neue schwache Formen wie *ardit*, *plainsit* und *plaignit*, *lisit*, *joignit* und *joindit* u. dergl.

erzeugte und von hier aus völlig neue, schwache Konjugationstypen einrichtete, wie *cuisis—cuisirent* für *cuis—cuistrent*, *ceignis—ceignirent* für *ceins—ceinstrent*, *tordis—tordirent* für *tors—torstrent*, *écrivis—écrivirent* für *escris—escristrent* u. a. mehr[1]. — Das altfranzösische Sprachgefühl, das bei seinem ungenauen Tempusgebrauch[2] eine Vermischung von Präsens und Perfekt sehr wohl ertragen konnte, hätte einen derartigen analogischen, künstlichen und ungeschichtlichen Ausweg sich gewiß nicht geschaffen. Im Mittelfranzösischen aber war die Zeitperspektive eine wesentlich schärfere geworden; weshalb man annehmen muß, daß die genannten flexivisch-analogischen Neuschöpfungen zum Teil unter dem Druck syntaktischer Bedürfnisse entstanden sind. Dafür spricht auch der Umstand, daß sie von verschiedenen vorbildlichen Formen aus gebildet wurden, sich in zahlreiche Varianten gespalten haben und nicht in einem einheitlichen Strom, sondern in vielverzweigten Bächen vom starken zum schwachen Typus hinüberfließen.

Ein Hauptgebiet, auf dem die Strömungen und Ergebnisse des Lautwandels bald abgedämmt, bald verdeckt und überbrückt, bald weitergeführt werden, ist die Behandlung der stammabstufenden Konjugationstypen. Meyer-Lübke zählt für das Altfranzösische deren 13 auf: *leve—laver*, *crieve—crever*, *espoire—esperer*, *pri—proier* usw.[3] Die Ausgleichungen, die schon im Altfranzösischen begonnen, ihre größte Ausdehnung aber im Mittelfranzösischen erreicht haben, pflegen sich im ganzen in drei Richtungen zu bewegen.

1. Die Stammabstufung wird erhalten, oder sogar künstlich gefestigt und weitergebildet. So bei *vient—venir*, *tient—tenir*, *doit—devoir*, *vaut—valoir—vaille*, *meurt—mourir*, *meut—mouvoir*.

---

[1] Nyrop, Grammaire hist. II. §§ 184—185.

[2] Vergl. oben S. 73 ff.

[3] Histor. Gramm. d. franz. Spr., § 299. Als 14. Typus kann man noch *vaut—valoir*, *chaut—chaloir* hinzufügen. Cf. § 300.

2. Es wird der betonte, starke Stammvokal verallgemeinert: *demeurer*, *aimer*, *pleurer*, *prier*, *nier*, *plier*, *croire*, *voir*, *priser* u. a., die übrigens in der mittelfranzösischen Zeit fast alle stark geschwankt haben.

3. Es wird der unbetonte Stammvokal durchgeführt: *parler*, *aider*, *manger*, *espérer*, *lever*, *laver*, *trouver*, *peser* u. a., die ebenfalls, bevor sie zur Ruhe kommen, ein unentschlossenes Hin und Her zeigen.

Dem ersten Fall liegt wesentlich die alte ethische, synthetische und dynamische Auffassung zugrunde, wobei Person und Handlung, Funktion und Bedeutung, Beziehung und Sinn des bezeichneten Vorganges noch eine einzige undifferenzierte Sache sind, wo die Absicht und Gesinnung des Subjekts mit seiner Tätigkeit oder seinem Leiden jeweils solidarisch gedacht wird, so daß z. B. der sprachliche Begriff des Haltens, des Müssens oder Sterbens ein anderer wird, je nachdem „ich" oder „wir" „heute" oder „morgen", etwas „Bestimmtes" oder „Unbestimmtes" usw. der Boden ist, auf dem er ruht; *je tiens*, aber *nous tenons; je dois*, aber *le devoir* usw. — Dem dritten Fall ist die intellektualistische, statische Anschauung eigen, derzufolge ein gewisser Vorgang wesentlich derselbe bleibt, wie, wo und wann immer er sich abspielt: *il mange*, *je mangerai*, *nous mangions*, *manger* usw. Der zweite Fall bedeutet einen Mittelzustand, indem hier nicht die losgelöste, schwache und analysierte Form, sondern eine mit einem bestimmten Fall verwachsene, ursprünglich dynamische und bewegliche erstarrt und statisch geworden ist und sich verallgemeinert hat. Man sieht ohne weiteres, daß der erste Fall für die altfranzösische, der dritte für die neufranzösische, der zweite aber für die mittelfranzösische Stufe besonders charakteristisch ist; womit natürlich nicht geleugnet werden soll, daß alle drei Fälle auf allen drei Stufen tatsächlich vorkommen. Soviel ist jedenfalls sicher, daß das Mittelfranzösische eine entschlossene und einheitliche Neigung zur Verwirklichung des dritten Falles erst ziemlich spät, etwa im 15. Jahrhundert, erkennen läßt. Ganz beson-

ders bezeichnend für seine Unordnung und Unsicherheit erscheint mir der Versuch, bei *vouloir* und *pouvoir*, d. h. bei den ethisch-dynamischen Verben *par excellence* das Schema des unbetonten Stammvokales durchzuführen und Formen wie *voult*, *volt*, *povent* an Stelle der historischen Typen zu setzen. Man sieht hier, wie die kaum erwachte und junge Verstandesmäßigkeit sich hin und wieder viel extremer und radikaler gebärdet als die gereifte, und wie sie über das Ziel hinausschießt. — Ein anderes intellektualistisches Wagnis, das nur teilweise gelang, ist die Angleichung des Futurums an den betonten Präsensstamm: *tiendray*, *viendray*, *voirray*, *sceray* u. a. Die unerklärlichste und tollste Schöpfung des 15. Jahrhunderts dürfte aber wohl das Futurum von *avoir: aurai* sein, das seine Erhaltung wohl nur der Bemühung späterer Grammatiker verdankt. Es scheint, daß diese Form, anstatt der lautgesetzlichen *arai* resp. *avrai*, aus einer orthographischen Konvention *v* = *u*, also aus dem Papier, geboren und ernährt wurde. Gelehrten, graphischen und etymologistischen Ursprung scheint auch das *n* in den mittelfranzösischen Formen *prins*, *print*, *prindrent* zu haben.

Seine wildesten Feste feierte nämlich der mittelfranzösische Intellektualismus auf dem Papier, in der Orthographie.

d) Die Orthographie.

Es sind vorzugsweise die phonetischen Wandlungen des 13. Jahrhunderts gewesen, vermöge deren das Lautbild sich vom Schriftbild mehr und mehr entfernte, so daß die Orthographie[1] durch ihr bloßes Festhalten am alten Zustand allmählich ein historisches, archaisches, monumentales Aussehen gewann. Dieses Verhältnis, zunächst durch die *vis inertiae* der Schreiber entstanden, wurde in einer so gelehrten und papierfreudigen Zeit, wie es die mittelfranzösische war, bald als ein Vorzug empfunden und künstlich

[1] Näheres bei O. Knauer, Beitr. zur Kenntnis der franz. Spr. des 14. Jahrh. im Jahrb. f. rom. u. engl. Lit., Bd. VIII.

gepflegt. Mit phantastischen Etymologisierungen und Latinismen verzierte und belastete man das Schriftbild und strebte bald mehr, bald weniger bewußt nach einer *bele escripture* und freute sich an Schnörkeln wie *doubter*, *escripre*, *dictes*, *doibvent*, *eulx*, *mieulx*, *tu peulx*, *dessoubz*, *richesce*, *scavoir*, *ydole*, *iray*, *avyons*, *abhominable*, *habandonner* usw. usw. So unangenehm und müßig solche Künsteleien anmuten, so haben doch auch sie ihre Bedeutung. Sie haben nämlich der Orthographie dem Lautbild gegenüber einen gewissen Eigenwert gesichert und jene Selbständigkeit gegeben, ohne die eine einheitliche Schriftsprache überhaupt nicht zu denken ist. Im altfranzösischen Zeitraum wurde die Schreibung durch die lautlichen Schwankungen der Dialekte noch vielfach hin und her gezerrt. Sie war in der Hauptsache der leidende Teil und variierte von Landschaft zu Landschaft. Wenn sich nun auch pikardische Schreibergewohnheiten (z. B. die Unterlassung des Übergangskonsonanten: *engenrer*, *tẹnrai*, *voulra*, *humle*, *ensamle)* noch bis ins 15. Jahrhundert hinein verfolgen lassen, so hat sich doch das Verhältnis von Schrift und Sprache in der Weise verschoben, daß die Schrift nicht nur sehr oft ihre eigenen gelehrten und papiernen Wege geht, sondern sogar ihrerseits die Sprache zu beeinflussen beginnt. An manchen lautlichen Analogien, z. B. an der Durchführung des *-s* oder *-e*, muß, wie wir gesehen haben, die Schrift einen nicht unbedeutenden Anteil genommen haben. In welchem Umfang sie die Reduktion der Hiatusvokale, das Verstummen der Auslautkonsonanten und des *e muet* oder Wandlungen, wie *chier* > *cher*, *brief* > *bref* verzögert und teilweise verhindert hat, läßt sich heute kaum mehr entscheiden. Daran, daß sie bei Gebildeten und Gelehrten bereits als eine erhaltende und restaurierende Kraft den spontanen Lautwandlungen entgegenzutreten begonnen hatte, läßt sich nicht zweifeln.

Soviel ist ferner sicher, daß seit Beginn des mittelfranzösischen Zeitraumes die Orthographie kaum mehr einen nennenswerten Lautwandel ernstlich mitmacht.

Nur — und dieser Punkt ist sehr bemerkenswert — gewisse satzphonetische Erscheinungen bemüht sie sich da und dort wiederzugeben. Es finden sich im 14. Jahrhundert Schreibungen, wie *em pais*, *som pays*, *s'em part*, *sam plus* (für *sens plus)*, *om me compta*, *em balance* ziemlich häufig und in manchen Texten fast regelmäßig[1]. Möglicherweise sind auch die bekannten Doppelschreibungen des Anlautkonsonanten *a ffaire*, *lleur*, *lly* u. a., ja sogar die stimmhaften Schreibungen der im Schwund begriffenen Auslautkonsonanten: *grand*, *long*, *regard*, *tend*, die sich freilich auch aus der etymologisierenden Neigung erklären lassen, satzphonetisch veranlaßt oder wenigstens beeinflußt. Kurz, die Satzphonetik ist ungefähr der einzige Punkt, wo hin und wieder die Feder des Schreibers noch unmittelbar dem Ohr gehorchte: ein Beweis, wie sehr sich inzwischen der Sinn für die lautliche Zusammengehörigkeit sinnverbundener Worte entwickelt hatte. Diese bescheidenen und unscheinbaren Ansätze zu einer satzphonetischen Orthographie sind zwar bald wieder aufgegeben worden, verdienen aber, wie mir scheint, die Aufmerksamkeit des Linguisten und des Paläographen: indem sie einerseits als ein Symptom in der Entstehungsgeschichte der neufranzösischen Satzartikulation oder Liaison zu betrachten sind und andererseits in der Geschichte der Orthographie jenes Bedürfnis und jenes Streben nach schriftlicher Darstellung der Wortzusammengehörigkeiten verraten, das später in der Ausbildung einer modernen Interpunktion seine Befriedigung finden sollte.

e) Der Lautcharakter.

Nachdem sich das Schriftbild vom Lautbild abgelöst und künstlich, eigenwillig, spielerisch, willkürlich, automatisch geworden ist und *mutatis mutandis* ähnliche Charakterzüge wie das Flexionssystem angenommen hat, ist der Einblick in die Lautentwicklung bedeutend erschwert.

[1] Vgl. Knauer, a. a. O.

Aber abgesehen davon, kann von einer Lautentwicklung im strengen Sinne des Wortes kaum mehr die Rede sein. Die mannigfaltigen politischen und kulturgeschichtlichen Vorgänge, die zur Mischung der Dialekte und zum Eintritt fremdsprachlicher und gelehrter Elemente in das Schrifttum führten, haben wir skizziert. Es ist zu erwarten, daß auch in der Sprache, ähnlich wie in der Politik und in den Künsten, burgundisch-flandrische Elemente, Pikardismen, Wallonismen, mit süd- und mittel- und westfranzösischen, provenzalischen, gascognischen, anjevinischen usw. Wort- und Lautformen sich mischen. In der Tat scheint in der Aussprache und im Lautsystem ein Wirrwarr und Synkretismus ohnegleichen eingetreten zu sein. „Laingue romance est si corrompue, qu'à poinne li uns entent l'aultre; et à poinne puet on trouveir à jourdieu persone qui saiche escrire, anteir, ne prononcier en une meismes semblant menieire, mais escript, ante e prononce li uns en une guise et li aultre en une aultre," klagt schon zu Beginn der mittelfranzösischen Epoche ein Lothringer[1]. Wie schon zu Anfang der mittelfranzösischen Zeit, etwa 1280, ein ausgesprochen volkstümlicher, dem pikardischen Dialektgebiet zugehöriger Dichter pikardische und nichtpikardische Formen mischt und oft genug ein und dasselbe Wort in verschiedener Lautgestalt gebraucht, zeigt der *Dis dou vrai aniel*[2]. Im 14. Jahrhundert ist es kaum mehr möglich, ein nordfranzösisches Schriftwerk auf Grund seiner Lautgestalt zu lokalisieren. Leider fehlt es uns an Untersuchungen des dialektischen Synkretismus im Schrifttum des Mittelfranzösischen. Ein klares, erfreuliches Ergebnis dürfte man sich von einer solchen Arbeit freilich nicht versprechen; denn wo Unordnung herrscht, hat die Wissenschaft wenig zu ernten.

Sieht man aber ab von mundartlichen und zeitweiligen Schwankungen, so bleiben in der mittelfranzösischen Laut-

[1] Brunot, I, S. 403.

[2] Ausg. Tobler, 3. Aufl. Leipzig 1912. Vgl. insbes. das Vorwort, S. XXIIff.

geschichte nur noch einige wenige Wandlungen, die sich alle als Fortsetzung der altfranzösischen Lauttendenzen darstellen und sich fast durchaus im Sinne einer Reduktion und Ausgleichung der artikulatorischen Kräfte bewegen. Was das Altfranzösische der literarischen Epoche begonnen hatte, z. B. die Schwächung der Konsonanz in schwacher Stellung, wird weitergeführt. Das stimmlose *s* vor explosiver Konsonanz verstummt vollends ganz: *estat* > *etat* usw.; auch *r* in schwacher Stellung neigt zur Verstummung: *amours* > *amous*. Wenn sogar die Konsonanz in starker Stellung angegriffen wird: *tšamp* > *šamp*, *dşentil* > *şentil*, *tsiel* > *siel (ciel)*, so erklärt sich dies am einfachsten vielleicht dadurch, daß man annimmt, der erste Teil dieser Konsonanten, der *t*-Vorschlag, d. h. nur die Verschlußbildung, nicht die Lösung, sei in der Rede oft zu der vorhergehenden Silbe gezogen, also in eine schwache Stellung gebracht worden: *le champ* artikuliert als *let-šamp*, *un champ* als *unt-*š*amp*, sodann *le'šamp*, *un'šamp*, während vor Pause der starke Einsatz zunächst noch bewahrt worden wäre[1]. Es hätte dann, ähnlich wie im heutigen Italienischen, eine Zeitlang ein Zustand des beweglichen *t*- Vorschlags geherrscht: *tšielo*, aber *i šieli*, und wir hätten es somit nicht mit einer aller französischen Lautentwicklung widersprechenden Reduktion einer starken Konsonanz[2] zu tun, sondern mit einer satzphonetisch veranlaßten und analogisch verallgemeinerten Konsonantenreduktion in teilweise schwacher Stellung. —

Im Vokalismus ist die weitere Kontraktion der Diphthonge und der Hiatusvokale ohne nennenswerte Schwierigkeit als eine Fortsetzung derjenigen Tendenzen zu ver-

---

[1] Keineswegs soll durch diese rohe graphische Darstellung der Gedanke nahegelegt werden, daß die palatal-alveolar explosive Affrikata tš ein zusammengesetztes phonetisches Gebilde sei. — Über das phonetische und historische Verhältnis des französischen tš zum š vergl. H. Morf, Zur sprachlichen Gliederung Frankreichs, Abhdlg. d. K. Preuß. Akad. d. Wissensch. Berlin 1911.

[2] Die Schwächung und teilweise Verstummung des germanischen *h* im Anlaut ist doch wohl nicht vergleichbar.

stehen, die wir schon im Altfranzösischen beobachtet haben: Wachstum der hochtonigen Stelle auf Kosten der tonlosen, (*eage* > *âge*, *seur* > *sûr*, *feis* > *fis*), und der nebentonigen auf Kosten dieser beiden, (*raençon* > *rânçon*, *preechier* > *prêcher*, *sairement* > *sêrment*, *prierai* > *prîrai* u. a.); Überhandnehmen der satzphonetischen Erscheinungen, (*ço est* > *çost*, *jo en* > *jon*, *si est* > *sest*, *lui les* > *luis*, *ou le* > *oul*) und zunehmendes Gedeihen der Liaison; weitere Angleichungen der Wortakzentuierung an die Satzakzentuierung; all das macht seine Fortschritte im Mittelfranzösischen, unscheinbare, stille, zögernde durch Reflexion und Analogie, durch Willkür und Absicht immer wieder durchbrochene, verschleierte, vereitelte Fortschritte. So erweckt die Lautgeschichte des Mittelfranzösischen den Eindruck eines schwankenden, unfertigen, provisorischen Zustandes. Sie wäre, wenn man den alt- und neufranzösischen Zustand nicht vor sich hätte, fast unverständlich und richtungslos. Die Lautwandlungen sind ganz in den Hintergrund des sprachlichen Lebens getreten, haben ihre Spontaneität verloren, bestimmen sich kaum mehr selbst und werden mehr und mehr von syntaktischen und morphologischen Notwendigkeiten beeinflußt.

Wie in der Lyrik das akustisch-musikalische Element der Rede von oben herab kommandiert und in gequälte Formen gepreßt wird, wie der Dichter mit den Klängen spielt, anstatt sich von ihnen tragen zu lassen, so ist auch in der Sprache das lautphysiologische und akustische Trieb- und Instinktleben um seine Unmittelbarkeit gebracht und bald den Regeln, bald der Willkür des abstrakt gewordenen sprachlichen Denkens unterworfen. Je mehr in der Dichtung mit Reimen und Rhythmen geklingelt und geklappert wird, desto weniger dichten, reden und denken die Menschen mit dem Ohr und mit dem Kehlkopf; je mehr Musik in einer Zeit „gemacht“ wird, desto weniger Eigenmusik, desto weniger spontane Phonalität und Lautentwicklung ist in der Sprache dieser Zeit vorhanden. — Seine lautliche Reinigung und Wiedergeburt hat das

Schriftfranzösische erst in dem rednerischen Vortrag und in der verfeinerten Plauderei der gebildeten Kreise des 17. Jahrhunderts erfahren.

f) Die Syntax.

Je mehr aber das Stimmband der mittelfranzösischen Sprache erschlafft, desto schärfer und klarer wird dafür ihr Blick. Die Einstellung des Auges auf die äußere Wirklichkeit, die Schulung der Beobachtungsgabe, die wir bei Dichtern und Prosaikern als einen Zug der Zeit gefunden haben, hat in der Sprache, vorzugsweise im Satzbau und im Wortschatz, ihr Korrelat und ihre Voraussetzung. Und genau wie in der Literatur, so kennzeichnet auch in der Sprache dieser neue Geist der Objektivität und der Beobachtung sich nicht als ein aus naiver, unmittelbarer, heidnischer Sinnlichkeit geborener, sondern als ein durch Kritik geweckter und durch Abstraktion hindurch gegangener. Es ist eine Betrachtung der Welt durch die Brille des praktischen Verstandes.

1. Der Artikel.

Das zeigt sich vor allem darin, daß die Funktion des bestimmenden, definierenden, generalisierenden Artikels sich mehr und mehr ausdehnt und so ziemlich alle Nomina, die etwas irgendwie Konkretes bezeichnen, ergreift[1]. Es liegt auf der Hand, daß dabei die präsentierende und demonstrative Funktion des bestimmten Artikels mehr und mehr zurückgeht. In der Tat findet sich seit Ende des 13. Jahrhunderts der bestimmte Artikel nur ganz ausnahmsweise noch an Stelle des hinweisenden Fürworts: *Le mau saint Leu et le saint Matelin* (Deschamps). Nach und nach wird auch die Vertretung des Artikels durch das Fürwort immer seltener und findet sich nur noch in getragenem oder archaisierendem Stil. *Et chevauçoient cil François tout armé au cler* (Froissart). In der Hauptsache darf man sagen, daß

---

[1] Näheres unten E. VII, c, 1.

fortan der Artikel nicht mehr hinweist und deutet, sondern nur noch bestimmt und definiert. Er umgrenzt und umfaßt die Dinge, hebt sie aber nicht mehr emphatisch hervor, sodaß diese als Einheiten und Größen erscheinen, die sich gegebenen Falles messen und teilen lassen.

Damit hängt es zusammen, daß der partitive Artikel sich Bahn bricht. In der altfranzösischen Zeit, wo der Artikel vielfach eine hinweisende, die Qualität, Eigenart und Einzigartigkeit des Nomens hervorhebende Bedeutung hatte, vertrug er sich noch wenig mit der quantitierenden Funktion des Genetivs *(de)* und wurde selten und zwar meist nur bei Verben des Habens, Nehmens u. dergl. und beim konkreten Nomen verwendet. Im Roland hat man nur drei Beispiele finden können: *Si 'n deit hum perdre e del cuir e del peil* v. 1012 und ähnlich 1119, sowie:

> La dent saint Pierre e del senc saint Basilie
> E des chevels mun seignur saint Denise,
> Del vestement i ad sainte Marie. v. 2346 ff.

Das Normale ist das Fehlen des Teilungsartikels, z. B. *Si vus durrai fieus e honurs e terres.* Wie wenig geläufig der Teilungssinn dem altfranzösischen Denken noch war, geht besonders daraus hervor, daß der Gebrauch des partitiven *de* selbst in Verbindung mit Quantitätsausdrücken selten bleibt: *Rollanz i fut e Oliviers... e des altres asez. Se tant ai de leisir.* Meist fehlt das *de: jo vus durrai or e argent asez; quant paien virent que Franceis i out poi.* Im Mittelfranzösischen aber, z. B. bei Deschamps, sind solche Fälle die Ausnahme: *Tu aras assez fils et filles* (Miroir de mar. 399) oder *Po sommes gens et si nous deffondons.* Die Regel ist: *il ot assez de vilté; souffrir moult de tristesse.* Die quantitierende Auffassung der Dinge und der Teilungssinn hatten sich inzwischen gewaltig gestärkt. Es mag sein, daß, wie Tobler meint[1], ein äußerliches Moment dabei mitgeholfen hat, indem nämlich nach dem Schwinden des

---

1 Vermischte Beiträge, IV, S. 91.

auslautenden *-s* der partitive Genitiv *des* das Pluralzeichen oft ersetzen mußte. In der Hauptsache aber liegt die praktische, messende, teilende, rechnerische Auffassung der Dinge durchaus in der Richtung der ganzen geistigen Entwicklung. Jetzt finden sich Wendungen wie *il fist faire des beauls maçonnages* (Christine), *je congnoys des grans dames* (Chev. de la Tour Landry), und andererseits solche wie: *Jehan de Paris envoya au roy d'Angleterre de viande toute chaude, ... servir de vin; — le jeune home et sa femme ont bien prins de plaisances et delectations* (Quinze Joyes). Mit anderen Worten: die Sachvorstellungen, seien sie nun konkreter oder abstrakter Art, haben sich im Sprachgefühl derart präzisiert und objektiviert, die Nomina sind derart typisch und gegenwärtig, d. h. abstrakt und doch zugleich konkret geworden, daß sie jederzeit, selbst wo es sich nur um Qualitäten handelt, einer partitiven Maßbestimmung unterzogen werden können: *En i ot de bleciez* „da setzte es Verwundete". Sogar der Subjektsnominativ kann nunmehr, sei es mit bestimmtem, sei es mit unbestimmtem Teilungsartikel auftreten:

> *D'abbez, moynes, prieurs, prieuses*
> *Ont fines touailles et nappes,*
> *Des evesques ont riches chapes.* (Miroir de mar.5100)

So etwas ist nur in einer Sprache möglich, die sich gewöhnt hat, die Dinge mit dem Auge eines Kaufmanns oder Politikers zu betrachten, für den alle Qualitäten kommensurabel und vertauschbar sind. Es ist ein praktischer, rechnerischer, verstandesmäßiger Realismus, der den partitiven Genetiv auf konkrete wie abstrakte, bestimmte wie unbestimmte Vorstellungen ausgedehnt hat.

> *En yver, du feu, du feu,*
> *Et en esté, boire, boire!*

singt Charles d'Orléans; wobei es der praktische Zweck ist, der das Feuer als etwas Ponderables erscheinen und als ein Quantum denken läßt. In der Redensart *avoir de quoi*, die um jene Zeit häufig zu werden beginnt, hat der utili-

taristische Geist, der alles als ponderabel zu betrachten und zu münzen gewillt ist, eine seiner eigenartigsten Formeln gefunden. — Was Wunder, daß diese Sprachperiode auch neue Zahlenausdrücke, wie *million* geformt und die Ordnungszahlen mit dem Suffix *-iesme* systematisiert hat: *quatriesme*, *cinquesme* usw. an Stelle der alten *quart* und *quint*, und daß sie nun auch den Superlativ unter den quantitativen Gesichtspunkt der Zahlenordnung zu stellen und ziemlich regelmäßig mit dem bestimmten Artikel zu versehen begann: „*Sire, l'aisneé est la plus belle*, nicht mehr, wie man früher vorgezogen hätte zu sagen: *est plus belle.*

2. Das Fürwort.

Bei einer solchen Denkart kann es nicht überraschen, wenn persönliche Beziehungen häufig durch sächliche ersetzt werden. *Faites les chevaux amener ... sur quoy monterons* (Miracl. de N. D.) *Je suis celluy de quoy parle le prophète* (Lég. de S. Anth.) *Des merveilles de quoy on puet parler* (Deschamps). *Veu la forte main en quoy elles estoient* (Commines). Besonders aber ist es das Pronomen *que*, das als ein rein abstraktes, geschlechts-, zahl- und kasusloses Beziehungswort die Verknüpfung herstellen resp. verstärken muß. *Prenés lequel que vous vouldrés; — celle part où que on disoit que iceulx Anglois estoient* und dergl. Das sind keine gefühlsmäßigen und geschauten, sondern pragmatische und gewollte Relationen. Die Vorstellungen *chevaux*, *celluy*, *merveilles*, *main*, *lequel*, *part* werden in den obigen Sätzen durch das folgende Relativum nicht in ihrer Anschaulichkeit, sondern eher in ihrer Greifbarkeit festgehalten. Während das flektierte Fürwort berufen ist, die Form des Nomens zu ersetzen und wieder aufzunehmen, faßt das neutrale, unflektierte Pronomen eher den Bedeutungsinhalt des Hauptwortes summarisch und bündig zusammen. Daher liegt die zunehmende Verwendung neutraler Pronomina durchaus in der praktischen, rechnerischen, realistischen Richtung, die der Geist jener Zeit genommen hatte. Sogar die persönlichen Fürwörter

werden durch neutrale, unflektierbare Partikeln verstärkt: *ceste fille ci*, *cet homme là*, *cestui ci*, *la cause si est ceste-cy*, *en ce monde ci* und dergl. mehr. Unpersönliche Konstruktionen mit dem Pronomen *ce* werden immer häufiger: *ce leur semble*, *ce est*, *ce fut*, *ce n'est que.* Die Verbindung von *ce* mit *que* wird derart regelmäßig und gewöhnlich, daß sie manchmal zur Bedeutung eines einfachen konjunktiven *que* herabsinkt: *quand li rois Phelippes vei ce que perdre li convenoit Calais* (Froissart). Hand in Hand damit geht die Ausdehnung des neutralen *il. il y vient vostre dame la mère... vostre femme; — il venoyent là tant de gens —.* Bei der Vorliebe für neutrale Konstruktionen kann es nicht ausbleiben, daß in den persönlichen sich einige Unsicherheit bemerkbar macht. Da die Rückbeziehungen auf die Personen, die dem altfranzösischen Sprachgefühl lebendig und gegenwärtig waren, in dieser Zeit der Zunft- und standesmäßigen Knebelung des Individuums leicht und gerne vergessen werden, so muß nun immer häufiger, immer regelmäßiger das persönliche Fürwort gesetzt und wiederholt werden: *Et estoit le chevallier à merveille luxurieux*, *tant qu'il en avoit toujours une ou deu à son hostel*, *et bien souvent il se levoit de delez sa femme et aloit à ses folles femmes. Et quant il venoit ... il trouvoit ... Et quant il estoit revenuz*, *elle ne ly disoit rien* (Chev. de la Tour Landry). Die Unsicherheit verrät sich aber auch unmittelbar, nämlich in fortwährenden Verwechslungen des persönlichen mit dem reflexiven Fürwort: *si est mauvaise chose d'avoir flateurs entour luy.* Ja, das Reflexivum ist geradezu dem Untergang nahegebracht. Fast regelmäßig ist sein Ersatz durch *eux: j'ay veu aucuns fols eulx excuser sur fortune.* Übrigens findet sich auch die umgekehrte Verwechslung: *on ne trouvast parel a li . . . car riens ne duroit devant soi.* Zwischen dem Fürsichsein und dem Füranderesein wird kein fester Unterschied mehr gesehen; so sehr hat der Mensch sich objektiviert und ist sich selbst beinahe zur Sache geworden. Man könnte daher diese persönlichen Konstruktionen, die weder streng reflexiv noch streng transitiv, sondern bald das eine,

bald das andere sind, ebenfalls zu den neutralen rechnen. Sie haben die Neutralität der Unentschiedenheit.

3. Das Verbum.

Nachdem für neutrale Konstruktionen die Vorliebe so groß geworden war, nachdem die Sprache sich gewöhnt hatte, selbst hinter dem Persönlichen, Besonderen und Eigensten etwas allgemein Sachliches, ein pragmatisches Medium zu gewahren, ging ihr nunmehr der große Unterschied auf, den das Altfranzösische noch nicht gesehen hatte, der Unterschied zwischen Werden und Sein, Geschehen und Handeln resp. Leiden. Und sie erfand, um das Werden und Geschehen auszudrücken, eine Reihe verbaler Konstruktionen, die man als reflexiv-neutral bezeichnen darf. Sie sind im 14. Jahrhundert noch selten, im 15. häufig und regelmäßig: *par les faulx hoirs se perdent les seigneuries* (Chev. d. la Tour Landry), wobei man grammatikalisch ergänzen darf: *il se perdent;* denn nicht die *seigneuries* sind der Träger der Handlung, sondern ein abstraktes pragmatisches Medium, ein *il. Toutesfoiz il n'est dueil que au bout de quelque temps ne s'appaise* (Jehan de Paris). Zu diesen und anderen ähnlichen Beispielen bemerkt Brunot (Hist. d. l. langue fr. I, S. 465): „L'abondance des exemples dans des textes de diverse provenance à la fin du XV[e] me paraît exclure l'opinion qu'on a eue jusqu'ici et que j'ai exprimé moi aussi, que ce tour est une imitation italienne. L'hypothèse est peu vraisemblable si l'on tient compte de l'époque.“ In der Tat wäre es seltsam, wenn das Mittelfranzösische diese Konstruktionen, die auf dem Weg seiner Entwicklung lagen, nicht o h n e italienische Beihilfe gefunden hätte.

Denn nicht nur hier, auch im Tempusgebrauch begann die Perspektive nun immer genauer zu werden. Der altfranzösische Sprung vom Präsens zum Perfekt, vom Perfekt zum präsentischen (syntaktischen) Perfekt kommt allmählich — und vorzugsweise in der Prosa — außer Gebrauch. Die historische Vision objektiviert sich; wozu die Chro-

nisten und Novellisten, wie man sich leicht überzeugen kann, das meiste beigetragen haben. Die Funktionsabstufungen zwischen Imperfekt, Perfekt und Plusquamperfekt treten immer deutlicher und sicherer ins Bewußtsein. Der Gebrauch der schildernden, beschreibenden, motivierenden Zeitformen dehnt sich aus. Der ordnende Geist der Beobachtung triumphiert in der Darstellung der Vergangenheit über das lyrisch erregte Miterleben der Ereignisse. Auf jeder Seite bietet die erzählende Literatur des 14. und 15. Jahrhunderts die Beispiele dafür.

Ja, das Gefühl für die Abhängigkeit und Relativität der Zeitfolge wird sogar gerne übersteigert. Brunot verzeichnet als besonders beliebt im Mittelfranzösischen Wendungen wie: *vous sçaurez s'il aura* (statt *a) rien fait*; — *combien qu'ils amassent mieulx qu'elle eust eu* (statt *eût) un fils; — sa*, *que je la deschire; au moins pourra le père dire que la beste aura fait cella; — De ma dame ai cuidié joir*, *mais n'y puis avoir advenu* (statt *advenir)* und dergl.[1] Man versteht diese Fälle am besten, wenn man sich unmittelbar vor oder hinter der abhängigen Verbalform eine relative Zeitbestimmung wie *alors*, *à cette époque là* oder dergl. gesetzt denkt. Es liegt die Anschauung eines Experimentators, eines beobachtenden Praktikers zugrunde, für den die Dinge nicht in einem fest und bedingungslos gegebenen Zeitpunkt eintreten werden, resp. eingetreten sind, sondern jeweilig, d. h. immer nur dann, wenn die Bedingungen, unter denen er sie beobachtet, sich erfüllen. Neben der historischen eröffnet sich hier eine pragmatische Zeitperspektive. So ereignen sich auch die Vorgänge der *quinze joyes de mariage* in keinem bestimmten, sondern in einem pragmatischen Zeitmilieu, werden nicht als historisch und einmalig, sondern als möglich, als virtuell- und potentiell-historisch dargestellt. In der altfranzösischen Dichtung

[1] Man vergleiche dazu das folgende Beispiel aus Villon:
S'il en beuvoit tant que peris
En *fust* son sens et sa raison,
Qu'on mette de l'eau es barilz.

und dementsprechend auch in der Syntax erschien das Vergangene durch das Gefühl, durch die ethische Teilnahme, durch das lyrische Miterleben hindurch zeitlich gefärbt. Im Mittelfranzösischen ist es der Verstand, nicht das Gefühl, das Interesse, nicht die Gesinnung, die Beobachtung und Berechnung, nicht das Miterleben, das die zeitliche Färbung und consecutio temporum bestimmt.

Je schärfer nun aber die Beobachtung sich auf den zeitlichen Ablauf der Dinge einstellt, desto mehr bereichert sich die Sprache mit modalen, bald durativen, bald inchoativen Abtönungen der Tempora. Schon das Altfranzösische kannte Bildungen wie *estre passant*, *aller cornant.* Im Mittelfranzösischen werden sie derart häufig, daß sie in einen Mißbrauch und eine Sucht ausarten.

> Mais I. en eut après qui est trop plus pesans.
> Et quiex est-il pour Dieu ? or le soiés contans,
> Ce respondit Butor, ne le soiés celans,
> Car du bien et du mal savoir sui desirans,
> Et par le bien poura li maus estre perdans,
> Mes du bien toute voie assés suis plus joians;
> Or dites le surplus, je vous en sui prians.
> Sire, ce dit Bruiant, d'eles li plus poissans
> Si li donna I. don qui est moult pau vaillans,
> Mais je sui tous certains qu'il n'est gaires durans,
> Car elle li donna qu'il seroit bien amans,
> Mais en amant seroit d'amie mandians ... usw. usw.

heißt es im *Brun de la Montagne* (zitiert nach Brunot). Auch die Konstruktion von *aller* mit Infinitiv, *si lui va dire*, ... *le quel va commencer à dire* ist um jene Zeit in den Sprachgebrauch aufgenommen worden. Noch merkwürdiger ist die hilfszeitwörtliche Verwendung von *cuider*, wobei hinter der modalen oft eine temporale Bedeutung hervorblickt: *La jeune dame ... saut avant pour cuider prendre le baston* (sept sages). *Tous jours craignoit ceste marchandise*, *qui avoit cuydé estre conclue contre luy à Bou-*

vynes (Commines). Im ersten Fall könnte man *cuider* mit „gleich", im zweiten mit „beinahe" übersetzen.

Während im Altfranzösischen, wie man sich erinnert, das modale Denken stärker und sicherer war als das temporale, kann man vom Mittelfranzösischen kaum behaupten, daß es in einer klaren und bestimmten Richtung den Gebrauch der Modi, insbesondere des Konjunktivs weiterentwickelt hätte. Nur der Konditionalis hat, insbesondere in Bedingungssätzen, bedeutende Fortschritte gemacht; ohne jedoch den Konjunktiv des Imperfekts zu verdrängen.

Die häufigen Störungen, die die consecutio temporalis im Altfranzösischen durch eine übermächtige consecutio modalis erfuhr, sind beseitigt, und es besteht in der Hauptsache ein harmonisches Zusammenwirken der beiden Funktionsreihen. Dabei haben aber, im Gegensatz zum Altfranzösischen, jetzt eher die temporalen Bedeutungsfunktionen das Übergewicht. Zum klarsten Ausdruck kommt dieses Verhältnis in einer Konstruktion, die sich im Laufe des 15. Jahrhunderts entwickelt hat, nämlich in der Verwendung der zeitlosesten aller Formen, des Infinitivs, zur Erzählung: *Tantost qu'ele fuit partie, et bon mary de monter à cheval; — Véez bon mary d'arriver, qui trouve la compagnie en besoigne.* (Cent Nouv. nouv.) Ferner: *Estre arrivé, Jehan de Paris entre les deuz roys d'Espaigne et d'Angleterre, entrèrent en la salle.* Wenn das Gefühl für die Jeweiligkeit der Ereignisse, für ihr Eintretenmüssen in einem bestimmten Augenblick, für ihre zeitliche Verkettung und fast gesetzmäßige Zusammengehörigkeit, das Gefühl der Erwartung und Spannung nicht ein so lebendiges und starkes in der mittelfranzösischen Sprache gewesen wäre, so hätte dieser historische Infinitiv schwerlich entstehen können. Man deutet ihn in den meisten Fällen am besten mit Wendungen wie „Da stieg auch schon; — da kam auch schon, wie zu erwarten war; siehe da; — kaum waren sie, so"... und dergl. — Kurz, auch dieser Infinitiv[1] ist in jener prag-

[1] Die Literatur über den histor. Infinit. bei Horluc et Marinet, Bibliogr. d. l. Syntaxe du franç., 1908, Nr. 2056—2063.

matischen Zeitperspektive entstanden, in der die Ereignisse nicht als kontingent, einmalig, zufällig oder bedingungslos erscheinen, sondern als jeweilig, als wiederholbar, als möglich, wahrscheinlich und relativ verkettet, als experimentabel, als berechnungs- und beobachtungsfähig.

g) Wortschatz und Bedeutungswandel.

Wenn eine Sprache einmal ihre syntaktischen Mittel so geschickt und anstellig zur Umspannung der sachlichen, äußeren Wirklichkeit eingerichtet hat, so wird sie sich rasch und leicht mit einem Schatz von Wörtern und Bildern füllen, der geeignet ist, das Typische, Charakteristische und Sinnfällige der Dinge zu bezeichnen. In der Tat hat am Ausgang des Mittelalters eine so gewaltige Bereicherung des französischen Wortschatzes stattgefunden, wie später höchstens noch die Zeit der Romantik eine ähnliche gebracht hat. Die Beiträge des 16., 17. und 18. Jahrhunderts bleiben hinter denen des 14. und 15. an Zahl und Mannigfaltigkeit weit zurück. Brunot hat eine Stichprobe gemacht und festgestellt, daß von den 2000 Wörtern, die im heutigen Französisch mit *M* anfangen, etwa 290, also mehr als $^1/_7$ im 14. und 15. Jahrhundert aufgenommen wurden. Wir haben schon angedeutet, wie sämtliche Gesellschaftskreise, von den obersten bis zu den untersten Schichten, ihre besonderen Termini in die Schriftsprache einführten.

Aber noch bedeutender und für unsere Zwecke bemerkenswerter als die Einfuhr ist die Bearbeitung, die Verwendung, die Bedeutungswandlung der Worte. Im Altfranzösischen überwogen die symbolischen, subjektivierenden Wandlungen, vermöge deren die Bezeichnungen der äußeren Wirklichkeit verinnerlicht und auf subjektive Vorgänge, Zustände und Werte übertragen wurden. Im Mittelfranzösischen tritt, soviel ich sehe, eine umgekehrte, objektivierende Bewegung in den Vordergrund. Sie ergibt sich nicht etwa als bewußte Reaktion, sondern als einfache Fortsetzung und Überstürzung der vorausgehenden Strömung. Man erinnert sich, wie arm an Bildern, Vergleichen, Figuren und Beschrei-

bungen die ältesten französischen Dichtungen, z. B. das Rolandslied waren, und wie sehr hier alle Worte nach innen zielten, zum Gefühl sprachen und Stimmung machten. Das Gegenteil ist etwa seit der Zeit des Rosenromanes eingetreten. Jetzt werden die Worte mehr und mehr objektiviert. Dies geschieht vorzugsweise dadurch, daß man ihren Sinn nicht nur wie früher auf das Nächstliegende, nämlich auf das innere Erlebnis bezieht, sondern auch auf andere, ferner liegende Dinge verstandes- und willensmäßig überträgt, daß man sie nicht nur hinnehmend deutet, sondern auch wählend, spielend, nachdenkend, berechnend entfaltet, dreht und wendet. Wenn z. B. am Anfang des Rosenromanes das Wort *songe*, das ursprünglich den passiven Schlafzustand des Träumens, den man hat, dem man unterliegt, bezeichnet, in immer neuen Wendungen gebraucht wird: *songier un songe*, *veoir un songe*, *rimaier un songe*, so versachlicht und verselbständigt es sich dabei mehr und mehr und kommt schließlich dazu, eine Art lebendigen und tätigen Wesens zu bezeichnen: *si com li songes recontoit.* Dabei handelt es sich nicht etwa um einen naiven mythischen Anthropomorphismus, sondern um eine begrifflich gedachte Übertragung. Der dichterische Stil der mittelfranzösischen Zeit bewerkstelligt solche Übertragungen mit spielerischer und oft pedantischer Berechnung. So haben wir z. B. in den Arrêts d'amour des Martial D'Auvergne einen *procureur d'amours*, einen *prévost de dueil*, *baillif de joye*, *médecin d'amours*, *prisonnier d'amours*, *vuiguier d'amours*, *maire des boys verdz*, *marquis des fleurs et violettes d'amours*, *maistre des forestz et des eaues sur le faict du gibier d'amours*, *prévost d'aulbépine*, *séneschal des ayglantiers*, eine *chancelerie d'amours* u. dgl. m.; lauter Metaphern, die eher zum Witz und zum Verstand als zum Gemüt oder zur sinnlichen Phantasie sprechen.

Diesen stilistischen Figuren und gelegentlichen Bedeutungswandlungen, deren die mittelfranzösische Literatur voll ist, müssen im Wortschatz der Sprache ähnliche, analoge, objektivierende usuelle Bedeutungsschiebungen entsprechen.

Leider fehlt es hier noch ganz und gar an Untersuchungen. Das Material der Wörterbücher reicht nicht aus, um den Spielraum einer Wortbedeutung in objektivierender Richtung festzustellen. Das Augenmerk des Lexikographen ist auf diese Punkte meistens gar nicht eingestellt. Daß z. B. ein Adjektivum wie *amoureux*, das eine subjektive Eigenschaft (resp. Zustand) bezeichnet, im mittelfranzösischen Sprachgebrauch dazu kommen kann, eine rein objektive Stellung zu bedeuten: *amoureux demandeur*, *amoureux deffendeur* = der klagende, der sich verteidigende Liebhaber (nicht der liebende Kläger resp. Verteidiger), ist eine ebenso unscheinbare als merkwürdige Tatsache[1]. Ähnliche Neigungen zur Objektivierung und Substantivierung haben andere ähnliche Eigenschaftswörter z. B.:

Une ymage ot emprès escrite,
qui sembloit bien estre ypocrite
(Rom. d. la Rose),

wobei *ypocrite* nicht mehr „heuchlerisch", sondern „Heuchelei darstellend", „heuchlermäßig" bedeutet. Zahllose Worte mit ursprünglich seelischer, ethischer Bedeutung: *gais*, *liéz*, *orgueilleux*, *piteux*, *honeste*, *humble* usw. kommen mehr und mehr dazu, einen äußeren Habitus, ein Aussehen zu bezeichnen.

Beim Verbum läßt der zunehmende Gebrauch der Infinitive, Partizipien und Gerundien an und für sich schon vermuten, daß vielfache Objektivierungen auch in den Verbalbedeutungen sich ereignen. Denn, je öfter ein Zeitwort im Satz ohne ausgesprochenes oder unmittelbares Objekt auftritt, desto mehr Objektivitätsgehalt wird in seine Bedeutung einfließen. Wenn man z. B. die folgenden drei Konstruktionen gegeneinander hält,

1) *je désire savoir le bien et le mal*
2) *je désire de* (resp. *à*) *savoir* . . .
3) *je suis désirans du savoir le bien* . . . ,

---

[1] Vgl. Villons *très amoureuse prison.*

so sieht man, daß die beiden letzten, die im Mittelfranzösischen immer häufiger werden, den Sinn des Wortes *désirer* in objektiver Richtung erweitern und es von der Bedeutung „begehren“ zu der Bedeutung „einen Wunsch hegen“ hinüberführen. Eine andere Neigung des Mittelfranzösischen, die ein besonderes Studium wohl verdiente, ist der häufige, oft pleonastische Gebrauch von Adverbien, bes. Adverbien auf — *ment.* Dabei entleert sich meist der subjektive Gefühlsgehalt des dazugehörigen Zeitwortes, und es findet eine Bedeutungsverschiebung in objektivierender Richtung statt. Wenn es z. B. bei Villon heißt: *Vous n'y perdrez seulement que l'attente*, so hat sich, kraft der adverbialen Bestimmung, die Verbalbedeutung von „verlieren“ zu „Verlust haben“ objektiviert. Man beachte, wie der besondere, gefärbte Sinn der Zeitwörter ins Abstrakte und Allgemeine abgebogen und abgebleicht wird durch Beigabe von Adverbien, in denen sich mit begrifflicher Schärfe der Gefühlswert ausgedrückt findet, der dem Verbum entzogen wurde:

> Cueur, tenez vous joieusement,
> Je vous fais loyalle promesse
> Que je vous garde seurement
> Tresor d'amoureuse richesse . . .
> A Bon Espoir mon cueur s'atent
> Et à vous, ma belle maistresse,
> Que lui espargniez loyaument
> Tresor d'amoureuse richesse.
>
> (Charles D'Orléans).

Der Stimmungsgehalt, der im Altfranzösischen hinter den Worten und zwischen den Zeilen lag, ist herausgearbeitet, ist also nicht mehr als Stimmung, sondern als klare, objektive Notion, als Begriff in der Sprache vorhanden. Durch diese Umwertung des Subjektiven ins Objektive, des Imponderablen ins Ponderable, des Inneren ins Äußere, ist das Mittelfranzösische fähig geworden, auch diejenigen Gedankenkreise zu erfassen, die dem Vulgare bisher fremd waren. Und so breitet es sich aus auf Gebiete, in die das

Altfranzösische noch keine einzige Wurzel geschlagen hatte. Das bisher Fremde, die antike Kultur, die provenzalischen und italienischen Kulturen, treten ihm nahe. Und auch das Alte, längst Eroberte und Verarbeitete stellt sich ihm in neuen Formen dar, wird faßlicher, bestimmter, praktischer, äußerlicher, kurz sachlicher. Diese Klärung und Erweiterung des Blickes nach außen wird aber — wie sollte es anders sein? — durch Unsicherheit, Zerrissenheit, Blindheit und Willkür im Inneren der Sprache erkauft. Neben der Bereicherung des Wortschatzes geht die größte Unordnung der Lautgestalt und Flexionssysteme her; hinter jeder Verfeinerung des praktischen, intellektuellen, dokumentarischen Charakters der Sprache lauert ein Riß, der ihre künstlerische, monumentale Eigenart beeinträchtigt, bedroht, gefährdet. Ganz auf die verstandesmäßige Eroberung der Außenwelt gerichtet, ist die Sprache im Begriff, sich selbst und ihrer Vergangenheit fremd zu werden. Was der größte mittelfranzösische Dichter von sich gesagt hat, das darf *mutatis mutandis* für seine Muttersprache gelten:

Je cognois pourpoint au colet,
Je cognois le moyne à la gonne,
Je cognois le maistre au varlet,
Je cognois au voille la nonne,
Je cognois quant pipeur jargonne,
Je cognois fols nourris de cresmes,
Je cognois le vin à la tonne,
Je cognois tout—fors que moy mesmes (Villon).

E. Das Neufranzösische.

(16. u. 17. Jahrhundert.)

I. Von der Renaissance zum Klassizismus.

(Überblick.)

Keine der zwei großen Bewegungen der anbrechenden Neuzeit, weder die Renaissance noch die Reformation, ist

in Frankreich entstanden. Beide aber haben bei ihrem Eintritt und weiteren Vordringen in die französische Kultur eine derartig besondere Färbung erfahren, daß man gerade daran die nationale Eigenart Frankreichs im 16. Jahrhundert erkennen darf. — Mit dem italienischen Feldzug Karls des Achten (1494) beginnt italienisches und renaissancemäßiges Wesen den Franzosen in größerem Umfang bekannt zu werden. Mit dem Edikt von Nantes (1598) nehmen die religiösen Wirren ein Ende, und ist dem Protestantentum ein vorläufiges Bürgerrecht im Lande gesichert. Vom Beginn der Renaissance bis zu der Beruhigung der Reform, von 1494 bis 1598 darf man den ersten neufranzösischen Zeitraum sich erstrecken lassen.

Die Frage ist nun freilich, ob diese aus allgemein kulturgeschichtlichen Erwägungen gewonnene Einteilung auch der Sprachgeschichte gedeihlich werden kann. Man pflegt hier mit sehr viel größeren Zeiträumen zu arbeiten als mit hundert Jahren. Dazu kommt die Erfahrung, daß die Schriftsprachen der Neuzeit sich langsamer verändern als die des Mittelalters oder gar die Mundarten. Sollte aber diese Erfahrung und jene Gewohnheit nicht auch einmal mit Glück verlassen werden können? Stammen sie doch beide aus einer Betrachtungsweise, die, vorwiegend vergleichend, grammatikalisch und naturalistisch gerichtet, nur die gröbsten, äußerlichsten und letzten Veränderungen einer Sprache als geschichtliche Vorgänge gelten läßt. Je näher man zusieht und je tiefer man in die innere Form einer einzelnen Sprache hineinblickt, desto mächtigere, raschere und mannigfaltigere Revolutionen vollziehen sich hier, indes die Außenseite der grammatisch sich festigenden und regelnden Sprache zu ruhen und zu erstarren scheint.

Aber gerade die grammatische Außenseite der neufranzösischen Schriftsprache ist am Ende des 16. Jahrhunderts mit ihrem Festigungs-, Einigungs- und Kristallisierungsprozeß noch gar nicht fertig. Jene Arbeit, die von Brunot als *Efforts pour constituer une grammaire* bezeichnet wird, erreicht ihren sachgemäßen Abschluß erst in der Mitte des

17. Jahrhunderts mit Vaugelas und der Akademie, und — denn das gehört wesentlich dazu — mit der Anerkennung und Befolgung des kunstsprachlichen Kanons durch die Mehrzahl der Schriftsteller der Folgezeit. In der grammatikalischen und lexikologischen Disziplinierung der Sprache ist am Ende der Religionskriege noch kein Abschluß, sondern nur erst ein Provisorium erreicht, ein vorläufiger Zustand, den ich in der Kürze nicht besser zu kennzeichnen wüßte, als Brunot mit den folgenden Worten getan hat: „On n'avait pas encore le sentiment d'une règle inviolable, dominant l'écrivain, mais on avait déjà le sentiment d'une règle, existant en dehors de lui, à laquelle il pouvait se dérober par moments, à laquelle en général il devait obéir. Sans être codifiée dans un livre, cette règle s'était déjà déterminée et précisée dans son ensemble; la notion d'un bon usage, fondée sur l'usage des gens instruits de Paris, se dégageait. Des œuvres considérables, surtout celles des grands prosateurs, certains des ouvrages grammaticaux dont je viens de parler, l'influence d'une cour où le roi lui-même était grammairien, avaient marqué assez fortement la direction pour que les troubles de la fin du siècle ne pussent plus la changer, mais rendissent au contraire plus vif le désir d'y revenir, et l'arrivée à Paris des Gascons d'Henri IV ne pouvait plus que contrarier passagèrement ces tendances vers l'ordre. Les barbares étaient destinés à réformer leur langage, non à corrompre celui de leurs interlocuteurs[1]."

Fünfzig bis achtzig Jahre später, nachdem Vaugelas' *Remarques sur la langue française* (1647) veröffentlicht sind und eine Zeitlang gewirkt haben, darf das Ziel der sprachlichen Disziplinierungsversuche, etwa so wie das Zeitalter der Renaissance es sich gesteckt hatte, als erreicht gelten. Corneille korrigiert die Verse seiner Dramen nach Maßgabe der *Remarques* durch. Racine, Boileau und alle, die auf Reinheit des Ausdrucks bedacht sind, verehren den Sprachmeister der *Remarques*, und *parler Vaugelas* wird zur literari-

[1] Brunot, Hist. d. l. langue fr. II, 159.

schen Pflicht. — So weit sich immer die politischen, gesellschaftlichen, religiösen, wissenschaftlichen und künstlerischen Lebensordnungen der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts von denen des ausgehenden 16. entfernt haben, so bedeutet doch, was den äußeren, grammatischen, praktischen, dokumentarischen Charakter der Sprache betrifft, das Zeitalter der Klassiker kaum etwas anderes als die Verwirklichung und Vollendung der Ideen und Bestrebungen des Zeitalters der Pléiade. Die charakteristischen und wesentlichen Grundzüge, die in der Sprache der Renaissance nur erst als stilistischer, ästhetischer, monumentaler Charakter vorhanden sind, werden im Laufe des klassischen Zeitraumes vollends ganz und gar in den äußeren, praktischen, grammatischen, kurz dokumentarischen Charakter herausgetrieben. Der Sinn dieser Behauptung, die zunächst nur eine leere Formel ist, wird sich, so hoffen wir, im Laufe unserer Betrachtungen erfüllen. Einstweilen nehme man sie hin als einen Ausdruck jener Forderung, die all unseren sprachgeschichtlichen Untersuchungen zugrunde liegt: nämlich daß eine sprachgeschichtliche Periode nur dort als geschlossen gelte, wo der praktische mit dem theoretischen, der dokumentarische mit dem monumentalen Sprachcharakter zu einer straffen Einheit sich verbunden hat.

Demnach wird unsere sprachgeschichtliche Einteilung über die kulturgeschichtliche Einheit des Zeitalters der Renaissance hinauszugreifen und bis in die letzten Jahrzehnte des 17. Jahrhunderts sich zu erstrecken haben. Der zeitliche Zuschlag, den wir zu der Renaissance zu machen genötigt sind, wird aber mehr nur als eine Erfüllung und Beendigung des Begonnenen, und nicht so sehr als eine Kulturepoche eigener und neuer Ansätze von Zukunftswerten für unsere Zwecke einzuschätzen und auszubeuten sein.

Kurz, es wird sich darum handeln, im einzelnen aufzuweisen, wie ein neues Ideal der Kunst- und Schriftsprache im Zeitalter der Renaissance sich ankündigte und in dem des Klassizismus sich vollendete. Unsere Betrachtung soll am

Ende des 17. Jahrhunderts nicht abbrechen, sondern wie von selbst sich abrunden.

II. Die Renaissance.

Der mittelfranzösische Zeitraum endigte in einer eigentümlichen Unstimmigkeit, fast könnte man sagen in einem Gegensatz der sprachlichen mit den politischen und sozialen Verhältnissen. Die nationale Einheit und Kraft, die königliche Autorität, die soziale Schichtung und Einordnung der Individuen, all das war eine fertige Sache. In der Sprache dagegen erschienen von einer ähnlichen Einheit und Ordnung höchstens die schüchternsten Anfänge. Noch entsprach den gesetzlichen Schranken und Banden des praktischen Lebens im Reich des Gedankens, der Anschauungen und Gefühle, kurz, in der Sprache, keine ähnliche Geschlossenheit.

So kommt es, daß sich nun gleich zu Anfang des neuen Zeitraums ein höchst merkwürdiges Doppelschauspiel entrollen kann: im praktischen Dasein der Nation unter Karl VIII., Ludwig XII., Franz I. und Heinrich II. (1483 bis 1559) ein wenn auch nicht stetig und geradlinig, so doch in wellenartigen Kurven ansteigender Fortschritt der Zentralisation, der Unifikation, der Rationalisierung in Politik und Verwaltung; und dementsprechend nach außen eine wachsende Stoßkraft und, trotz mancher unglücklichen Abenteuer, erfolgreiche Eroberungspolitik. Zugleich aber öffnet sich mit empfänglicher Bereitwilligkeit der theoretische Geist der Nation den zwei großen freiheitlichen Bewegungen der Renaissance und der Reformation und läßt sie von Italien und Deutschland her auf sich einströmen. In welcher Weise dieses Einströmen durch die politischen und überhaupt praktischen Lebensverhältnisse des Landes erschwert und erleichtert, gehemmt und gefördert, kurzum bedingt wurde, das ist die Frage, die sich erhebt.

a) Die Anfänge des italienischen Einflusses.

Früher, rascher und leichter als die Reformation hat sich die Renaissance von Italien her in Frankreich eingeführt und

verbreitet. Ein mächtiger Länderkomplex im Süden, der längst zur Krone gehörte, Dauphiné, Languedoc und Provence bildete eine Art Brücke oder Einfallstor für die italienische Kultur. Dabei traf es sich besonders günstig, daß diese Provinzen, so fest sie politisch und administrativ an das Königreich gekettet waren, doch in ihrer wirtschaftlichen und sozialen Struktur eine einzigartige Sonderstellung und gar einen Rest von Autonomie als Erbschaft der Vergangenheit noch bewahrten. Noch bestanden im Süden die Traditionen des Konsular-Régimes, eine aus Bürgertum und Adel gemischte oligarchische Herrschaft in den Städten, die das Königtum zunächst keinen Grund hatte, zu beseitigen. Konnte es doch einfach die Oberhoheit, die im Mittelalter der weltliche oder geistliche Landesherr über diese Kommunen gehabt hatte, sich aneignen. „Imaginons des communes, en très grand nombre, dirigées par des bourgeois, fort attachées à leurs libertés, mais portant un profond respect à la majesté royale, conciliant les deux tendances dans leur conduite grâce à l'esprit politique qu'elles tenaient d'une habitude prolongée de se régir elles-mêmes, résistant parfois, mais aussi sachant plier à propos: voilà quelle est en Languedoc l'institution fondamentale[1]." Dieser Zustand, der schon vor dem hundertjährigen Krieg erreicht war, ist durch eben diesen Krieg eher befestigt als unterhöhlt worden. Die Freiheiten des Südens sind durch den Krieg verlängert und gestärkt worden. Denn während des Kampfes mit England sahen sich die Könige gezwungen, die ganze Verwaltung sowohl wie die militärische Führung von Languedoc einem Statthalter, einem Lieutenant général, der eine Art Vizekönig war, zu übertragen. Unter diesem gediehen die freiheitlichen Einrichtungen der Etats généraux de Languedoc sowie die Assemblées diocésaines. Nach 1440 wurde zwar der Lieutenant général wieder abgeschafft, aber die alten Institutionen bestanden zunächst noch weiter und sind erst

---

[1] Paul Dognon, les institutions politiques et administratives du pays de Languedoc. Pariser These 1895, S. 586.

unter Heinrich II. (1547—59) allmählich zugrunde gegangen. So hat denn derselbe Krieg, der den Freiheiten der Bürger des Nordens und des Zentrums verhängnisvoll wurde, die des Südens gefördert und bewahrt. Insbesondere erhielt sich hier ein Steuersystem, das auf dem Grundsatz der Egalité aufgebaut war. Wie hätte der Boden dieses wohlhabenden, selbständigen Bürgertums des Südens nicht für die benachbarte italienische Renaissancekultur, die wesentlich eine Städtekultur war, empfänglich sein sollen?

Weit ins Mittelalter zurück reichen die Handelsbeziehungen der Küstenstädte Südfrankreichs zu denen Italiens (vor allem Marseille und Genua). Es scheint denn auch, daß die ältesten Lehnwörter, die etwa seit dem 13. bis zum 15. Jahrhundert vom Italienischen ins Französische übergingen, großenteils den Weg über die provenzalisch redenden Seestädte genommen haben. Wenigstens gehören sie ihrer Bedeutung nach der Sphäre des Seewesens und Handels an und schließen ihrer Form nach die provenzalische Vermittlung nicht aus. *Bonace* und *calme* für die Windverhältnisse, *golfe* und *cap*, wozu später noch *darse* kommt, für die Gestalt der Küste, *caraque*, *galère*, *fuste* für verschiedene Schiffsarten, *proue* Schiffsvorderteil, *trinquet* und *misaine* für Mast- und Segelarten, ferner *comite*, *pilote*, *falot* und *caler*, die sich auf Rudern und Einbringen des Schiffes in den Hafen beziehen, schließlich *arsenal*. Auf Finanz- und Handelswesen weisen hin *florin* und *ducat* für Münzarten, *carat* für deren Metallwert, *médaille* für das Prägungsbild, *chiffre*, *crédit*, *crédence* für das Rechnungswesen, *trafic*, *magasin*, *douane*, *tare*, *courrier* für den Waren- und Briefverkehr. Was an den Waren italienischer Einfuhr den Franzosen besonders neu war, bezeichnen die Wörter *basin* (Barchent), *satin*, *filoselle* (Flockseide), *estame* (Kammwolle), *matelas*, *estampe* für Fabrikate, *porcelaine*, *nacre*, *citrouille*, *orange*, *câpre*, *chicorée*, *escarole* (Lattich), *lavande*, *riz* für Naturerzeugnisse und Früchte, *girafe*, *francolin* (Frankolinhuhn), *perroquet*, *carpion* für Tiere. — Was im menschlichen Verkehr mit den Söhnen des Südens auffiel, verraten *accort*, *furie*, *frasque*, *fracas*, *brigue*, *tarabuster*.

Die geschäftliche und gesellige Seite dieses Verkehrs wird durch *drogman*, *régal*, *banquet*, *casanier*, *congédier*, die erotische Seite durch *rival*, *rufian* und *gambade* beleuchtet. Aus dem Gebiet der Mode und Toilette hat man *moustache*, *perruque*, *barette*, *simarre*, *soubreveste*.

Demnach gehört die Mehrzahl der italienischen Lehnwörter in der mittelalterlichen Schicht den bürgerlichen Tätigkeits- und Lebenskreisen zu. — Das macht jedoch nur erst eine Vorbereitung der Renaissance, keine eigentliche Renaissance aus.

b) Renaissance und Bürgerstand.

Man darf die Bedeutung des Bürgertums am Ende des mittelfranzösischen und Anfang des neufranzösischen Zeitraums nicht mehr so hoch anschlagen wie etwa im 13. und 14. Jahrhundert. Das Bürgertum gleitet nunmehr in die bescheidene Verborgenheit eines mittelmäßigen Daseins zurück. Dafür haben vor allem die Könige gesorgt. Sie vermieden, wenn irgend möglich, die Einberufung der Etats généraux und holten sich ihr Geld, anstatt auf dem Weg der Bewilligung durch die Stände, auf dem der Verwaltung durch ihre *Bailliages* und *Sénéchaussés*[1]. Die Ständeversammlung des Jahres 1506 war nur noch eine Zeremonie. Eine unverantwortliche Günstlingsherrschaft (Georges d'Amboise, Etienne de Vesc, Maréchal de Gié) kam auf, und immer entschiedener wurde die Wendung zum persönlichen Regiment. Da indeß die Verwaltung trefflich funktionierte und die wirtschaftlichen Verhältnisse sich zunächst günstig entwickelten, so ward der Bürgersmann die politische Entrechtung, der er entgegenging, kaum gewahr und ließ der Zen-

[1] Mit welch dichtem und festem Netze die königliche Verwaltungsbürokratie das ganze Land übersponnen hatte, mag man ersehen aus G. Dupont-Ferrier, les officiers royaux des bailliages et sénéchaussées et les institutions monarchiques locales en France à la fin du moyen âge. Pariser These 1902. Für die spätere Zeit vgl. Paul Viollet, le roi et ses ministres pendant les trois derniers siècles de la monarchie. Paris 1912.

tralisation ihren Lauf. Die Lebensstimmung des klein und konservativ gewordenen Mittelstandes findet ihren literarischen Ausdruck in den ledernen Künsteleien der Meisterschulen und *Réthoriqueurs*. Sie wärmen sich an der Sonne der Mächtigen und finden alles gut und schön. Sie schmeicheln den Großen und geben den Schwachen Unrecht. „Ils n'attendaient rien de la vie, parce qu'ils se représentaient les deux mondes — j'entends le monde social et celui de l'âme — comme organisés, dès leur origine et pour toujours, par une Volonté et une Sagesse qui n'avaient pu se tromper. Ils admiraient, sur la terre et dans les cieux, une éternelle et solide hiérarchie: Dieu, sa mère, les anges, les rois, les seigneurs, les prélats, les juges, les bourgeois, le pauvre Jacques. Et chacun, rivé à l'un des degrés de cette échelle, avait des droits immuables, des devoirs qui ne changeraient point. A tout homme sa place; à toute place sa règle . . . . . Et qu'on ne m'accuse pas d'oublier, quand je leur reproche d'être optimistes, les mille satires publiées par eux. Elles confirment ce que j'ai avancé, car, pleines de respect pour les usages, elles ne censurent que les abus. Or le rhétoriqueur appelle *abus* tout ce qui risque de détraquer cette machine des castes qu'il croit une œuvre de la Providence . . . Ce qu 'il demande avec passion, c'est que personne ne sorte de sa sphère[1]."

Man wird nicht erwarten, daß bei diesem Zustande des behaglichen Hindämmerns, bei diesem selbstgefälligen Sich-Einbetten in die eigene Unmündigkeit, das Bürgertum zum Bahnbrecher oder Träger der Renaissancekultur werde. Mit seiner feigen Verherrlichung der Macht und des Erfolges konnte es höchstens als Dünger dienen für das Gedeihen von gewaltigen und gewaltsamen Persönlichkeiten. Es ist mit seiner „Sklavenmoral" der Sumpf, aus dem das herrschaft-

[1] Henry Guy, Hist. de la poésie franc. au XVIe s. Tome I. L'école des rhétoriqueurs, Paris 1910, S. 377f. So wenig Guy die vorwärtstreibenden Kräfte in der Dichtung der Rhétoriqueurs erkannt hat, so scharf und treffend hat er die Psychologie ihrer absterbenden Stoffe geschrieben.

liche Individuum, der Übermensch der Renaissance, sich wie eine schöne, giftige Pflanze erhebt.

Ja, aus den Kreisen der Bürger selbst erstehen die ersten Gruppen herrschaftlicher Individuen, die großen Unternehmer, die Finanzkönige und Geldherren: Jacques Cœur, Jean Bourré, Semblançay und Andere. Das Bürgertum hat, bevor es ganz von der historischen Bühne verschwand, noch einen großen plutokratischen Augenblick gehabt, an dem freilich nur wenige seiner Vertreter teilnahmen. — „Les ordonnances qui réorganisèrent l'armée, la justice et les finances en 1445 alors que l'on put croire terminée la lutte contre l'Angleterre, offrirent un aliment à l'activité des familles bourgeoises, qui vivaient dans les échoppes de Tours, d'Amboise, de Bourges, de Blois ou d'Issoire. Le rôle de la noblesse d'épée semblait fini. Jacques Cœur fut le premier et le plus glorieux représentant de l'aristocratie des petites gens qui allaient occuper la scène pendant trois quarts de siècle, pratiquer avec succès la politique matrimoniale et le népotisme, et remplir tous les postes vacants de la magistrature, de l'administration et du clergé, tandis que les barons usaient leurs forces dans les guerres civiles ou dans les équipées de Milan et de Naples. Ces parvenus furent à la fin si puissants que la couronne en prit ombrage: Semblançay clôt la brillante époque de prospérité bourgeoise inaugurée par Jacques Cœur et continuée par Jean Bourré[1]."

Diese letzten nennenswerten Bürger des Mittelalters, die mit der Hinrichtung des großen Finanzmannes Semblançay im Jahre 1527 endigen, sind zugleich die ersten Mäzenaten der Renaissance. Sie haben einen Hofstaat von Künstlern um sich gehabt. Sie haben den neuen Zug der Kultur, der schon unter den burgundischen Herzögen begonnen hatte, den Zug nach Glanz, nach Pracht und Luxus, kurz den höfischen Zug begünstigt und mit ihrem flüssigen Golde

[1] Alfred Spont, Semblançay. La bourgeoisie financière au début du XVIe s. Pariser These 1895. S. VII. — Die Tableaux généalogiques im Anhang geben ein Bild von der Heiratspolitik und Stellenjägerei der plutokratischen Bürgerfamilien.

beschleunigt. So wurden die Anfänge der Renaissance in Frankreich von dem morsch gewordenen Boden des Bürgertums auf den des Adels hinübergeleitet.

c. Renaissance und Adel.

Das Hauptgeschäft des Adels aber war zunächst der Krieg. Dieser ist etwa seit Beginn des 15. Jahrhunderts durch die Italiener von Grund aus umgestaltet worden. Die neuen Waffen des Angriffs und der Verteidigung, die Artillerie, das Befestigungswesen, die Kunst des Fechtens und Reitens, ja die ganze Auffassung und Wertung des Krieges als eines Kunstwerkes, das seine eigenen Gesetze hat und sich schließlich Selbstzweck wird, sind in vorbildlicher Weise und mit Anlehnung an die Antike von den Italienern ausgebildet worden[1]. Es treten denn auch bald italienische Söldnerheere in Frankreich auf, und eine stattliche Reihe militärischer Lehnwörter bezeugen noch vor Beginn des 16. Jahrhunderts den Einzug der neuen Kriegskunst. Schon seit dem 14. Jahrhundert ist *bricole*, (ital. *briccola*) die Bezeichnung einer mittelalterlichen Katapultenart, belegt. Auch der Türkensäbel *cimeterre* scheint durch Italien vermittelt zu sein. Das 15. Jahrhundert bringt die Feuerwaffen: *canon*, *arquebuse*; dazu *calibre*, aber auch noch eine neue Handwaffe: *pertuisane*, einen Reiterhelm *salade*. Aus dem Befestigungswesen sind *citadelle*, *bastion*, *esplanade*, *baraque*, aus der Taktik *embusquer*, *décamper*, *escaramouche*, *escadre*, *brigade*, *bande*, *cavalcade*, aus der militärischen Zeichensprache *bandière* und *alarme* als die ältesten italienischen Importe zu verzeichnen.

Mit den Künsten des Krieges gehen die des Friedens, die Staatskunst, die Politik, die Diplomatie Hand in Hand. Auch hier ist eine neue Technik und in ihrem Gefolge eine neue Theorie und Auffassung des ganzen staatlichen Lebens

---

[1] Vgl. Jacob Burckhardt, die Kultur der Renaissance in Italien, Bd. I, Kap. 9 sowie Max Jähns, Geschichte der Kriegswissenschaften, vornehmlich in Deutschland, 1. Abt., München 1889, S. 243ff.

von Italien auf Frankreich übergegangen. Zunächst fiel das italienische Gesandschaftswesen auf: *ambassade* und *baile* (als Bezeichnung für den venezianischen Gesandten). Ferner gehören *camerlingue*, *ligue*, *partisan*, *révolte* noch in den mittelfranzösischen Zeitraum.

Die Geschichte der italienischen Lehnwörter in Frankreich steckt noch in ihren Anfängen[1]. Zu einer wissenschaftlich befriedigenden Geschichte kann sie natürlich nur dann werden, wenn man sich entschließt, den lexikographischen, praktizistischen und kollektionistischen Standpunkt zu überwinden, sich nicht bei dem an und für sich löblichen Vordringen von den „Wörtern" zu den „Sachen" zu beruhigen, sondern schließlich von den Sachen und Sächelchen zu der letzten und einzigen Einheit, die es hier geben kann, weiterzugehen, nämlich zu der Kulturströmung, durch deren bewegtes Wellenspiel diese Lehnwörter an den Strand des französischen Sprachschatzes gespült wurden. Freilich hat man dann keine „Geschichte" der Lehnwörter mehr, sondern eine mit Lehnwörtern illustrierte und sozusagen gespickte Geschichte der Renaissancekultur Frankreichs. Eine solche kann hier nur in ihren gröbsten Umrissen entworfen werden.

Die Tatsache, daß gleich zu Anfang der Neuzeit das Bürgertum in Frankreich brüchig wird und keinen breiten, tragfähigen Boden für die neue Kultur mehr abgeben kann, ist entscheidend für den weiteren Gang der Dinge und begründet den vorwiegend höfisch aristokratischen Charakter der französischen Renaissance. Damit hängt es zusammen, daß die ausschlaggebenden und fruchtbarsten Berührungen zwischen Italien und Frankreich nun bald nicht mehr durch Provence und Languedoc gehen, nicht mehr durch Seehandel, nicht mehr durch die Städte der italienischen Küste, nicht mehr durch die vorwiegend republikanischen Staaten der apenninischen Halbinsel, sondern eher auf dem Landweg über Lyon,

[1] Die letzte umfassende Arbeit ist, soviel ich weiß, Georg Kohlmann, die italienischen Lehnworte in der neufranzösischen Schriftsprache, Kieler Diss. 1901, eine unkritische Zusammenstellung.

Turin und Mailand, eher auf kriegerische und diplomatische Weise, eher an die monarchisch und tyrannisch regierten Staatengebilde, wie sie sich vorzugsweise am nördlichen und südlichen Ende der Halbinsel lokalisiert haben, anknüpfend. Von diesen chronologischen, sozialen und lokalen Unterschieden läßt sich an der Lautgestalt der italienischen Lehnwörter nur wenig mehr erkennen. Fast den einzigen Anhaltspunkt gibt die verschiedene Behandlung von *č*. So könnten *bravache* und *moustache* aus einem süditalienischen, *barcasse* und *canevas* aus einem norditalienischen Kulturzentrum stammen. Doch dürfte man niemals auf Grund der Lautgestalt allein den Weg, den ein italienisches Lehnwort nach Frankreich genommen hat, erschließen.

Dieses Fehlen und Versagen mundartlicher Anhaltspunkte ist mit Rücksicht auf den höfischen, aristokratischen, teils literarischen und durchweg unvolkstümlichen Charakter des Milieus, in dem die Berührung stattgefunden hat, weiter nicht wunderbar.

Da nun aber der Adel, wie man sich erinnert, durch die wirtschaftlichen Krisen des mittelfranzösischen Zeitraums einerseits und durch die wachsende Autorität des Königtums andererseits mannigfach geschädigt war, so darf man sich fragen, ob er denn besser als das Bürgertum befähigt war, eine feste soziale Grundlage für die neue Kultur abzugeben.

Durch eine königliche Verordnung vom 26. Mai 1446 ist das erste stehende Heer in Frankreich geschaffen worden. Es bestand aus Söldnern verschiedener Nationalität. Die Führung dieser Soldateska sollte an „capitaines vaillants et saiges, retors et expers en faits de guerre et non jeunes et grands seigneurs“ übertragen werden[1]. Daneben dauerte zwar die alte Einrichtung des feudalistischen Heerbannes weiter, d. h. die Adeligen stellten und equipierten sich zum Krieg, wenn der oberste Lehensherr das Aufgebot erließ; sie selbst aber hatten ihrerseits nun bald nicht mehr das

---

[1] Ch. Louandre, la noblesse sous l'ancienne monarchie, Paris 1880, S. 186.

Recht, ihre eigenen Vasallen und Roturiers unter die Fahne zu rufen[1]. Im 17. Jahrhundert war der Heerbann so sehr zusammengeschmolzen, daß das volle Aufgebot des ganzen Adels nicht mehr als drei bis vier tausend Kämpfer ergab. Es war, wie Vauban sagt „une noblesse fort gueuse et fort incommodée qui ne pouvait fournir à son équipement[2]". — Dazu kam die neue Bewaffnung. Der Schuß aus dem Handrohr des gemeinsten Soldaten konnte den edelsten Ritter zu Boden strecken; Grund genug für diesen, um die neue Waffe, anstatt sie zu gebrauchen, zu verachten. Das Standesvorurteil des Adels hält an der alten, ritterlichen *vaillantise*, am *prozdom*, an der Biederkeit des Kämpfers fest und vermag in der neuen Kriegswissenschaft nur eine Schule der Feigheit zu erblicken. „L'honneur des combats consiste en la jalousie du courage, non de la science" sagt Montaigne, und, fährt er fort, „en mon enfance la noblesse fuyoit la réputation de bon escrimeur comme injurieuse, et se desrobboit pour l'apprendre, comme un métier de subtilité desrogeant à la vraye et naifve vertu[3]." Dementsprechend mußte Name und Begriff der neuen Tapferkeit, in der sich Geschicklichkeit und Mut verbinden, die *bravoure*, aus Italien importiert werden[4]. Der treffliche Ritter Bayard, dessen Löwenmut in Italien gegen das taktische Genie Gonzalvos nichts vermag und von diesem genasführt wird, zeigt in

---

[1] Eine klare Skizze des französischen Heerwesens im 16. Jahrhundert gibt Erich Marcks, Gasp. von Coligny, Sein Leben und das Frankreich seiner Zeit, Stuttgart 1892, S. 45ff. u. 166ff.

[2] Louandre, a. a. O., S. 187.

[3] Montaigne, Essais II, 27.

[4] Übrigens ist in der französischen Bedeutungsentwicklung der Worte *brave*, *bravoure* schon im 17. Jahrhundert wieder das moralische Wertmoment über das technische hinausgewachsen. „Le mot *brave* lui-même „ „estoit entre nous incognu, et dès ma jeunesse demeuroit en Italie; mais depuis que l'on a fréquenté ce pays, l'on a apporté la nouvelleté des vocables et des accoutrements" ". (Bonivet, Advis et devis des langues 1563. Zitiert nach P. Ristelhubers Ausg. von Henri Estienne, Deux dialogues du nouveau langage françois italianizé, Paris 1885 I, S. XII).

exemplarischer Weise, wie das französische Rittertum nunmehr vom Schlachtfeld verschwindet, um alsbald ein Gegenstand der romantischen Dichtung zu werden.

Wie die militärische, so gerät auch die politische und rechtliche Machtstellung des Feudaladels ins Schwinden. All seine großen Regalienrechte hat er verloren; fortwährend greift der Monarch in seine Gerichtsbarkeit, in seine Steuerkasse usw. ein. Nur die größten Herren, wie die Herzöge von Orléans oder die von Bourbon bewahren einen Teil ihrer Regierungsgewalt. Im übrigen aber beginnt nun eine allmähliche Umgestaltung der *Féodalité* zur Noblesse. In großen Linien hat sich diese Bewegung etwa folgendermaßen vollzogen. Sehr viele von den alten feudalen Familien sind ausgestorben, teils infolge der Kriege, teils durch das mörderische Duellwesen, das im Lauf des 16. Jahrhunderts überhand nahm. In den Jahren 1589 bis 1607 sollen nicht weniger als siebentausend Edelleute im Zweikampf gefallen sein. Daher werden von der Krone, um die Lücken zu füllen, zahlreiche Erhebungen in den Adelsstand vorgenommen. Kriegsleute, Finanzmänner, hohe Beamte werden geadelt. „Dans la seconde moitié du XVI siècle, presque tous les noms de l'aristocratie sont des noms nouveaux[1].“ — Daneben läuft eine andere Bewegung her. Der alte Adel wohnte, noch unter Ludwig XI, draußen im Lande auf seinen Besitzungen. Mit den abenteuerlichen Kriegen, mit der glänzenden Prachtentfaltung, mit dem italienischen Wesen am Hofe Karls VIII. beginnt die Abwanderung des Adels. Die Barone und Grafen verlassen ihre Schlösser, um dauernd in der Nähe des Königs zu leben. In der Ständeversammlung des Jahres 1576 beklagt sich die Bourgeoisie, daß der Adel, der früher nur auf dem Kriegszug dem Monarchen gefolgt sei, heute sich massenweise und fortwährend *à sa suite* befände „pour profiter des dons, confiscations, nominations de bénéfices et offices“. Im Jahre 1520 sollen 148 Adelige am Hofe gelebt

---

[1] Henry Lemonnier in Lavisse, Histoire de France, Bd. V, 1, S. 247.

haben. Unter Ludwig XIV. waren es deren 4000 geworden[1]. Es gesellt sich auf diese Weise zu dem neu geschaffenen Kriegsadel, Finanzadel, Beamtenadel, der Hofadel. Neben diesen wachsenden Scharen, die Titel, Rang und Rechte von der Krone erhalten und deren ganzes Dasein von dem Glanz der höfischen Gnadensonne erwärmt wird, nehmen die wirtschaftlich zerrütteten und rechtlich gefährdeten Reste des selbständigen Feudaladels sich wie verwitterte, trotzige Burgruinen aus, die zwar noch ein mächtiges Pathos, aber kein lebenschaffendes Ethos mehr haben. Der tödlich getroffene, hinsterbende Protestantismus, aber nicht die triumphierende Renaissance hat diese Ruinen zu bewohnen versucht. Allein, zur Zeit, da die Renaissance in Frankreich eintrat, war andererseits der neue Adel, die Noblesse, erst im Begriff, sich zu konstituieren. Demnach konnte für die neue Kultur weder die Féodalité noch die Noblesse einen tragfähigen sozialen Boden liefern.

d) Renaissance und Klerus.

Noch weniger aber vermochte es der Klerus. Irgendwelche Initiative konnte von diesem Stande aus, der am Ende des Mittelalters zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken war, zunächst nicht mehr erwartet werden[2]. Zwar haben die Reformbewegungen des ausgehenden 14. und beginnenden 15. Jahrhunderts in Frankreich einen starken Widerhall gefunden. Ja, der französische Klerus hat hier sogar die führende Rolle gespielt. Da er aber seit langer Zeit in gallikanischen Bahnen wandelte, so geriet alle Reform bei ihm ins politische und nationale Fahrwasser. Das Ergebnis war, anstatt einer inneren Wiedergeburt, ein äußerer Erfolg: die pragmatische Sanktion des Jahres 1438. Und was das Schlimmste war, die Freiheiten, die der gallikanische

---

[1] Archives nationales J. 954, Nr. 66 u. J. 964, Nr. 54, zitiert nach Conr. Leidl, Der Landedelmann im komischen Drama der Franzosen, Würzburg 1911, S. 18.

[2] Vgl. oben S. 143.

Klerus gegenüber der päpstlichen Autorität dabei errungen hatte, lebten ganz und gar von dem guten Willen einer weltlichen Autorität, nämlich des Königs. Als dieser, durch seine italienische Eroberungspolitik in die Enge getrieben, es vorteilhaft finden mußte, sich mit dem Papst zu verständigen, kam zwischen der weltlichen und der geistlichen Macht zuerst unter Ludwig XI., sodann unter Franz I. ein Vertrag zustande, dessen teuere Rechnung der Klerus zu bezahlen hatte. Am schwersten wurde durch das Konkordat des Jahres 1516 zunächst der hohe Klerus, die Bischöfe getroffen. Der König ernennt sie; und dem Papste, nicht mehr dem Konzil, fällt die geistliche Oberhoheit über sie zu. In wirtschaftlicher Hinsicht sind sie dem Königtum, in religiöser dem Papsttum ausgeliefert. Mit beiden Händen greift der König in die Reichtümer der Kirche. Die großen Bistümer und fetten Pfründen vergibt er nach rein weltlichen Gesichtspunkten an Günstlinge, an Laien, an Kriegsleute, an Fremde. In der Hand dieser Bischöfe, denen ihre Diöcese oft nichts anderes war als eine Einkommensquelle, und die oft nicht einmal an Ort und Stelle residierten, lag die Ernennung der niederen Geistlichkeit.

Eine hungrige Masse von Landpfarrern, Vikaren und Mönchen, mußte dieser niedere Klerus sich ernähren, wie er konnte. Als Ärzte, als Handwerker, als Landarbeiter suchen beschäftigungslose Priester ihr Brot, während andere in finsterer, strenger Pflichterfüllung ihres schweren Amtes walten, und wieder andere in einem sitten- und regellosen Dasein dahinleben. In diesen niederen Schichten des Klerus, wo ein gefährliches intellektuelles Proletariat entstand, hat die Reformation ihre leidenschaftlichsten Anhänger und heldenhaftesten Märtyrer gefunden, und die Gegenreformation ihre willigsten Werkzeuge. Die schlimmsten Demagogen, die in der Zeit der Bürgerkriege das Volk fanatisieren und allerhand Umtriebe gegen Königtum und Nation anzetteln, werden von Madrid und Rom aus hier geworben.

Als Stand ist somit der Klerus von allen Dreien der zerspaltenste oder, um mit Erich Marcks, der in seinem „Coligny“

diese Verhältnisse meisterhaft dargelegt hat[1], zu sprechen, der künstlichste. Zwischen dem hohen Klerus und dem niederen, zwischen Bischof und Landpfarrer, zwischen Renaissanceprälaten und Klosterbrüdern gibt es kaum noch etwas Gemeinsames. Die Interessen, die Rechte, die Pflichten, die Gesinnung, alles ist im Begriff, sich zu zerspalten. Der ganze Stand wäre wohl, wenn die Gegenreformation ihn nicht wieder zusammengepreßt und gehoben hätte, auseinandergefallen.

e) Renaissance und Hofleben.

Nach all dem dürfte es klar sein, daß die italienische Renaissancekultur in keinem der drei Stände, weder im Bürger, noch im Adeligen, noch im Kleriker einen berufenen Träger oder Bahnbrecher finden konnte. Sie hat nicht dank, sondern trotz der ständischen Gliederung sich durchgesetzt und ist in demselben Maße herrschend geworden, in dem diese Gliederung sich lockerte, und hat überall dort versagt, wo diese standhielt. Da nun alle drei Stände, wie wir gesehen haben, zunächst immer dort, wo sie mit dem Königtum zusammenstießen, zerbröckelten, also von obenher sich auflösten und nach oben hin eine Masse von individualistischen Persönlichkeiten absprühen ließen, indem der Fürst die Stände nicht nur zerrieb, sondern auch Männer aller Klassen, die sich auszeichnen wollten, an sich herzog, mußte der italienische Einfluß sich vorzugsweise auf die höfischen Kreise und auf eine freie, über den festen Schichtungen schwebende, stäubende Masse von Individuen richten. In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, bis zum Beginn der Bürgerkriege, geht das Wachstum der Renaissancebewegung Hand in Hand mit dem Erstarken des absoluten Königtums und seiner Hofhaltung[2].

Doch wäre der königliche Hof allein, besonders am Anfang, noch ein gar zu schmaler und enger Schauplatz für die

[1] A. a. O., S. 256ff.

[2] Über den Italianismus am Königshof vgl. Ed. Bourciez, les moeurs polies et la littérature de cour sous Henri II, Paris 1886, bes. S. 267ff.

neue Kultur gewesen. Da traf es sich günstig, daß neben ihm eine Reihe anderer stattlicher Hofhaltungen auf französischem Sprachgebiete bestanden. Da war in Nantes der Hof der Königin Anne de Bretagne, in Gent, Lille und Brügge versammelte Margarethe von Österreich Künstler und Gelehrte um sich, Luise von Savoyen und später ihre Tochter Margarethe von Navarra, Georges d'Amboise, Kardinal von Rouen, Louis de Luxembourg, comte de Ligny, ja schließlich auch reiche Bürgersleute wie Florimond und François Robertet und andere übten um die Wette das höfische Mäzenatentum. Die wenigsten dieser Hofhaltungen waren an einen bestimmten Ort gebunden. Oft zogen sie wie wandernde Truppen mit all ihrem Gefolge und all ihrem Aufwand im Lande herum. Der Hof Franz des I., *che è profusissimo e senza regola alcuna*, wie der venezianische Gesandte schreibt, hatte vor 1530 keine feste Residenz. Während der italienischen Kriege war Lyon das bevorzugte Standquartier der Könige. Hier, wo bürgerlicher Fleiß, kriegerische Vorbereitungen und königliche Prachtliebe sich vereinigten, blühten nebeneinander Handel, Gewerbe, Kunst, Gelehrsamkeit und Dichtung. Die ersten Druckereien Frankreichs, die größten Banken und eine zahlreiche Kolonie italienischer Kaufleute hatten sich hier niedergelassen. Lyon, schreibt Andrea Navagero im Jahre 1528 *è il fondamento del danaro di tutta Italia e buona parte di Spagna e Fiandra*[1]. Es war mehr als das; es war der Vereinigungspunkt aller derjenigen Kulturgebiete, auf denen italienischer Einfluß gewirkt hat.

f) Italienische Gesinnung und italienische Lehnwörter.

Will man diese Wirkung, die wir in alle Einzelheiten hier nicht verfolgen können, in ihrem wesentlichen Charakter und Umfang verstehen, so muß man sich der oben geschilderten sozialen Verhältnisse, unter denen sie stattgefunden hat, erinnern. Die ständische Gliederung, wie sie im mittelfran-

[1] Henry Guy a. a. O., S. 35.

zösischen Zeitraum sich ausgebildet hat, haben wir als das Ergebnis eines hellsichtig gewordenen praktischen Sinnes und einer das Ponderable sowohl wie das Imponderable berechnenden Interessiertheit kennen gelernt. Als nun die Zeit kam, daß diese kompakt gewordenen Interessengemeinschaften mit dem Königtum als der allseitigst interessierten und stärksten Macht zusammenstießen, da konnte es geschehen, daß der Einzelne am besten seinen Vorteil fand, wenn er seinen Verband verließ, aus der alten Interessengemeinschaft heraustrat und auf eigenen Wegen sein Glück suchte. Es beginnt die Zeit der Abenteuerer, der Unternehmer, der Glücksritter, der Entdecker, der Erfinder, der ersten Kapitalisten usw. Der praktische Geist, der ehedem ein traditionalistischer war, wird nunmehr ein Geist der Initiative und des Individualismus[1]. Durch die Mauer des Hergebrachten und des Gewohnten hindurch, ins Freie, zum Glück, zum Ruhm, zum Erfolg sich hinarbeiten, wird die große Angelegenheit der neuen Zeit. Das Wort dafür heißt *riuscire.* Die Franzosen haben es im 16. Jahrhundert den Italienern nachgebildet: *réussir*, sowie *réussite* nach dem Muster *riuscita.* Wie das Wort in der Hauptsache aus heimisch-französischem Material (*re-issir*), aber doch nach italienischem Vorgang gebaut ist, so ist auch die neue Gesinnung ihrem Bestande nach die alte des mittelfranzösischen Zeitraumes, aber ermutigt und ermuntert durch das italienische Beispiel.

Was bei dieser auf den Erfolg gerichteten Sinnesart, der Franzose dem Italiener am eifrigsten und raschesten ablernte, kann man sich denken. Weitaus das meiste wird auf dem Gebiet der Fertigkeiten und der Technik liegen. Durchläuft man die von Kohlmann und Brunot aufgestellten Verzeichnisse der im 16. Jahrhundert übernommenen italienischen Lehnwörter, so wird diese Erwartung im vollsten Umfang bestätigt. Technik und Fertigkeiten des Kriegs:

---

[1] Eine lichtvolle Darlegung des Begriffes des traditionalistischen Geistes gibt Max Weber im Archiv für Sozialwissenschaften, Bd. XX.

soldat, *fantassin*, *infanterie*, *cavalerie;* *anspessade*, *caporal*, *colonel;* — *bataillon*, *vedette*, *sentinelle*, *escorte;* — *barricade*, *casematte*, *ravelin*, *redoute*, *colline;* — *bombe*, *mousquet*, *pistolet*, *escopette*, *stylet*, *estramaçon*, *estocade;* *plastron;* — *manège*, *attaquer*, *voltiger*, *alerte*, *espion* u. a., Technik und Fertigkeiten der Baukunst: *volute*, *arcade*, *pilastre*, *balcon*, *balustrade*, *baldaquin*, *façade*, *escale*, *parapet*, *strapontin*, und besonders der Dekorationskunst: *mosaïque*, *majolique*, *feston*, *modillon*, *stuc*, *tuf*, *galbe*, *cavet*, *cartouche*, *figurine*, *piédestal*, *arabesque*, *grotesque*, der Malerei: *carton*, *esquisse*, *modèle*, *maquette*, *profil*, *incarnat*, *fresque*, der Musik: *cadence*, *cartelle*, *concert*, *madrigal*, der Dichtkunst: *sonnet*, *stance*, *strambot*, der Nautik: *portulan*, *chiourme*, *frégate*, *gondole*, *palan*, *remorquer*, *esponton*, *plage*, *fanal*, der Kochkunst: *cervelat*, *mortadelle*, *massepain*, *semoule*, *sorbet*, *filtre*, der Druckerei: *casse* (Setzerkasten), der Toiletten- und Schneiderkunst: *escoffion*, *pantalon*, *soutane*. Wollte man dazu noch diejenigen termini technici nehmen, die als Fremdwörter, nicht als Lehnwörter, also ohne Veränderung ihrer italienischen Lautgestalt eingeführt wurden, sowie die Latinismen, die durch italienische Muster veranlaßt sind, so könnte die obige Liste noch ziemlich länger werden. Es kommt uns aber weniger auf ihren Umfang als auf ihren Charakter an. Nur ein großer Teil, aber doch nicht alles von Italien übernommene Sprachgut bezieht sich auf technische Veranstaltungen und Fertigkeiten.

Der Geist der Initiative und des Erfolges hat noch andere Seiten. Insbesondere ist er in Frankreich, kraft der überragenden Rolle der Krone, ein Geist des Strebertums, ein Geist der Höflinge, der Emporkömmlinge, der Schmeichler und Byzantiner geworden, während er in Italien, wo die größte Buntheit der staatlichen Gebilde herrschte, jenen individualistischen, phantastischen und launischen Zug bewahrte, durch den uns die Ritter des *Orlando furioso* und die vielen abenteuerlichen Wildheiten der italienischen Renaissancekultur so sympathisch sind. In Frankreich ist der Geist dieser Kultur zu einem eifrigen Diener des Absolutismus geworden. Der *Principe* des Machiavell, der in Italien nur

Theorie oder doch nur stückweise Praxis war, hat sich in Frankreich zum alleinherrschenden Staatssystem ausgewachsen. Demgegenüber hat das Hauptprogramm Machiavellis und der renaissancemäßigen Staatslehre, nämlich das der aristokratischen Republik, immer nur als revolutionäres Ferment, bald als schleichendes Gift, bald als offene Empörung betätigt werden können.

Wie weit diese politische Gesinnung mit ihrer absolutistischen und republikanischen Spielart dem ständischen Wesen des alten Frankreichs sich entfremden konnte, mag man, sprachgeschichtlich, z. B. daraus ersehen, daß an Stelle der trefflichen und ehrenwerten Bezeichnungen *bourgeois* und *paysan* ein italienisierendes *citadin* und *contadin* versucht wurde, und daß man das Volk als *populace* mit den kalten Augen des Ausländers betrachtete.

Der Fürst und der Höfling vor allem öffneten sich dem italienischen Wesen. Darüber hat Henri Estienne die beweglichsten Klagen geführt und hat eine satirische Psychologie ihrer Gesinnung geliefert, die an Schärfe und Vielseitigkeit nichts zu wünschen läßt. Da diese Leute des Hofes sich nur als Werkzeuge zum Erfolg, als Mittel zum Zweck und nicht nach der menschlichen Eigenwürde gegenseitig einschätzen, so sind alle ihr Lebens- und Umgangsformen vom machiavellistischen Geiste durchsetzt. „Et si vous voulez un exemple, au lieu qu'on eust trouvé estrange et de mauvaise grace de faire des reverences les uns aux autres, approchantes d'une adoration, maintenant cela est ordinaire et trouvé de bonne grace: voire jusques à baiser la cuisse et le genou, tellement que je croy qu'à la fin il ne faudra plus aller jusques à Rome pour baiser la pantoufle ou le soulier, mais que cela se pourra faire sans bouger de Françe[1].“ So sei die Wendung *Sa Majesté* vermutlich aus Rom gekommen als Analogon zu *la Sua Santità*[2], und im Gefolge derselben eine Reihe anderer Höflichkeitsformeln, z. B. *je baise la main de*

---

[1] H. Estienne, a. a. O., I, S. 257.
[2] Ebenda 312f.

votre seigneurie, ja sogar *je vous baise l'escarpe*[1]; ferner Ergebenheitsbeteuerungen wie *serviteur* und *esclave* (nach *schiavo*). Andere Respektstitel italienischer Herkunft sind *messer* und *altesse* und Attribute wie *révérendissime*[2] und *illustrissime.* Natürlich ist auch der Name für die neue Höflichkeit *politesse* und für deren Vertreter *courtisan* italienischer Herkunft. Mit der berechnenden und heuchlerischen Verherrlichung, die der Schwache dem Mächtigen entgegenbringt, hängt der Mißbrauch des Wortes *divine* zusammen, sowie die Auffassung, daß der eine das Geschöpf, die *creature* des anderen sei. Diese letztere Redeweise, meint Henri Estienne, sei in Rom entstanden und zuerst von den Kardinälen dem Papste gegenüber gebraucht worden. Ja, die sämtlichen religiösen Gefühlstöne und Metaphern, mit denen die neue Höflichkeit sich umgibt, vor allem den profanierten Begriff der *dévotion*, möchte dieser leidenschaftliche Protestant der römischen Kurie zur Last legen.

Wenn der gesinnungslose Geist der reinen Zweckmäßigkeit, der amoralische Utilitarismus und Technizismus in einer äußerlich verfeinerten, höfischen Umgebung zu leben gezwungen ist, so wird er die rohe und gemeine Sachlichkeit seines Wesens fortwährend bemänteln und beschönigen müssen. Auf diese Weise bildete sich in der Sprache des Höflings ein ganzes System von Euphemismen. Da hieß *courtisane* das, was Henri Estienne in seiner kräftigen Art als *putain de reputation* bezeichnet. „On dit aujour d'huy faire *le saut* ou *Franchir le saut* de ceux qui passent outre les limites de la Chrestienté: c'est à dire, qui ne se soucient plus de la

---

[1] Übrigens küßt schon Guiburc in der alten *Chançun de Guillelme* ihrem Gemahl Wilhelm bei der Bitte und beim Abschied den Stiefel. Ausg. H. Suchier, Halle 1911, Vers 1030 u. 1505.

[2] Nach Ristelhuber, zum erstenmal in der Widmung von Clément Marots Epitre au cardinal de Lorraine, Ausg. Dolet 1542. Ich finde jedoch schon am 1. Febr. 1535 ein Manifest Franz' I.: *aux révérendissimes, illustrissimes, inclytes Electeurs du Saint Empire Romain* etc. Lavisse V, 1, S. 381. Wahrscheinlich gibt es noch frühere Belege.

religion chrestienne[1]." Für alle Arten von Laster und Verbrechen hatte man in der Hofsprache gefällige Namen und Wendungen gefunden, und es gab Punkte, wo der Argot der niedersten Schichten sich mit dem der höchsten berührte. — Die durchgehende moralische Lässigkeit hat in dem Worte *peccadille* ihren Niederschlag gefunden[2]. — Es sind nicht die sittlichen, sondern die sinnlichen Eigenschaften, die als wertvoll am Menschen empfunden werden. Für die Gewandtheit des Körpers schärft sich der Blick: *svelte*, *leste*, *ingambe*, *estropié*, *gobin*, und für die des Geistes: *désinvolte*, *intrigant*, *virtuose*, *balourd*, *longuerie*. Man wird aufmerksam auf Temperamente und Leidenschaften: *caprice*, *brusque*, *altier*, *fougue*, *jovial*, *poltron*, *rodomont*, *sacripant*, *pédant*, *désespérade;* — *riposte*, *rebuffade* u. a. Dem ethischen Defizit steht eine bedeutende Lebenssteigerung im Gebiete des Sinnlichen und Ästhetischen gegenüber. Allerhand Festlichkeiten, Vermummungen und Theaterspiel hat der französische Hof den Italienern abgelernt: *festin*, *mascarade*, *travestir*, *carnaval* u. dgl. mehr.

Damit sind wir bei der wichtigsten und wesentlichsten Seite der Renaissancekultur, bei ihrem ästhetischen Charakter angelangt. Dieser läßt sich ohne weiteres nicht aus ihrem höfischen Charakter ableiten und erklären. Daher empfiehlt es sich, bevor wir weiter gehen, einen Blick auf die andern Kulturströmungen jener Zeit zu werfen.

III. Die Reformation.

a) Ihre Verbreitung.

Was in Deutschland der Verbreitung des Protestantismus günstig war: die Freiheit der Städte und ihre wirtschaftliche Blüte, die Unabhängigkeit und Eifersucht zahlreicher Landesherrn, der Mangel einer starken Zentralgewalt, alles

[1] H. Estienne, a. a. O., II, S. 146.

[2] Auch das griechische *athée* wurde damals und offenbar zuerst in Hofkreisen aufgenommen. Einer der ersten Belege findet sich bei Ronsard.

das sucht man vergeblich in Frankreich. Übrigens darf man sich die politische Einheit des Landes auch nicht gar so zäh vorstellen, als daß sie nicht durch eine elementare kirchliche und religiöse Bewegung hätte zerrissen und zerfetzt werden können. Es ist einfach und bequem, sich post factum die Niederlage des französischen Protestantismus als eine Folge der politischen Zentralisation zu erklären. In Wahrheit ist diese Zentralisation doch erst kraft der Niederkämpfung des Protestantismus, erst durch sie und dank ihr gesichert worden. Hat doch, mit Coligny, der Protestantismus eine Zeitlang daran denken können, sich der Zentralgewalt zu bemächtigen[1]. Auch war diejenige Einheit, auf die es beim Eintritt der neuen Lehre zunächst viel mehr ankam als auf die politische, nämlich die kulturelle Gleichförmigkeit der Lebensbedingungen und das psychische Konzert der Denk- und Empfindungsgewohnheiten der Bevölkerung eine höchst zweifelhafte Sache. Man darf wohl behaupten, daß dort, wo eine verhältnismäßige Gleichheit der äußeren Lebensbedingungen herrschte, nämlich bei Hofe, bei den höheren Beamten, bei den Intellektuellen, kurz bei jener aus den ständischen Verbänden herausgelösten, stäubenden Masse von Individuen, das kollektive Empfinden innerlich zerwühlt war;— und daß andererseits dort, wo man innerlich noch zusammengehörte, die Buntheit der geographisch, anthropologisch und kulturgeschichtlich bedingten Sonderart sich von Landschaft zu Landschaft noch mächtig geltend machte. Oben, bei den Fortgeschrittenen, herrschte eine neue Art von Individualismus und ein innerlicher Eigenwille, der vom gesinnungslosesten Egoismus bis zu der überzeugungsfestesten Behauptung sittlicher Selbstbestimmung variieren konnte. Unten, bei den Bodenständigen herrschte ein alter, oft noch sehr eifersüchtiger völkischer und landschaftlicher Sondergeist und die ganze Mannigfaltigkeit des mittelalterlichen Eingebettetseins der Individuen. Beson-

[1] Dies ist die von Erich Marcks vertretene Auffassung. Vgl. auch seinen Aufsatz über Coligny in „Männer u. Zeiten“, 1911, Bd. I.

ders hatten der Süden und Südwesten (Provence, Languedoc, Gascogne), der Osten (Burgund, Lothringen, Wallonie) und der Nordwesten (Bretagne) ein stark provinzial und partikularistisch gefärbtes Aussehen.

Man bedenke ferner die vielen Zollschranken, die den wirtschaftlichen Verkehr innerhalb des Reiches hundertfach durchschnitten. Die Provinz „fordert und übt noch die Rechte eines eigenen, in sich geschlossenen Wirtschaftskörpers, wehrt sich noch mit Entschiedenheit gegen ein doch bereits immer lauter sich anmeldendes Aufgehen im Größeren[1]." Die stärkste Zollschranke „trennt diejenigen Provinzen, die einstmals unter König Karl V. die große Warensteuer von 1360 auf sich genommen hatten (d. h. Picardie, Normandie, Ile-de-Françe, Champagne, Berry, Bourbonnais, Orléanais, Touraine, Anjou, Poitou) von den übrigen, gibt somit Landschaften wie der Bretagne, wie Burgund, wie den einzelnen Provinzen des Südostens und Südwestens eine ganz abgelöste Stellung[2]."

Ja, die königliche Verwaltung selbst, so sehr sie auf Zentralisation hinarbeitete, sah sich gezwungen, die landschaftlichen Grenzen zunächst zu unterstreichen und lokale Gouverneure, Parlamente, Steuerhöfe und Rechenkammern einzurichten, beziehungsweise die vorhandenen zu pflegen.

Dazu nehme man die Vielheit, Verschiedenartigkeit und Zerstreutheit der Kulturzentren, in denen Humanismus und Wissenschaft sich eingerichtet hatten: Lyon mit seinen Druckereien, Paris mit seiner Sorbonne, Orléans und Toulouse mit ihren berühmten Rechtsschulen, Montpellier die Hochburg der Medizin, Bordeaux und Nîmes mit ihren neu gegründeten Bildungsanstalten, Fontainebleau und Blois mit ihren Bibliotheken, Rouen mit seinen Meistersingern und schließlich Bourges, wo die Schwester des Königs einen Zufluchtsort für alle verfolgten Geister bereitet hatte. Diese intellektuellen Städte waren sozusagen die Bohrlöcher, durch

---

[1] Marcks, G. v. Col., S. 247.
[2] Ebenda S. 248.

die der neue, innerliche und aktive Individualismus der Renaissance den alten, passiven Partikularismus des Mittelalters bearbeiten konnte. Das Frankreich Franz des Ersten gleicht einem Boden, der zwar nicht zerklüftet, aber sehr porös ist und tausend kleine unterirdische Gänge hat. Hier konnte die neue religiöse Lehre sich einschleichen, nach allen Seiten hin sich ausbreiten, das ganze Land durchtränken und schließlich versickern. So ging es denn auch. Man fand sie eines Tages überall und nirgends, überall wirksam und nirgends faßbar.

b) Die calvinistische Gesinnung.

Es war eine Lehre, die, anfangs milde und insinuierend, in rascher Steigerung immer strenger und radikaler auftrat. Erst in der humanistisch liberalen Haltung des Lefèvre d'Etaples und der Gelehrten von Meaux, sodann mit der jugendlichen Unbändigkeit Martin Luthers und schließlich mit der kalten Schroffheit und logischen Unversöhnlichkeit Johann Calvins. Nachhaltige Wirkung hat sie nur in der letzten Verschärfung, in der calvinistischen Fassung geübt.

Man versteht diese Wirkung am raschesten, wenn man von demjenigen Begriffe ausgeht, den Calvin selbst an den Eingang und in den Mittelpunkt seiner *Christianae religionis institutio* gestellt hat, dem Gottesbegriff. — Gott ist für den Calvinisten vor allen Dingen der Herr, die Majestät, die Macht und der Wille; das Geschöpf ihm gegenüber ein wille-, macht- und wertloser Wurm. All unser Heil empfangen wir von Gottes Gnade, die frei und nach unerforschlicher Wahl sich dem einen mitteilt, dem andern versagt, und ein für allemal diesen zur Seligkeit erhebt und jenen in die ewige Verdammnis stößt[1]. So ist jeder ganz und gar von seinem

[1] Eine ausführliche Analyse des Calvinismus, die geeignet ist, die sozialen Wirkungen dieser Lehre verstehen zu lassen, sowie eine eher prinzipielle als historische Darstellung dieser Wirkungen gibt Ernst Troeltsch, die Soziallehren der christlichen Kirchen und Gruppen, Tübingen 1912, S. 605 ff. Dort findet man auch die einschlägige Literatur.

Gott und von nichts anderem abhängig, innerlich allein mit ihm; abgeschlossen und isoliert nach außen, von wo ihm nur Gefahr, keine Hilfe kommen kann. Da aber Gott in erster Linie Wille und höchste Tätigkeit ist, so treibt er auch sein Geschöpf in das handelnde Leben hinein. Dort soll es in seinem Dienste ringen, arbeiten und in allem die Ehre des Herrn durchsetzen. Der Auserwählte ist der Energische, der Mutige, der Aktive. Die Leistungen und guten Werke sind zwar nicht die Bedingung, aber das sicherste Zeichen der Gnadenwahl, das Symptom. So verläuft unter einer heroischen Spannung das Leben des frommen und tüchtigen Calvinisten: nach innen in völliger Isoliertheit und Alleinheit mit seinem Gott, nach außen aber in steter Beschäftigung, in Arbeit, Kampf und Pflichterfüllung. Nach außen ist es ein Geist der Unternehmung, der Initiative, der Scharfäugigkeit für technischen Kulturfortschritt, der Kühnheit und Zähigkeit des Handelns, kurz ein Geist, der, äußerlich gesehen, manches gemein hat und lange Wegstrecken der Kulturarbeit Hand in Hand gehen kann mit dem oben geschilderten Unternehmer- und Entdeckergeist der italienischen Renaissance und mit jener praktizistischen und technizistischen Gesinnung, die in der mittelfranzösischen Epoche in Frankreich selbst gezüchtet worden ist. In einem wichtigen Punkte nur unterscheidet sich das praktische Verhalten des calvinistischen Franzosen von dem des italianisierten. Es ist völlig rein von allem abenteuerlichen, phantastischen, unsoliden, schwindelhaften Zug in seinen Unternehmungen. Es ist nüchtern, rationalistisch, solid, sachlich und im geselligen Umgang nicht eben liebenswürdig[1].

In seiner Innerlichkeit und Richtung auf das Ich betrachtet, ist das ganze Denken und Streben des Calvinisten

---

[1] Selbst wenn es heuchlerisch ist, so unterscheidet die puritanische Hypokrisie sich gründlich von der machiavellistischen. Übrigens hat im Frankreich des 16. und 17. Jahrhunderts, als in einem feindlichen Land und einer kriegerischen Zeit, der Calvinismus keine günstige Gelegenheit gefunden, um in Heuchelei zu verfetten.

durch Gott beansprucht; und zwar ist es auch hier ein praktisch gefärbtes Denken und Streben, kein visionäres oder spekulatives Anschauen Gottes, sondern bald ein angstvolles, zitterndes Um-ihn-her-kreisen, bald ein selbstverständlich sicheres und fast gedankenloses In-ihm-ausruhen. Auf keinen Fall und niemals aber ist es ein seliges, wonniges Von-ihm-ergriffen-sein, Erfüllt-Besessen-Durchflutet-sein. Ist der Calvinist mit seinem Gott im reinen, so ist dies ein absoluter und definitiver Zustand, der nicht besonders genossen werden kann; ist er im Zweifel mit ihm, so ist dies eine Seelenangst, die aus sich selbst heraus nicht gelöst werden kann. In beiden Zuständen aber bleibt das Individuum, trotz aller Isoliertheit, trotz alles Alleinseins mit seinem Gotte, innerlich leer. Es ist ein fastender, asketischer, lustloser Individualismus, ganz nur sittliche Gesinnung und Innerlichkeit, ohne Glück und Freude. Kaum kann man sich zwischen diesem und dem hedonistischen Individualismus des Renaissancemenschen, der ganz in einem selbstgefälligen Urbehagen an seinem Ich aufgeht, die Entfernung groß genug denken. Dort der gesinnungstüchtigste, überzeugungstreueste, hier der gesinnungsfremdeste und überzeugungsloseste aller Individualismen. Dort die großen Märtyrer, und hier die großen Lebenskünstler. — Aber die Extreme berühren sich. Der Individualismus des einen Teils ist im Grunde so leer wie der des andern; der eine kann unter Umständen genau so gemütlos, genau so hart und holzig werden wie der andere. Eine gewisse Verwandtschaft, und wenn es auch nur die der Entgegengesetztheit ist, besteht, selbst von der inneren Seite gesehen, zwischen der typischen Gesinnung des italianisierten Franzosen und der des calvinisierten.

Man darf sich demnach in dem Frankreich des 16. Jahrhunderts Renaissance und Reformation als zwei polar entgegengesetzte und doch verwandte Kräfte denken, die sich bekämpfen und sich ergänzen, sich anziehen und sich abstoßen.

Dieses Verhältnis zeigt sich zunächst in der Art ihrer Ausbreitung. Während die Renaissance, wie wir gesehen

haben, am raschesten und leichtesten und vorzugsweise von denjenigen Individuen rezipiert wird, die sich aus den ständischen Verbänden losgelöst haben und als frei schwebende Atome um die Sonnenscheibe des Königtums tanzen, ergreift der Geist der Reformation am tiefsten und nachhaltigsten die ständisch eingegliederten, die in feste Lebensordnungen und zünftige und kastenmäßige Schranken ihr äußeres und inneres Dasein beschlossen haben. Durchläuft man die Listen der Bekenner und Märtyrer des französischen Protestantismus[1], so findet man die meisten und die glühendsten unter dem niederen Klerus, bei den Mönchen und bei den Handwerkern; in etwas geringerer Anzahl „Geistliche von mittlerem Rang, Juristen und Kaufleute[2]"; sodann Angehörige des Feudaladels der Provinz und, was besondere Beachtung verdient, verhältnismäßig viele Frauen. Die Intellektuellen, die Höflinge, die hohen Beamten, die Künstler, die Gelehrten werden zwar bei der Neugier und Beweglichkeit ihres Geistes und der Vielseitigkeit ihrer Bildung rascher und leichter erfaßt, doch machen sie, je tiefer sie vom Geiste der Renaissance durchdrungen werden, auch desto rascher und leichter sich wieder frei und werden in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts meistens immun. Während vor der Calvinisierung des französischen Protestantismus die Bewegung der Reform und der Renaissance sich gegenseitig fördern, gehen sie nachher in Fremdheit und Feindseligkeit auseinander[3]. Calvin selbst hat die Unfähigkeit der Gebildeten zum wahren Protestantismus erkannt. *Cette bande est composée quasi toute de gens de lettres* sagt er von den verschämten Halbprotestanten, den Nikodemiten[4].

Da nun der Geist des Calvinismus ganz im Gegensatz zu dem der Renaissance so hervorragend geeignet war, die

[1] Z. B. die von Weiss, la chambre ardante, veröffentlichten.

[2] Marcks, Coligny, S. 307.

[3] Diesen Umschwung hat Hauser, l'humanisme et la Réforme en France in der Revue historique, Bd. 64, 1897, S. 258ff. im einzelnen dargestellt.

[4] Excuse de Jehan Calvin à Messieurs les Nicodémites, sur la complainte, qu'ils font de sa trop grand rigueur. 1544.

festesten und untersten Schichten der Gesellschaft zu durchdringen, so muß man sich wundern, daß er eine wirklich volkstümliche und allgemeine Bewegung in Frankreich doch nicht geworden ist und daß er selbst in seinen blühendsten Tagen, in den 60er Jahren, es kaum auf mehr als 500000 Anhänger gebracht hat. Man kann für diesen Mißerfolg die Gegenwirkung der Renaissance allein, so hoch man sie immer veranschlagen mag, nicht verantwortlich machen. Vielmehr hat hier eine dritte Kraft, nämlich der Geist des Nationalismus entscheidend gewirkt. Wohl hatte es eine Zeitlang, besonders während der Religionskriege, den Anschein, als ob es dem Calvinismus gelingen sollte, die Sache der Nation und des Königtums mit seiner eigenen Sache zu identifizieren und den französischen Katholizismus in das antinationale Lager und in die Abhängigkeit von Spanien hinauszudrängen. Der größte Staatsmann der Hugenotten (Coligny) hat all seine Kraft und sein Leben an diesen Versuch gesetzt.

Ce que je désire le plus c'est que Dieu soit servi par tout et principalement en ce royaulme en toute pureté et selon son ordonnance; Et après que ce royaulme soit conservé lautet sein Bekenntnis und sein Programm. Die Entscheidung fiel gerade umgekehrt. Das Königtum stellte sich über die Religion und erdrückte sie. Zwar spielte noch unter Heinrich IV. in königstreuer Stellung der Protestantismus eine bedeutende politische Rolle; aber schon unter der Regentschaft der Maria von Medici und noch entschiedener unter Richelieu geraten die Hugenotten in Bündnisse mit Frankreichs Gegnern, in eine feindliche Stellung zum Königtum, auf die Seite des rebellischen Adels und aller der Autorität des Staates feindlichen Elemente[1]. Teils war es die Notwendigkeit der Selbsterhaltung, teils der politische Egoismus der Krone, teils der frondistische Geist des Adels, was die Reformierten von der Interessengemeinschaft mit der Nation als solcher mehr und mehr abdrängte. Sogar geographisch läßt sich

[1] Vgl. im einzelnen Leop. von Ranke, französ. Gesch., Bd. II, Stuttgart und Tübingen 1854, S. 191ff., 237, 341.

dieses Hinausrücken in eine Outsider-Stellung beobachten. Durch die blutige Arbeit der Guisen ist schon am Ende des 16. Jahrhunderts in den alten, klassischen Provinzen des Nordens und Nordostens, in den Stammlanden des Königtums, in Ile de France, Picardie, Champagne der Protestantismus vernichtet worden und hat sich an die Peripherie, nach dem Süden, Südosten und Südwesten zurückgezogen[1]. — Nachdem Richelieu die militärisch-politische Organisation der Reformierten gebrochen, ihre religiösen Freiheiten aber unangetastet gelassen hat, könnte man die Auseinandersetzung des nationalen mit dem calvinistischen Geiste für erledigt halten. Nun kommt aber noch ein letzter Akt; und dieser läßt uns das ganze Drama erst in seinem wahren Lichte erscheinen. In den 80er Jahren des 17. Jahrhunderts beginnt unter Ludwig XIV. eine neue, systematische, unerbittliche Verfolgung der völlig wehrlosen und unschädlichen Protestanten. Mit der Aufhebung des Toleranzediktes von Nantes (1685) wird ihnen der Todesstoß versetzt. Man würde sich aber gewaltig täuschen, wenn man glaubte, dieser letzte Gewaltakt sei etwa von Rom aus oder sonstwie durch religiösen Fanatismus der katholischen Welt angestiftet oder auch nur gewünscht worden. Nein, der wahre Todfeind und Henker, der nun zutage kommt, ist der Gallikanismus. Zur selben Zeit, als die Regierung Ludwigs des XIV. die Protestanten verfolgte, hat sie auch die Autorität des Papstes über

[1] Dazu mag wohl auch der Umstand beigetragen haben, daß die Bestimmungen der pragmatischen Sanktion und später des Konkordates nur in den alten Provinzen des Königreiches galten, d. h. nur in denjenigen Ländern, die zur Zeit der Konzile von Konstanz und Basel der Krone unterstanden. Man nannte dieses Stammland des Gallikanismus die *patria reducta*. Die exzentrischen Provinzen, die später zum Königreich gekommen waren, unterstanden, die einen mehr, die anderen weniger, der römischen Kurie. Man nannte sie die *pays d'obédience*. Vgl. Jean Gérardin, Etude zur les bénéfices ecclésiastiques aux 16. et 17. ss. Thèse de Nancy 1897. Es wäre demnach die Reform am frühesten und gründlichsten in den klassischen Ländern des Gallikanismus unterdrückt worden; — ein weiterer Beweis, daß der wirksamste Feind des Protestantismus in Frankreich der Gallikanismus war.

die katholische Geistlichkeit Frankreichs bekämpft und die unpolitische Form des Katholizismus, den Jansenismus vernichtet[1].

Der Henker des letzten Aktes ist, wenn auch noch in allerhand Verhüllungen und Verkleidungen, der wahre und wirksame Gegenspieler von Anfang an. Es ist die spezifisch französische Verquickung der politischen Angelegenheiten der Nation mit den geistigen der Menschheit, wobei jene schließlich immer wieder höher gestellt werden als diese. Die Renaissance, die mit ihrer neuen Form von Individualismus gesinnungslos genug ist, um sich zu jedem Dienst des absoluten Monarchen bereit zu finden, triumphiert. Der Protestantismus, der einer solchen Gesinnungslosigkeit unfähig bleibt, wird geschlachtet. Doch geschieht dies erst, nachdem die Nation von den geistigen Kräften des Protestantismus soviel, als sie fähig war aufzunehmen, sich angeeignet hat.

c) Der Calvinismus und die Sprache.

Wenn wir uns nun fragen, welches der sprachliche Kulturertrag der Reformation für Frankreich war, so ist vor allem zu bedenken, daß die calvinistische Fassung des Protestantismus bereits ganz und gar der französischen und nicht mehr der deutschen Geistesart zugehört. Man sucht daher unter den deutschen Lehnwörtern des 16. und 17. Jahrhunderts vergebens nach solchen, die der religiösen oder kirchlichen Gedankenwelt zugehören[2]. Die hybride Bildung *Huguenot*

[1] Indes, wie man sich denken kann, der Jesuitismus, der sich immer auf seiten des Mächtigen stellt, gallikanisch geworden war.

[2] Eine freilich keineswegs einwandfreie Liste der deutschen Lehnwörter findet man in dem Traité de la formation de la langue fr., der dem Diction. gén. d. l. langue fr. von Hatzfeld, Darmesteter und Thomas angehängt ist; S. 16f. Es sind Wörter, die ungefähr denselben Gedankenkreisen und Lebensordnungen zugehören wie die italienischen Lehnwörter: dem Kriegswesen: *lansquenet*, *blocus*, *boulevard*, *halecret* (leichter Küraß), *flasque* (Pulverhorn), *haussecol* (Schulterharnisch), die schon im 15. Jahrhundert aufgenommen wurden. Im 16. folgen *arquebuse*, *reître*, *rosse*, *halte*, *fifre* (Querpfeife), *canapsa* (Ranzen), im 17. *bivouac*, *sabre*, *blinde*,

dürfte das einzige sein, was hier zu verzeichnen ist. Wenn man bedenkt, daß die Hauptarbeit der Theologie und insbesondere die theologischen Streitfragen zu Anfang der Reformation noch ganz im Latein befangen waren, daß Luthers Schriften zunächst nur aus dem Latein, nicht aus dem deutschen übersetzt wurden[1], und daß die ersten Vorkämpfer der Reformation in Frankreich Humanisten waren, so wird man sich über das vollständige Fehlen deutscher Lehnwörter auf diesem Gebiete nicht zu wundern haben.

Um so mehr sollte man erwarten, daß die Reformationsbewegung einen neuen Strom von Latinismen dem französischen Sprachschatz zugeführt habe. Aber auch hier geht man einer Enttäuschung entgegen. Wenn man die von Brunot aufgestellte Liste der im 16. Jahrhundert aufgenommenen lateinischen Lehnwörter durchläuft, so findet man in dieser langen Reihe nur vier: *apostolat*[2], *indélébile*, *macule* und *exorable*, die, wie es scheint, durch Calvins *Institution* in den Sprachgebrauch eingeführt wurden[3]. Und doch hat

---

blinder (blenden, bombenfest machen), *cible* (Zielscheibe), *cromorne* (Krummhorn), *traban* (Leibwächter), *havresac* (Tornister), *obus*, *vaguemester*, *chenapan*. Dem Jagdwesen gehören an, im 15. Jahrhundert: *aurochs* und *élan*, im 16. *hase* (Hasenweibchen), dem Wirtshausleben *foudre*, *bière*, *trinquer*, *brinde*, *carrousse* (Garaus), dem Fuhrwesen *coche* und *calèche*, die ursprünglich slavisch sind; der Nautik *étraque*, *gibelot*, *hulot*, dem Bauwesen, dem Bergbau und der Industrie *dalle*, *hutte*, *burin*, *castine* (Kalkstein), *bismuth*, *potasse*, *zinc*, *gueuse* und *guise* (Guß), *gangue* (Gang). Schließlich verraten Entlehnungen wie *rose-croix*, *cauchemar*, *espiègle*, *zigzag*, *valse*, *bélitre*, wie phantastisch und humoristisch das Volk, das den Franzosen den Eulenspiegel gebracht hat, sie manchmal berührte.

[1] Dies gilt sogar von dem bekannten „Betbüchlein“ Luthers. Vgl. N. Weiss, Notes sur les traités de Luther traduits en français et imprimés en Fr. entre 1525 et 1534 im Bulletin hist. et litt. der Société d. l'hist. du protestantisme fr. Paris 1887, Bd. 36, S. 664ff. u. Bd. 37, S. 155, 432 u. 500ff.

[2] Eine ältere Form *aposteilat* ist übrigens schon im 13. Jahrhundert belegt. Vgl. Littré.

[3] Der Latinismus bei den humanistischen Wortführern der französischen Reformation verdiente eine eingehende Untersuchung und Konfrontierung mit dem Latinismus der Pléiade.

Calvin seinen Ausdruck, ja seine ganze Gedankenbildung wie kaum ein anderer am Latein geschult. Besonders durch das römische Recht und den römischen Stoizismus, durch Seneca, zu dessen *De clementia* er einen Kommentar schrieb, ist sein Gedanke und seine Sprache erzogen worden[1]. Aber gerade deshalb, weil das Latein ihm sozusagen in Fleisch und Blut übergegangen ist, findet man es nicht mehr als Latinismus an der Außenseite seiner Sprache. Es steckt in der Struktur seines Gedankens und ist in der sprachlichen Umhüllung kaum mehr vorhanden. Dazu kommt noch ein praktischer Grund. Die ganze religiöse Reformbewegung in Frankreich sowohl wie in Deutschland ist getrieben von dem Streben, die tiefsten christlichen Wahrheiten dem ganzen Volk und vor allem den Ungebildeten nahezubringen, und ist getragen von der Überzeugung, daß es keiner gelehrten Bildung bedarf, um das Wort Gottes zu empfangen und zu verstehen. Schon Erasmus hat den Gebrauch der Muttersprache in allen religiösen Angelegenheiten gefordert[2], Luther hat das Deutsche in den Kult eingeführt; im Jahre 1523 schreibt Lefèvre d'Etaples in der Vorrede zu seiner Übersetzung des neuen Testamentes: „Se aucuns vouloyent dire ou empescher que le peuple de Jésus-Christ ne leust en sa langue levangile qui est la vraye doctrine de Dieu; ilz sachent que Jésus-Christ parle contre telz disant par S. Luc: Maleur sur vous docteurs de la loy, qui avez osté la clef de science; vous n'y estes point entrez et avez empesché ceulx qui y entroyent." — Briconnet, Caroli, Farel, Berquin und Olivetan arbeiten im dritten und vierten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts mit Eifer an der Verdrängung des Latein aus dem Kult, aus der Seelsorge, aus der Theologie. Sie befleißigen sich eines möglichst einfachen, volkstümlichen, verständlichen Französisch. Ungefähr seit 1550 herrscht

---

[1] Vgl. Abel Lefranc's Einleitung zu der neuen Ausg. der *Institution*, texte de la première éd. fr. Paris 1911, insbes. den Abschnitt *la formation littéraire de Calvin*, S. 27ff.

[2] Belege bei Brunot, hist. d. l. langue fr. II, 17.

in der reformierten Kirche des ganzen französischen Sprachgebietes ausschließlich das Französische.

Etwa in demselben Maße wie das Latein aus dem religiösen Leben, wird auch der Latinismus aus dem religiösen Stil der französisch schreibenden Reformatoren mehr und mehr verdrängt. Besonders lehrreich ist in dieser Hinsicht ein Vergleich der ersten Übersetzung der *Institutio* des Calvin (1541) mit der zweiten (1560). „On saisit sur le fait la volonté constante de Calvin de rajeunir, ou si l'on veut, de rafraîchir son style. Sa tendance visible est de s'écarter du latin, au fur et à mesure que les années s'écoulent, et de donner à ses phrases un tour plus conforme au génie de sa langue maternelle. Cela est si vrai que l'éloignement des expressions trop sensiblement latines se marque même dans des détails de formules de politesse: dans la préface adressée à François Ier le tutoiement, calqué sur celui du latin, disparaît dès 1545; de même, les titres de: *O très noble Roy*, *très excellent Roy*, *très illustre Roy*, etc., sont remplacés par celui de *Sire*. Les mots qui ont gardé l'empreinte latine, comme *convertir*, *cogitation*, *objection*, *abnégation*, *sapience*, *oraison*, *génération* etc. sont remplacés par *tourner*, *pensée*, *petitesse*, *renoncement*, *sagesse*, *propos*, *secte*. Les exemples abondent: tantôt les mots dérivés du latin sont remplacés par des synonymes, tantôt par des locutions composées, dans d'autres cas par des verbes[1]." Eine Reihe von abstrakten Buchwörtern auf *-tion*, die Calvin im Texte des Jahres 1541 ziemlich häufig gebraucht, sucht er in der späteren Fassung tunlichst zu vermeiden. Und nicht etwa nur der Latinismus des Wortschatzes und der Wortbildung, sondern auch der des Satzbaus wird mehr und mehr überwunden. Schon Grosse in seinen „syntaktischen Studien zu J. Calvin"[2] hat beobachtet, wie der Reformator von den vielen Freiheiten der Wortstellung, die das Neufranzösische teils von der Antike, teils von seiner mittelalterlichen Vergangenheit übernommen

---

[1] Abel Lefranc a. a. O., S. 47f.

[2] Archiv f. d. Stud. d. neueren Spr., Bd. 61, S. 243ff.

hatte, einen im Vergleich zu Rabelais und anderen Zeitgenossen äußerst sparsamen Gebrauch macht, und daß er mit auffallender Entschiedenheit die streng analytischen Ordnungen der modernsten wissenschaftlichen Prosa anstrebt[1]. — Dem Gräzismus gegenüber, der die Gemeinde noch viel fremdartiger hätte anmuten müssen als der Latinismus, verhält sich die religiöse Sprache der Reformation fast völlig ablehnend, so sehr auch auf den Hochschulen und in der Gelehrtenstube das Studium des Griechischen von den Protestanten gefördert und vertieft wurde.

Aber das Studium des Gotteswortes war etwas anderes als dessen Ausübung und Verkündigung. Andere Zwecke, andere Mittel. Jener verstandesmäßige Sinn für das Zweckmäßige und Praktische, den das späte Mittelalter vorbereitet, den die Renaissance gesteigert und den der Calvinismus in der oben geschilderten Weise noch reiner, noch ernster, noch strenger gemacht hat, diese kurzgeschorene Sachlichkeit beginnt nunmehr, auch die Auffassung der Sprache aufs tiefste zu beeinflussen. Der ethische Grundsatz des Reformators: *C'est que toutes choses sont nostres, pour nous servir, non pour dominer sur nous*[2], wird auf die Sprache übertragen. Als ein Werkzeug, nicht als ein Selbstzweck wird sie gedacht und gehandhabt. Daher das Stilideal Calvins: Sachlichkeit, Kürze, Verständlichkeit, Wirksamkeit, Eindringlichkeit. Seinen Ausdruck in diesem Sinne zu disziplinieren, betrachtete er als Pflicht. „J'ay pris peine de tellement modérer et compasser mon style, qu'on peut apercevoir que je me suis proposé ce moyen - là comme mon patron pour

[1] Robert Olivetan stellt sich selbst zu seiner Bibelübersetzung das folgende Zeugnis aus: „Au surplus ay estudié tant qu'il m'a esté possible de m'adonner a un commun patoys et plat langaige, fuyant toute affecterie de termes sauvaiges et emmasquez et non accoutumez, lesquelz sont escorchez du Latin". Zitiert nach Brunot, II, 218 Anm. Noch radikaler verfuhr Castellion, indem er Fremdwörter wie *holocauste* durch eigene französische Neuschöpfungen wie *brulage* ersetzte, um dem gemeinen Manne, dem „idiot" verständlich zu sein.

[2] Institution a. a. O., S. XXII.

me régler dessus“, schreibt er in der Widmung seines Kommentars zum Römerbrief (1539). Die *prolixité* des heil. Augustin ist ihm *déplaisant(e)*.

Freilich ist nun dieses Stilideal zunächst selbst von den Calvinisten nicht verwirklicht worden. Allzu kräftig und allzu ansteckend war noch im ganzen 16. Jahrhundert die lyrische und musikalische Sprachfreudigkeit des Rabelais, des Ronsard und aller humanistisch Gesinnten. Erst durch Malherbe, der vom calvinistischen Geiste seines Vaters doch wohl etwas geerbt haben muß, ist dieses Stilideal, freilich unter veränderten Umständen, in den Vordergrund des literarischen Schaffens gerückt und zum sprachlichen Kanon erhoben worden. Die Jansenisten, die Calvins Gnaden- und Gottesbegriff wieder aufgenommen, um so entschiedener aber seinen Kirchenbegriff abgestoßen haben, können kaum als Gefolgsleute des calvinistischen Stilideales gelten. Von Saint-Cyran, dem geistigen Führer der Jansenisten, erzählt uns Lancelot, daß er „ne vouloit pas qu'on s'amusât tant à épiloguer sur les paroles, et à être plus longtemps à peser les mots qu'un avaricieux ne seroit à peser l'or à son trébuchet, parce que rien ne ralentit plus le mouvement de l'Esprit Saint que nous devons suivre. Il disoit que cette grande justesse de paroles étoit plus propre aux Académiciens qu'aux défenseurs de la vérité; qu 'il suffisoit presque qu'il n'y eût rien de choquant dans notre style[1].“ Da die Jansenisten fast immer nur in der Notwehr sich befanden, so haben sie es zu einer rednerischen Kunst der Propaganda nicht gebracht. Es ist ihnen viel mehr um die nackte, schmucklose Aufrichtigkeit als um die Wirkungskraft des Ausdrucks zu tun. Ihr größter Schriftsteller freilich, Pascal hat beides vereinigt und darf in gewissem Sinne als der Vollender des calvinistischen Stilideales gelten. Nur hat er eben etwas Neues und an und für sich Uncalvinistisches, eine subjektive, lyrische, gefühlsmäßige Unmittelbarkeit des Ausdrucks, die aus dem Herzen, nicht aus dem Kopfe kam, hinzugetan. Seine Sprache

---

[1] Sainte-Beuve, Port-Royal, 7. Aufl. Paris 1908, II, S. 84f.

ist zwar ebenso klar, einfach, nüchtern und diszipliniert, aber doch auch viel wärmer und persönlicher als diejenige Calvins.

Eine gewisse Wirkung aber hat das Stilideal Calvins natürlich auch in der Zwischenzeit nicht aufgehört zu üben. Es wirkt sozusagen unter der Decke, d. h. es vermischt sich mit anderen, ähnlich gerichteten und verwandten Kräften und kommt zwar noch nicht unmittelbar der Disziplinierung der Sprache zugute, wohl aber ihrer Wertschätzung und der Ausdehnung ihres Herrschaftsbereiches.

Eben jener Sachlichkeit, die sich auf das Praktische und auf das Empirische richtet, ist es zu danken, wenn nun eine Reihe von angewandten Künsten und empirischen Wissenschaften, die bisher im Latein verkapselt lagen und von literarischen Autoritäten der Vergangenheit im Banne gehalten wurden, sich befreien, die unmittelbare Fühlung mit dem Leben suchen, sich von der Beobachtung der Wirklichkeit ernähren und in ihren Mitteilungen zu der gemeinverständlichen Sprache des Landes greifen. Zu einem glänzenden Eroberungszug des Französischen in die Herrschaftsgebiete des Lateinischen hat sich der Geist der Renaissance mit dem der Reformation verbunden. Brunot hat die Geschichte dieses siegreichen Kampfes mit einer solchen Fülle von Einzelheiten erzählt, daß wir nur die wichtigsten Wendungen daraus zu unterstreichen brauchen.

IV. Das Französische im Dienst der Wissenschaften.

Es bedurfte keiner neuen Gedanken über den Wert der Muttersprache, keiner nationalen Triebfedern, um das Französische in neue Wissenschaften und Künste einzuführen. Nachdem durch die Kultur der Renaissance und durch den Geist der Reformation der Sinn für die Wirklichkeit und für die Bedeutung des Weltlebens geschärft war, entrollten sich auf den verschiedensten Gebieten menschlicher Tätigkeit neue Ketten von Bedürfnissen, Zwecken und Aufgaben, zu deren Lösung das Latein ein unzulängliches Werkzeug und fast ein Hindernis war, während das Französische mit schlich-

ter Selbstverständlichkeit die unentbehrlichen Dienste versah.

Die nötigste und nützlichste aller Wissenschaften, die Heilkunde, die Sorge um das leibliche Wohl, hatte schon im 13. Jahrhundert dann und wann zum Gebrauch der Volkssprache geführt. Rezepte wurden zum Teil französisch geschrieben[1]. Der diätetische Traktat eines italienischen Arztes, Aldobrandino, wurde in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, das anatomisch-chirurgische Lehrbuch des Henri von Mondeville zu Anfang des 14. Jahrhunderts ins Französische übersetzt. Im Mittelalter war der Chirurg ein Handwerker, Barbier und Bader. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts wurden in Montpellier und in Paris Lehrkurse für diese Leute eingerichtet, um ihnen die Grundzüge der Medizin zu vermitteln. Da sie kein Latein verstanden, so mußte der Unterricht auf französisch gegeben werden. Seit 1503 erscheinen denn auch chirurgische Handbücher in der Volkssprache. Der treffliche Ambroise Paré (1517 bis 1590), der drei französischen Königen als Leibwundarzt gedient hat und als der Begründer der modernen Chirurgie gelten darf, bedauert zwar noch, solange er ein Anfänger in der Kunst ist, seine Unkenntnis des Latein; mit jeder neuen Entdeckung aber, die ihn die eigene Beobachtung und die tägliche Praxis machen lassen, wird er sicherer und will sich trotz aller Anfeindungen grundsätzlich keiner anderen Sprache bedienen als der französischen . . . „ne voulant estre de ces curieux et par trop superstitieux, qui veulent cabaliser les arts et les serrer sous les loix de quelque langue particulière, en tant que j'ay appris, que les sciences sont composées de choses, non de paroles, et que les sciences sont de l'essence, les paroles pour exprimer et signifier[2].“ Schon Paré's Lehrer, Jean Canappe, hatte mit viel Eifer und Beredsamkeit den Gebrauch des Französischen in der Medizin befürwortet — *que les maladies ne sont pas guéries par éloquence, mais par*

---

[1] Vgl. Bulletin d. l. soc. des anc. textes 4, 60ff.
[2] Zitiert nach Brunot, II, S. 43 Anm.

remedes, — aber mehr als alle Worte und Gründe dieses Vulgarisators haben die Taten des Entdeckers und das Gewicht der wissenschaftlichen Autorität eines Paré gewirkt.

Ähnlich ging es in der Pharmazeutik. Im Mittelalter gehörten die Apotheker mit den Spezereiwarenhändlern in ein und dieselbe Zunft. Auch sie konnten kein Latein, oder höchstens einige Brocken, mit denen sie gewaltig flunkerten. Daß das Apothekerlatein zu nichts anderem taugte, als dem Publikum Sand in die Augen zu streuen und die Rezepte zu verwirren, hat Sebastien Colin in einer *Déclaration des abuz et tromperies que font les apothicaires* (Tours 1553) unterstrichen. Freilich wollte er damit nicht das Französische in die Apotheke einführen, sondern die Apotheker zum Studium des Latein und des Griechischen zwingen. Er erreichte das Gegenteil. Ein „marchand apothicaire" in Lyon, Pierre Braillier, erwiderte ihm und zeigte sogar, wie gefährlich es sei, die Menschen der Neuzeit und die Kinder des französischen Himmels mit den Drogen der alten Griechen und Araber zu behandeln, und wie genau die Interessen der Gesundheit mit denen der Volkssprache zusammengehen[1].

Allmählich werden auch andere Zweige der Medizin, sofern sie mit der Praxis zusammenhängen, z. B. Therapeutik und Hygiene erobert. Insbesondere die verheerendsten Krankheiten des 16. Jahrhunderts, die Pest, der Aussatz und die Syphilis werden, etwa von 1520 ab, vorwiegend in der Landessprache traktiert. — Im Jahre 1618 stellt gar ein Arzt die Forderung, daß alle Rezepte französisch geschrieben werden; und im Jahre 1636 verkündet ein anderer, der zu der eben erst gegründeten Académie française gehörte, Marin Cureau de la Chambre, die Unfähigkeit der toten Sprachen des Altertums, den lebendigen und modernen Schatz der Naturwissenschaften zu fassen.

Wenn trotzdem die Medizin im ganzen 17. und selbst im 18. Jahrhundert noch zum großen Teil am Lateinischen festhält, so sind es hauptsächlich zwei Gründe, die hier gewirkt haben: Prüderie und Zunftgeist. Die mächtige Satire Mo-

[1] Brunot, II, 45.

lières hat zwar ein gut Stück des alten Zopfes abgeschnitten; zur endgiltigen Befreiung aber haben erst die bahnbrechenden Arbeiten der großen Forscher des ausgehenden 18. Jahrhunderts, Bichat, Corvisart, Laënnec u. a. geführt.

Nächst der Medizin wird die Mathematik, aber freilich nur die angewandte, die den täglichen Bedürfnissen der Kaufleute, Finanzleute, *trésoriers*, *receveurs*, *affineurs* dient, in der Volkssprache verbreitet. Besonders in Lyon hat man seit der Mitte des 16. Jahrhunderts französische Rechenbücher und Finanztraktate gedruckt. Dazu kommen Anleitungen für Geometer, Architekten und Handwerker. Die höhere und theoretische Mathematik jedoch bleibt im Latein verschlossen. Die bedeutendsten Mathematiker, Viete im 16. und Descartes im 17. Jahrhundert können sich nicht entschließen, dem Beispiel des Estienne Forcadel zu folgen, der die Schriften des Archimedes, des Euklid, des Proclus vulgarisiert und seine Vorlesungen am Collège royal auf französisch gehalten hat. Und doch hat schon Peletier du Mans in seinem Dialogue de l'Orthographe (1555) den bemerkenswerten Gedanken ausgesprochen, daß die Wahrheiten der Mathematik und der Physik mit ihrer Klarheit, Unfehlbarkeit und Ewigkeit zur Reinigung, Hebung und Verherrlichung des Französischen ganz besonders geeignet wären. *Pansez, quele imortalité ęles pourroęt aporter a une langue, i etans redigees en bonne et vreye metode.* Aber Peletier war kein Mathematiker, sondern Humanist und Dichter. Seine Auffassung fällt ganz und gar aus dem praktischen und sachlichen Gedankenkreis heraus. Sie entspringt einer völlig anderen Wertung der Sprache und mußte auf die Entwicklung, die uns hier beschäftigt, wirkungslos bleiben.

Während die Physik fast ganz lateinisch blieb, redete ihre Schwesterwissenschaft, die Chemie, von Anfang an französisch. Sie war eben aus der höchst volkstümlichen Kunst des Zauberns und Goldmachens, aus der Alchimie hervorgegangen. Wie es eine große astrologische Literatur in französischer Sprache gab, so konnte es an einer alchimistischen nicht fehlen. Nun geschah es aber, daß Magier und Alchi-

misten bedeutende wissenschaftliche Entdeckungen machten und auf diese Weise die Chemie begründeten. In Deutschland war es ein Magier: Paracelsus von Hohenheim, in Frankreich war es ein Handwerker: Bernard Palissy. Sie konnten beide kein Latein und schrieben jeder seine Muttersprache. In dem biederen und genialen Töpfer Palissy, dem *simple artisan bien pouurement instruit aux lettres*, der als überzeugungstreuer Protestant in der Bastille gestorben ist (1589), vereinigt sich in typischer Weise der forschende Unternehmergeist der Renaissance mit dem sachlichen Gewerbssinn und dem heldenhaften Bekennermut des Hugenotten. Dieser Ungelehrte hat es gewagt, eines Tags (1575) durch öffentliche Anschläge in Paris die belesensten Ärzte und Professoren zusammenzurufen und eine Belohnung demjenigen zu versprechen, der *ce qu'il avoit conneu des fontaines, pierres, métaux et autres natures* zu widerlegen imstande sei. Die Professoren kamen, hörten die *Discours admirables*, staunten und schwiegen. Seither hatte Palissy nur noch Verachtung für alles Bücherwissen. Er hatte der Empirie über die Theorie und zugleich damit dem Französischen über das Latein zum Triumph verholfen. Palissy war nicht nur Physiker und Chemiker, sondern auch Mineralog und Geolog.

In anderen Naturwissenschaften, in der Zoologie und Botanik z. B. schreitet das Französische Hand in Hand mit der empirischen Methode und mit den Tagesbedürfnissen des Lebens langsam aber sicher vorwärts. Allenthalben ist es dasselbe Bild: praktischer Geist und Wirklichkeitssinn erschließen neue Inhalte für die Volkssprache und verdrängen das Latein.

Und sollten dieselben Kräfte nicht auch in den sogenannten Geisteswissenschaften, in der Theologie, in der Philosophie, in der Geschichte gewirkt haben? Zweifellos! Doch waren hier — wenn man von der dogmatischen Theologie der katholischen Kirche absieht — grundsätzliche Bedenken kaum mehr zu überwinden, prinzipielle Schranken nicht mehr einzureißen. Praktische Lebensweisheit und Philosophie, erbauende und seelsorgende Theologie, unterhaltende,

belehrende und moralisierende Historie, politische, ökonomische, soziale und sonstige Zurechtweisungen und Maßregeln war man schon im späteren Mittelalter gewöhnt, französisch zu schreiben und zu lesen. All das gehörte längst zur Literatur. Darum machte sich hier auch weniger die Auffassung der Sprache als eines bloßen Werkzeuges, als vielmehr ihre literarische Wertung als eines Denkmales und nationalen Ruhmestitels geltend.

Bevor wir jedoch diese zweite Gedankenströmung kennen lernen, wollen wir in Kürze der Bereicherung gedenken, die dem französischen Wortschatz durch die Vulgarisierung der Naturwissenschaften und der Mathematik geworden ist.

Wenn man wirklich damit Ernst machte, die Sprache als ein dienendes Werkzeug für wissenschaftliche Zwecke zu behandeln, so mußte man dazu kommen, für jede besondere Disziplin ein mehr oder weniger eigenes System von sprachlichen Formen, insbesondere von Wörtern zu fordern und zu beschaffen. Der Technizismus der Sache führt zu einem Technizismus der Termini. *Nouuelle explication d'une science demande noueaux termes*, sagt de Mesme am Schluß seiner *Institutions astronomiques* (1557)[1]. Der Chirurg Vallambert entwickelt zur Rechtfertigung technischer Ausdrücke schon eine kleine Theorie (1558). *Les médicins*, sagt er, *usent de ce mot* (indication) *qui est propre à eux et hors de l'usage commun du vulgaire. Car il faut concéder à chacun estat et mestier certaine façon de parler, qui n'est pas commune aux autres. Les fauconniers ont certain langage, qui leur est propre: aussi ont les mariniers, les laboureurs, les soudats, les artisans, pareillement les philosophes et gens de lettres parlent de leurs sciences en autres termes que le commun peuple*[2]. Die ersten Ansätze einer bewußten Unterscheidung zwischen technischer und literarischer, dokumentarischer und monumentaler Sprache treten zutage.

Ohne eine solche Unterscheidung, die keineswegs Trennung bedeuten soll, sondern eine geregelte Wechsel-

---

[1] Brunot, II, 163.

[2] Brunot a. a. O.

wirkung erst möglich macht, lassen sich inhaltliche Fülle und Mannigfaltigkeit mit formaler Strenge und Einheitlichkeit überhaupt nicht mehr verbinden. Es bliebe ohne diese Unterscheidung für jede moderne Kultursprache nur noch die Wahl zwischen sachlicher Armut und formaler Charakterlosigkeit. Solange neben und über der Volkssprache das Latein noch lebendige Arbeit leistete, und solange jeder Stand nicht nur sein eigenes Geschäft, sondern auch seine besondere Denkart und Weltanschauung hatte, brauchte der Schriftsteller sich nicht erst zu besinnen, ob er für den Fachmann oder für die Menschheit schrieb, ob sein Buch nützlich werden sollte oder schön. Je schärfer im mittelfranzösischen Zeitraum die ständischen Gliederungen sich voneinander abhoben, desto blaßer wurden in Literatur und Sprache die Grenzen zwischen künstlerischer und handwerksmäßiger Ausdrucksweise, zwischen poetischem und technischem Sprachgebrauch. Da konnte man Liebeslieder in juristischer Terminologie, Seelenromane in geographischer Verkleidung, Erbauungsbücher mit dem Wortschatz eines Naturwissenschaftlers oder Schneiders lesen. Die Spuren dieser Verwirrung lassen sich noch weit ins 16. Jahrhundert hinein verfolgen. Die Rhétoriqueurs, Maurice Scève, Pontus de Tyard u. a. schwelgen in den Terminologien des Handwerks und der Wissenschaft. Aber bald wird von der Pléiade der terminus technicus nur insofern noch empfohlen und verwendet, als er jeweilig ein terminus proprius ist, d. h. eine Bereicherung, Klärung, Präzisierung des dichterischen Bildes bringt. Remi Belleau darf als der erste Meister dieses bewußten und geschmackvoll kunstmäßigen Gebrauches des terminus technicus gelten. Er ist eine Art Théophile Gautier der Renaissance. Wenn Vauquelin de la Fresnaye dem Dichter rät: Apprends . .

> les mots de tous arts mecaniques
> Pour en orner aprés tes phrases Poëtiques,

(Art poët. liv. I. v. 345), so ist damit der ästhetische Gesichtspunkt ausdrücklich über den praktischen erhoben.

Auch auf der Seite der Fachleute bemerkt man zunächst noch große Unsicherheit und Nachlässigkeit in der formalen Behandlung des terminus technicus, insbesondere wenn er ein Fremdwort ist. Bald läßt man ihm seine lateinische oder griechische Gestalt, bald französiert man ihn nur zur Hälfte, bald übersetzt man ihn ganz und gar. Allmählich aber bürgert sich eine Reihe von naturwissenschaftlichen Lehnwörtern ein, die rasch zum Gemeingut der Gebildeten geworden sind. Aus dem medizinischen und pharmakologischen Wissenskreis ist weitaus die größte Bereicherung geflossen. Ich entnehme der Liste Brunots[1] die geläufigsten: *acrimonie*, *admixtion*, *adstringent*, *angustie*, *assimiler*, *cadaver*, *carie*, *carnifique*, *caroncule*, *cartilages*, *claviculaire*, *coarcté*, *collution*, *comminution*, *conglobe*, *contexture*, *convulsion*, *crassitude*, *dulcorer*, *érosion*, *évolvant*, *exanimé*, *excavation*, *excorier* *exolution*, *exsangue*, *exulcération*, *fébrile*, *flexion*, *fuligineux*, *glandule*, *inguinal*, *ligament*, *malaxer*, *membrane*, *nodosité*, *obtus*, *occiput*, *orifice*, *pestilent*, *ponction*, *potential*, *pristin*, *prostration*, *pulvériser*, *rancide*, *recurrent*, *spinal*, *structure*, *suffocation*, *suture*, *tabide*, *testicule*, *titillation*, *trituration*, *valétudinaire*, *valvule*, *viscère*, *vulve*. Das 17. Jahrhundert hat zu dieser Art von Errungenschaften kaum noch etwas Nennenswertes, z. B. *halluciné* und *vertige* hinzugefügt. Aus dem mathematischen Gedankenkreis kamen im 16. Jahrhundert *dividende*, *progression*, *quadrature*, *quotient*, *secteur*, *sesquialtère;* aus dem astronomischen, geologischen und mineralogischen *syderal*, *stillicide*, *sulphureux*, *vitré*. An griechischen Lehnwörtern, die übrigens meist auf dem Umweg über das Latein kamen, erwähne ich, aus der Medizin: *condyle*, *épiderme*, *épilepsie*, *hydragogue*, *hygiène*, *lytharge*, *larynx*, *parotide*, *péricarde*, *peritoine*, *phlébotomie*, *sciatic*, *sympathie*, *symptôme*, *trachée*, aus der Chemie: *cadmie*, *oxymel*, *sandarac*, aus der Mathematik: *heptagone*, *hexagone*, *parallelogramme*, *rhombe*, *tétragone*, *tétragramme*, aus der Physik *hydraulique*, aus der Zoologie *proboscide*, *zoophyte* u. a.

---

[1] A. a. O., II, 232ff.

Viele dieser Wörter sind zum erstenmal nicht in der Fachliteratur, sondern in Rabelais' Roman belegt. Wie dionysische Hymnen und groteske Oden nehmen sich dort die langen Reihen von Fremdwörtern und Fachausdrücken aus. Halb ist es der Schalk, der seinen Scherz treibt mit diesen Wirbeln von neuen Wörtern, halb ist es der Humanist, der Enthusiast und der Patriot, der die Sprache seines Volkes mit neuen und seltenen Schätzen zu bereichern, zu überschütten, zu verherrlichen sich nicht genug tun kann. Wie der Humanist Peletier du Mans von der Mathematik, so hat Rabelais von sämtlichen modernen Wissenschaften einen neuen Ruhm und Glanz erwartet für die französische Sprache, die er über alles geliebt haben muß. Ihm war sie kein Werkzeug für fremde Zwecke, sondern Selbstzweck und Lebenselement. Diese künstlerische Wertung der Sprache ist in den Köpfen der Humanisten gewachsen.

V. Humanismus und Nationalismus.

Der Humanismus ist international und national zugleich; international, weil er im Ausland, in Italien entstanden und auf Holland, Deutschland, Frankreich, England, Spanien übergegangen ist; ferner auch, weil er ein antikes Kulturgut, das keiner einzelnen Nation als solcher mehr gehörte, erschlossen hat. Er ist aber eine nationale Bewegung, weil er fast in allen Ländern, wo er Aufnahme fand, ein neues Nationalgefühl geweckt und das nationale Bewußtsein vertieft hat[1]. Der historische Sinn, das Gefühl für vergangene Kultur ist allenthalben durch ihn geschärft worden. Die nationalen Historiker der Alten und die großen nationalen Dichter Griechenlands und Roms haben vorbildlich gewirkt.

[1] Ob es möglich und ersprießlich ist, wie F. Brunetière in seiner Hist. d. l. litt. fr. classique I möchte, die nationalen von den internationalen Momenten des Humanismus zeitlich und örtlich zu trennen und eine europäische Phase des Humanismus im Gegensatz zur italienischen, französischen usw. zu konstruieren, scheint mir sehr zweifelhaft. In der Hauptsache war der Humanismus von Anfang an und überall national und international zugleich.

Dazu kam nun in Frankreich das Besondere, daß diesem zunächst nur literarischen und philologischen Nationalsinn sich eine politisch gefestigte, einheitliche, monarchische, staatliche Wirklichkeit als fertige Grundlage bot. Im hundertjährigen Krieg mit England hatte die Nation sich organisiert. Dabei war, wie wir gesehen haben, die Person des Königs in den Mittelpunkt des nationalen Denkens und Fühlens getreten.

Vorher, im Zeitalter der Kreuzzüge, war das französische Nationalbewußtsein religiös, christlich, katholisch, universalistisch gerichtet. Allmählich aber war der religiöse Gedanke aus dem politischen Leben und aus dem nationalen Empfinden zwar nicht ausgeschieden, aber zurückgetreten, so daß als Mittelpunkt eigentlich nur die Person des Königs noch blieb, womit die nationale Einheit und das nationale Empfinden zwar sehr straff, kräftig und unmittelbar, aber auch ebenso eng und gedankenarm geworden waren.

Da hat nun der Humanismus wieder eine Bereicherung gebracht und hat zwar nicht mehr mit religiösen, aber mit allgemein kulturellen Idealen und Aufgaben das Dasein der Nation gefüllt. Zu der Begeisterung für die Macht des Königs gesellte sich die Begeisterung für die Herrlichkeit der französischen Kultur und zwar — ein Beweis, wie jugendlich dieses Gefühl war — mehr für ihre Zukunft als für ihre große mittelalterliche Vergangenheit. Dabei trieb ein glücklicher und ahnungsvoller Sinn die französischen Könige der beginnenden Neuzeit und machte sie zu Freunden, zu Schützern und Förderern dieser Zukunftskultur. Und mit ähnlicher Instinktmäßigkeit haben die Humanisten Frankreichs dem Königtum vor allem ihre Kulturarbeit angeboten.

Als erster verdient hier genannt zu werden Claude de Seyssel (1450—1520), politischer Berater Ludwigs XII., gelehrter Humanist und unermüdlicher Übersetzer antiker Werke[1], und neben ihm Guillaume Budé (1460—1540). Beide

[1] Über seine politischen und nationalen Ideen vgl. A. Jacquet, le sentiment national au XVI s. in der Revue des questions historiques, Bd. LVII, S. 400ff.

sind echte Kinder ihres Volkes, voll nationalen Ehrgeizes und französischer Eroberungslust. Während bei den italienischen Humanisten das Nationalgefühl, da es an eine erfreuliche politische Wirklichkeit sich nicht anlehnen konnte, ein idealistisches und beschauliches blieb, ist es bei diesen Franzosen ein praktisches, handfestes, realistisches und royalistisches geworden. Wie ihre Könige neue Länder gewinnen, so wollen sie die Schätze des Altertums erobern und zum Ruhm der Nation französisch machen. Die Römer, schreibt Seyssel an seinen König, „hätten ihr einst armseliges Idiom durch Zuführung des ganzen Inhalts der griechischen Literatur gehoben und in der auf diese Weise vervollkommneten Sprache ein treffliches Mittel ihrer Weltherrschaft geschaffen. — Übersetzen wir also aus dem Lateinischen und schaffen wir so eine tüchtige französische *licterature*[1]." Hier zum erstenmal, in der Vorrede zu Seyssels Justinübersetzung 1509, begegnet uns das Wort littérature. Schon haben, fährt Seyssel fort, französisches Wesen und französische Sprache jenseits der Alpen, im Piemontesischen Fuß gefaßt, schon lassen die Italiener französische Kleidung und Lebensführung sich gefallen. Man treibe weiterhin diese Propaganda, und bald wird Italien französisch sein.

Hier ist die Liebe zu Frankreichs Macht größer als zu den Humaniora. Ein etwas äußerlicher und gewaltsamer Zug läßt sich im französischen Humanismus nicht verkennen. Die Kulturarbeit wird zumeist als eine Art Wettlauf, als ein Match mit der Antike und mit Italien aufgefaßt und nicht als eine Tätigkeit, die ihren Lohn und ihr Glück in sich selbst hat. Mit Ausschlachtung der lateinischen Übersetzungen der Italiener und ohne Griechisch zu können, hat Seyssel die Griechen übersetzt, massenhaft übersetzt.

Das Wort, das heute im Munde aller Franzosen ist, *patrie*, hat dieser erste Humanismus gebracht. Man findet es schon im 15. Jahrhundert, doch war es zur Zeit der Pléiade noch

[1] Zitiert nach H. Morf, Gesch. d. neuer. franz. Lit. I, S. 30. Vgl. auch Brunot, Un projet d'enrichir, magnifier et publier la langue fr. en 1509 in der Revue d'Hist. litt. d. l. Fr. I.

so wenig eingebürgert, daß Du Bellay von einem Kritiker wegen dieses Wortes *qui est obliquement entré et venu en France nouvellement* getadelt wird[1].

Übrigens ist es bemerkenswert, daß dieser französische Kultur-Nationalismus nun bald auch Solche ergriff, deren unmittelbarer Landesherr nicht der König von Frankreich war. Zu derselben Zeit, als Lemaire de Belges seine gegen Frankreich im engeren Sinne gerichteten Chansons de Namur schrieb, arbeitete er bereits an dem Werk, das die französische Kultur im weiteren Sinn verherrlichen sollte, die *Illustrations des Gaules*. Im Jahr 1511, als er freilich schon mit dem französischen Hof liebäugelte, schrieb er seine *Concorde des deux langages*.

Mit dem Regierungsantritt Franz des I. (1515) wird die humanistisch-nationale Strömung noch mächtiger. Aus der Literatur, aus den Büchern, wo sie sich bisher bewegt hatte, greift sie hinaus ins Leben. Der König selbst wird nun von diesem Kulturnationalismus, von diesem Streben, es den Italienern und allen andern Völkern zuvorzutun, angesteckt und erfüllt. Seine persönliche Eitelkeit wird von der nationalen erfaßt und geadelt. Eitelkeit war der wirksamste Sporn, den es für einen so schwachen und launischen Menschen geben konnte. Der Gedanke an das Prestige des Königtums und des Franzosentums hat ihn eine Reihe von Maßregeln ergreifen lassen, die der Sache der französischen Sprache und Literatur in höchstem Maße förderlich waren. Am 15. August 1539 erließ er jene berühmte Verordnung, die in allen Akten und Prozeduren der königlichen Gerichtsbarkeit das Französische als offizielle Sprache vorschrieb.

Dies geschah nun freilich weniger zur Verherrlichung und zum Ruhm der Sprache, als in der praktischen Absicht, eine möglichst klare, eindeutige und gemeinverständliche Rechtsprechung zu ermöglichen: *qu'il n'y ait ne puisse avoir aucune ambiguité ou incertitude ne lieu à demander interpretation.* Aber noch ein anderer Grund steckte dahinter. Dieselbe

---

[1] Marty-Laveaux, Etudes de langue fr. Paris 1901, S. 91.

Verordnung verbot nämlich nicht nur den Gebrauch des Latein, sondern auch den der Mundarten, der besonders in den ferner liegenden Landschaften des Reiches üblich war. Durch das Verbot der Mundarten war jedenfalls dem Volk gegenüber die Gemeinverständlichkeit keineswegs gefördert. Man wollte eine einheitliche Staatssprache haben. Ramus berichtet uns, der König habe die Provenzalen, die zu ihm kamen und wegen der Verpönung ihres Dialektes vorstellig wurden, nur unter der Bedingung vorgelassen, daß sie ihm ihre Beschwerde in richtigem Schriftfranzösisch vortrügen[1]. Die königliche Maßregel war demnach von dem Gedanken der nationalen Einheit getragen. Der politischen Zentralisation sollte die sprachliche zur Seite treten. Die Sache der Sprache ist in dieser Auffassung eine staatliche und patriotische. Es ist dieselbe Auffassung, von der die oben genannten Humanisten durchdrungen waren; nur daß bei ihnen mehr die künstlerische und literarische, beim König mehr die politische Seite der Angelegenheit hervortrat.

Durchläuft man die vielen Schriften des 16. Jahrhunderts, in denen vom Ruhm, vom Vorrang, vom vergangenen und künftigen Glanz der französischen Sprache die Rede ist, so beobachtet man, wie hier immer, bald bewußt, bald unbewußt in den Begriff der Sprache die Begriffe der Dichtung, der Literatur, der Kultur, der Nation, ja manchmal sogar des Landes hineinfließen. Das sind keine törichten Verwechslungen. Denn für all diese Dinge ist die Sprache der Ausdruck, der Niederschlag, das Symbol. Die Humanisten und Philologen des 16. Jahrhunderts sind noch fern von jener abstrakten, intellektualistischen, formalistischen und leeren Auffassung der Sprache als eines Systemes von Lauten und Begriffen, auf die man sich später so viel zugute tut. Jene frische Denkungsart bringt es mit sich, daß man in der Bereicherung der Kultur und Literatur durch französische Sprachwerke, sei es in Dichtung, sei es in Prosa, in der Veredlung und Reinigung der Sprache durch Grammatiken, Wörterbücher, Traktate der Rechtschreibung u. dgl. eine

[1] Brunot, II, S. 31.

nationale Tat und schließlich geradezu eine Angelegenheit des Staates und eine offizielle Sache erblickt. In diesem Sinne haben Gelehrte und Dichter in der Umgebung der Könige gearbeitet, haben die Männer der Pléiade ihre Lieder, ihre Epen und Dramen geschrieben, hat Du Bellay seine *Défense et illustration* verfaßt, haben sich zahlreiche Philologen und Grammatiker bemüht, hat Richelieu die Académie française gegründet und haben die großen Klassiker ihr Genie in den Dienst des Sonnenkönigs gestellt. Durch zwei Jahrhunderte hindurch verläuft der Hauptstrom der literarischen und sprachlichen Kulturarbeit in diesem Sinne. Von hier aus muß denn auch das innere Leben und der Aufbau der klassischen Schriftsprache Frankreichs verstanden werden. Von hier aus hat sich die Vereinigung des praktischen mit dem dichterischen Geiste dieser Sprache vollzogen.

VI. Die Pléiade.

Die Anzeichen einer solchen Vereinigung findet man selbst in den äußerlichen Verhältnissen der Sprache, z. B. in der Behandlung der Lehnwörter. Die neuen Bedürfnisse und Anforderungen des praktischen Geistes der Renaissance und der Reformation schleppten ein Riesengepäck von Lehn- und Fremdwörtern hinter sich her. Die Männer der Pléiade aber, die aus der Schule des Humanismus hervorgegangen sind, haben den ersten Versuch gemacht, die bunte Wortware des Auslands zu rechtfertigen, zu begründen, zu empfehlen, zu regeln, zu ordnen, einzuschränken. Dabei lassen sie sich durchaus von nationalen und künstlerischen Gesichtspunkten leiten und bemühen sich, den Reichtum des Wortschatzes mit dessen Stilgemäßheit zu versöhnen und die Vielfältigkeit des fremden Gutes zu nationaler Einheitlichkeit seines Formcharakters zu verarbeiten. Daß bei diesem ersten Versuch die Absicht und das Programm glücklicher waren als die Ausführung, versteht sich von selbst. In seinem Werk über die Sprache der Pléiade hat Marty-Laveaux gezeigt, wie bedeutungsvoll die Lehren, wie schwach und wirkungslos da-

gegen die wortschöpferischen Leistungen dieser Schule geraten sind.

„Si l'on y regarde de près, on dégage des doctrines et des œuvres des poètes de la Pléiade deux idées principales: d'abord ils proclament l'avènement du français à la dignité de langue poétique capable de traiter les sujets les plus élevés et d'aborder tous les styles; ensuite, pour l'approprier à de si hautes destinées, ils s'efforcent de la perfectionner et d'en étendre considérablement les limites.

La première entreprise était vraiment grande et la Pléiade s'en est tirée à son honneur. Si elle n'a pas atteint cette terre promise de la haute poésie sérieuse, elle a eu du moins le mérite de l'entrevoir et de frayer largement la voie aux poètes du siècle suivant.

A l'égard de la langue, la nouvelle école s'est montrée moins neuve et moins audacieuse qu'elle ne l'a dit et qu'elle ne la cru. Elle a réuni, groupé, systématisé les hardiesses des autres, plutôt qu'elle n'en a imaginé de très personnelles, elle a transporté dans ses vers toutes les libertés de la prose de Rabelais, elle a fait de curieuses recherches de mots plutôt que des rencontres et des trouvailles, elle a possédé au plus haut degré la science du langage, elle n'en a pas toujours eu l'instinct[1]."

Betrachten wir darum zuerst ihre Lehre. Sie ist vielfach falsch beurteilt worden, indem man bald ihren Ausgangspunkt, bald ihr Ziel ungebührlich in den Vordergrund rückte. Sie hat nämlich zwei Pole, einen pessimistischen und einen optimistischen. Sie geht aus von der Unzufriedenheit mit den herrschenden literarischen und sprachlichen Verhältnissen. Die vom Mittelalter überkommenen Stilarten werden als geschmacklos, der Wortschatz als arm und ungenügend hingestellt. Nur durch gewaltsame Kuren, durch Nachahmung fremder Muster, durch Einfuhr fremden Sprachgutes kann hier noch Wandel geschaffen werden.

---

[1] Marty-Laveaux, La pléiade fr. Appendice. La langue d. l. Plé. I, Paris 1896, S. 38f.

Daher die unhistorische, schülerhafte, wütende Ausländerei der Pléiade.

Sofort aber springt sie in die optimistische Position hinüber. Frankreich, heißt es da, ist als Volk, als ethische und politische Kraft allen andern, insbesondere dem bewunderten Italien weit voraus. *Mais aussi diray je bien*, ruft Du Bellay aus, — *sans renouveller les vieilles playes de Rome, et de quelle excellence, en quel mépris de tout le monde, par ses forces mesmes elle a esté precipitee* — *que la France, soit en repos ou en guerre, est de long intervalle à preferer à l'Italie, serve maintenant et mercenaire de ceux ausquels elle souloit commander . . .* — — *quant à la pieté, religion, integrité de meurs, magnanimité de courages, et toutes ces vertus rares et antiques (qui est la vraye et solide louange) la France a tousiours obtenu, sans controverse, le premier lieu. Pourquoy donq'sommes nous si grands admirateurs d'autruy? pourquoy sommes nous tant iniques à nous mesmes? pourquoy mendions nous les langues estrangeres comme si nous avions honte d'user de la nostre?*[1] Von dem stolzen Glauben in die sittliche und staatliche Größe und Überlegenheit der französischen Nation aus wird auf die herrliche Zukunft und den Vorrang der französischen Sprache gefolgert. Das ist nun freilich sehr unlogisch. Auch hat die moderne Kritik das Zusammenwerfen von Sprache und Stil, Stil und Literatur, Literatur und Kultur, Kultur und Politik und all die vielen Ungenauigkeiten und Denkfehler, die sich durch die Programmschrift der Pléiade hindurchziehen, hinlänglich gerügt. Pierre Villey hat gar geglaubt, durch den Nachweis, daß Du Bellay seine Anschauungen über Sprache im allgemeinen und über das Französische im besonderen fast wörtlich aus Sperone Speronis *Dialogo delle lingue* herübergenommen habe, den letzten Schein der Originalität aus der *Défense et illustration* hinweg bewiesen zu haben[2].

---

[1] Défense et illustration, II, cap. XII.

[2] Villey, Les sources italiennes de la Deffense et illustr., Paris 1908.

Gewiß, in der Geschichte der Sprachphilosophie, der Poetik und der Philologie ist das Büchlein belanglos. Seine wahre Bedeutung und Originalität tritt aber sofort zutage, sobald man es in die Geschichte des Nationalgefühls hineinstellt. Die jugendliche Zuversicht in die großen Schicksale der französischen Sprache ruft und wirkt hier so laut, so keck, so kriegerisch, daß sie sich den Zeitgenossen und der Nachwelt mitgeteilt hat und durch Jahrhunderte hin den Widerhall in französischen Gemütern findet. Das Büchlein ist eben keine wissenschaftliche, sondern eine nationale und prophetische Tat. Du Bellay hat nichts Neues gefunden, nichts Neues bewiesen; aber er hat gefühlt und gesehen, wie die Größe einer Nation mit der Fülle ihrer Kultur, mit dem Reichtum ihrer Sprache, mit der Kunst ihrer Rede aufs innigste zusammenhängen und schließlich ein und dasselbe mit ihr werden müssen.

Turgenieff beschließt seine „Gedichte in Prosa" mit dem herrlichen Ruf an die russische Sprache, in dem die Vaterlandsliebe des Verbannten zittert: „In Tagen des Zweifels, in Tagen drückender Sorge um das Schicksal meines Heimatlandes, bist du allein mir Halt und Stütze, o du große, mächtige, wahrhaftige und freie russische Sprache! Wenn du nicht wärst, müßte man da nicht verzweifeln angesichts alles dessen, was sich daheim vollzieht? Undenkbar aber ist es, daß eine solche Sprache nicht auch einem großen Volke sollte gegeben sein!" Mit der billigen Weisheit, daß die Sprache doch mit der Politik nichts zu schaffen habe, erledigt man keine Propheten; denn an dem Tag, wo ihr Glaube die ganze Nation ergreift, kann es nicht fehlen, daß sie recht haben. Turgenieff folgerte von der Sprache auf das Volk, Du Bellay vom Volk auf die Sprache, auf die Literatur und ihre Herrlichkeit und Herrschaft, wie sie im 17. und 18. Jahrhundert zur Tatsache wird.

Von dieser Zukunftsgewißheit aus erscheint ihm die französische Sprache nun auch in ihrer Vergangenheit wieder als wertvoll. Daher die feinsinnige Anerkennung von Vorläufern wie Guillaume de Lorris, Jean de Meun, Clément

Marot, Lemaire de Belges, Scève, Saint-Gelais, Heroet, Rabelais; daher das Streben, an die geschichtlichen Bedingungen der Sprache anzuknüpfen, veraltete Schätze zu heben, organische Neubildungen durch *provignement*, wie Ronsard es nennt, oder durch *analogie*, wie Du Bellay vorschlägt, ohne Gewaltsamkeit und nur dem natürlichen Strom der Sprache folgend, einzuführen; daher vor allem die Liebe zu den Mundarten der Heimat, und der Wunsch, auch diese zur Bereicherung der Schriftsprache heranzuziehen; daher endlich die Mahnung, nichts Unfranzösisches, keine fremdartigen Formen zu gebrauchen.

So kam man von der negativen und pessimistischen These, die den Exotismus predigte, sich mit Fremdwörtern schmückte und sich höchst aristokratisch gebärdete, zu der positiven und optimistischen, zum literarischen Nationalismus und fast schon zum Purismus, der das Einheimische, das Bodenständige und Volkstümliche bevorzugte. Von einem wilden Experimentieren wurde man zu einem ruhigen, nur da und dort beschneidenden und hemmenden Fördern des natürlichen Wachstums der Sprache gelenkt. Dieser Umschwung hat sich im Großen von der Pléiade zu Malherbe, zu Vaugelas und Boileau vollzogen, und hat im Kleinen schon die Entwicklung der begabteren Künstler der Pléiade selbst, Ronsard und Du Bellay bestimmt.

Im sprachlichen Gebrauche freilich sind die Dinge langsamer und unebener verlaufen als in der Lehre. Fast alle Versuche, die von der Pléiade auf Grund ihrer positiven These unternommen wurden, sind verunglückt. Durchläuft man die lange Liste der Archaismen bei Marty-Laveaux[1], so findet man nur wenige, die sich in der Folgezeit gehalten oder eingebürgert haben. Ja, ihre Zahl verringert sich auf kaum ein Dutzend, wenn man sich auf diejenigen beschränkt, die zu Anfang des 16. Jahrhunderts bereits veraltet waren und nun künstlich erneuert werden sollten. Brunot bezeichnet von dieser Klasse nur noch *affoler*, *anuiter*, *émoi*, *guigner*,

---

[1] Marty-Laveaux I, S. 212—351.

hideur, *hocher*, *rancoeur* als überlebend. Noch unglücklicher waren jene spielerischen Ableitungen und Neubildungen aus altem Material, wie sie Baïf betrieb: *forsenaison* aus *forsener*, *sacontement* aus *saconter* u. dgl.

Schließlich war auch die Bereicherung des Wortschatzes aus den Mundarten keine sonderliche. Freilich ist sie schwer zu erkennen, weil die Pléiade grundsätzlich fast nur aus denjenigen Dialekten schöpfte, die dem Schriftfranzösischen am nächsten standen: Franzisch, Pikardisch, Normannisch, Tourangeau und Anjevin[1].

Demgegenüber nimmt sich die Einfuhr von Italianismen, Hispanismen, Latinismen und Gräzismen sehr viel stattlicher aus. Der durchschlagende und augenfällige Erfolg liegt hier, d. h. auf der Seite derjenigen Neuerungen, die von der negativen und pessimistischen These aus befürwortet und durchgeführt wurden.

Selbst Wörter, die ihrer Gestalt nach zunächst sehr fremdartig anmuteten, wie *encyclopedia*, *academia*, *lexicon*, *mysanthropos*, *epidermis* haben sich rasch französiert und dauernd eingenistet. Andere Gräzismen wie *égide*, *emblème*, *épigramme*, *épithalame*, *épithète*, *hémistiche*, *hendécasyllabe*, *métamorphose*, *monosyllabe*, *ode*, *périphrase*, *philologe* (sic), *enthousiasme* und Latinismen wie *césure*, *classique*, *diriger*, *divagation*, *éducation*, *élocution*, *énumération*, *épistolaire*, *exceller*, *explication*, *faciliter*, *fanatique*, *fatidique*, *fidèle*, *hésiter*, *imiter*, *inversion*, *peroration*, *semestre* und viele andere gehören seither zu den gebräuchlichsten und unentbehrlichsten Werkzeugen der literarischen Sprache. Freilich sind sie zum größten Teile schon vor der Pléiade aufgekommen und wären wohl alle auch ohne sie am Leben geblieben.

Daraus mag man ersehen, wie lose der Zusammenhang zwischen der tatsächlichen Sprachentwicklung und den Theorien noch gewesen ist. Eingeschlagen hat nur die negative Theorie, und hat mit ihrer Gewaltsamkeit auch die positiven Bemühungen und Konservierungsversuche zur Über-

[1] Vgl. Marty-Laveaux I, S. 352ff.

eilung, zur Künstlichkeit und zum Mißerfolg getrieben. Für ein ruhiges, gedeihliches Zusammenarbeiten von Theorie und Praxis war im sprachlichen Leben die Zeit noch nicht reif. Die große, einheitliche, monumentale National-, Kultur- und Kunstsprache, wie die Pléiade sie gefordert und verkündet hat, ist, dank den Bemühungen der Theoretiker und Grammatiker, erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts zur Tatsache geworden.

VII. Die Entwicklung des nationalen Stiles.

Diese Sprache hat aber im Kunstgenius des ganzen Volkes wie in einem Mutterschoße vorgebildet und ausgetragen werden müssen. Sie hat, allen ungeduldigen Wünschen und Beschleunigungsversuchen zum Trotz, sich langsam entfaltet und gefestigt, bevor die Grammatiker zum Reinigungsgeschäft die letzte Hand an sie legten. An den dichterischen Blüten und Früchten, die sie getrieben hat, läßt die innere Arbeit des sprachlichen Stamms sich zunächst am besten erkennen.

Der erste große Sprachkünstler, dessen Gedankenwelt in der französischen Renaissance ihren Schwerpunkt hat, ist Rabelais; der führende Sprecher der Reformation Calvin. Man kann sich größere Gegensätze als diese zwei nicht denken; und doch sind sie Söhne desselben geschichtlichen Augenblickes und reden dieselbe französische Sprache. Das Gemeinsame an ihnen herauszufinden, wie es die Sprachgeschichte nötig hat, kann nur dadurch gelingen, daß man das Besondere und Eigenartige jedes einzelnen, wie es die Literaturgeschichte erkennt, sich erst vergegenwärtigt.

Rabelais, voller Optimismus, Lebensfreude und Vertrauen in die Güte der Natur. Diese Natur nur lasse man walten, — *fais ce que voudras!* — und der Mensch in seiner Herrlichkeit und Riesenhaftigkeit wird zutage treten. Das Übel liegt in der Einschränkung des natürlichen Menschen. Darum nieder mit den Mauern des Mittelalters, und freie Bahn den Kindern der Welt! — Ganz anders denkt Calvin.

Der Mensch ist schlecht von Natur, hilflos von Natur, gefesselt und umschlossen in der natürlichen Sünde, der Erbsünde; kein Riese, ein Zwerglein, ein hingekrümmter Wurm, der Verdammnis verfallen, wofern von oben die Gnade ihn nicht rettet. Er bedarf der Zucht, der Erziehung, der Gnadenanstalt, der kirchlichen Schranken und der gottgewollten weltlichen Abhängigkeiten. Nicht *fais ce que voudras!* — *fais ce que devras.*

Darum bei Rabelais die große Heiterkeit und Ausgelassenheit, eine unbändige, trunkene, rauschartige, lärmende Freude. Und in Rabelais' Stil die tolle, geräuschvolle, donnernde, rauschende, murmelnde, schwatzende, lachende Sprachfreudigkeit. Er jongliert mit den Perioden, spielt Ball mit den Satzgliedern, läßt Wörter durch die Luft wirbeln, verdreht sie, verhunzt sie, längt sie, kürzt sie; begnügt sich nicht mit den französischen, greift nach den Wörtern der Mundarten, greift zum Latein, zum Griechischen, zum Hebräischen, zum Arabischen, zum Deutschen, Englischen usw. usw.; begnügt sich auch nicht mit dem Vorhandenen, fabriziert und erfindet, wie ein geniales Kind, immer neue, groteske und possierliche Ungetüme und Wundergebilde von Wörtern. Sein Werk ist ein lexikalischer Karneval, wo einheimische und fremde Gäste in phantastischen Vermummungen fröhliche Sprünge machen. — Leo Spitzer in seiner Arbeit über die „Wortbildung als stilistisches Mittel, exemplifiziert an Rabelais[1]," hat gezeigt, wie Rabelais mit den Worten bald spielt, bald scherzt, bald witzelt, und wie diese originellen Wortbildungen abwechslungsweise einen possenhaften, einen burlesken und einen grotesken Humor zum Ausdruck bringen. — Wie die Worte, so die Sätze. Auch mit ihnen spielt, scherzt und witzelt Rabelais. Ein und derselbe Gedanke kehrt in immer neuen Wendungen wieder und spiegelt sich von allen Seiten her in wechselnden syntaktischen Stellungen. „Un tel style", sagt Lanson[2], „est l'orche-

[1] Beiheft 29 zur Zeitschrift f. rom. Phil., Halle 1910.
[2] G. Lanson, L'art de la prose, 9. Aufl., Paris 1911, S. 31 ff.

stration des idées: le même thème est repris par des instruments divers . . . . . La phrase de Rabelais est un orchestre où chaque mot éclate et se fond comme un instrument qui fait sa partie. Il ne cherche pas la douceur musicale ni la cadence rythmique de la phrase poétique. Il n'ignore pas le nombre oratoire ni l'ampleur cadencé de la période romaine . . . . . Il est capable, comme un autre, de rhétoriser, de faire, en simple français, ce qu'on admire dans le latin de Bembo ou de Muret. Mais ce balancement périodique est un art d'emprunt, il a son art à lui; non plus rythme, mais mouvement; non plus ordonnance symétrique dégageant à l'esprit les rapports rationnels, mais ligne brisée dont les inégalités, les cassures, les détours, les arrêts, les reprises, suggèrent les sursauts, les halètements, l'effervescence, toute la trépidation de la vie."

Diesem orchesterartigen, abundanten Stil, der nicht müde wird, dasselbe Thema zu variieren, entspricht die Erzählungstechnik. Das erste Buch des Romans ist die Variation des zweiten. Das dritte bringt einen völlig neuen, in keiner Weise vorauszusehenden Einfall. Panurge soll heiraten. Das ist ein Sprung, ein drolliger Purzelbaum, ein Capriccio, ein Temperamentsausbruch, wie man deren eher in musikalischen als in literarischen Kompositionen begegnet. Mit sprudelnder, unerschöpflicher Heiterkeit und mit ernsten Untertönen wird das Capriccio hin und hergewendet: soll er heiraten, soll er nicht? Eine launische, nichts weniger als logische Kasuistik. Und nun gar die zwei letzten Bücher, in denen die abenteuerlichste, bunteste Reise nach dem Orakel der Wunderflasche sich abwickelt. Und das Ganze mit einem Schluß, der den denkenden Leser perplex läßt, ihn zweifeln läßt, ob Tiefsinn oder Unsinn sich ihm offenbart. Launischer Einfall und tiefe Ahnung, zynische Farce und hoffnungsschwere Prophezeiung, goldene Weisheit und faule Witze, ein Kulturprogramm und § 11. Und trotzdem scheidet man nicht mit dem Gefühl unausgeglichener Gegensätze von dem einzigartigen Werk. Ein großer lyrischer Akkord, eine dionysische Polyphonie, in der die erhabensten mit den unan-

ständigsten Tönen zusammenklingen, umschließt das Ganze in einer unverwüstlichen Einheit der Stimmung. Mag das fünfte Buch zum Teil apokryph sein, so wird es doch in den großen Einklang fast ganz mit hineingerissen.

Wie anders der Stil des Reformators. Von Anfang an und schon im ersten Entwurf steht ihm der logische Verlauf seiner *Institutio* fest. Schon in der Disposition der ersten Fassung ist zu sehen, wie die Darlegung vom Gottesbegriff ausgehen und bei der Lehre vom sittlichen Verhalten des Christen in dieser Welt ankommen muß. In den späteren Fassungen wird der Plan nicht mehr geändert, sondern nur immer schärfer und folgerichtiger noch herausgearbeitet. Die großen Stationen, die der Gedanke vom Anfang bis zum Ende zu durchschreiten hat, werden schließlich in der Weise unterstrichen, daß aus der Einteilung in dreizehn Kapitel eine übersichtlichere, energischere Gliederung in vier Bücher herausgehoben wird: 1. *Dieu*, 2. *Jésus médiateur*, 3. *Effets de cette médiation*, 4. *Formes extérieures de l'Eglise.* Die verwickelte Textgeschichte der *Institutio* ist nicht die Geschichte eines von selbst gewachsenen Werkes wie der Faust oder der Pantagruel; es ist die Geschichte eines Bauwerkes oder Denkmals, bei der die Grundformen des Ganzen nun allmählich ins Einzelne durchgeführt werden; es ist keine Evolution, sondern eine Elaboration. Rabelais hat Stimmung und Einfälle und entwickelt sie mit freier Anmut in zahllosen Spielarten. Calvin hat einen Plan und innerhalb desselben eine reiche Hierarchie von übereinandergeordneten Zwecken, die durcheinander hindurch und nacheinander verfolgt werden. Wie diese kapitel- und paragraphenmäßige, mit „erstens", „zweitens", 1a, 1b usw. arbeitende Technik, ist auch der Stil. Nehmen wir gleich den ersten Satz: *Toute la somme de nostre saigesse, laquelle mérite d'estre appellée vraie et certaine saigesse, est quasi comprinse en deux parties, à scavoir la cognoissance de Dieu, et de nousmesmes. Dont la premiere doibt monstrer, non seulement qu'il est un seul Dieu, lequel il faut que tous adorent et honorent: mais aussi qu'iceluy est la fontaine de toute verité, sapience, bonté, justice, jugement, misericorde,*

puissance, et sainctеté: à fin que de luy nous aprenions d'attendre et demander toutes ces choses. D'avantaige de les recognoistre avec louenge et action de grace proceder de luy. La seconde en nous monstrant nostre imbecilité, misere, vanité, et vilanie, nous ameine à dejection, deffiance, et haine de nousmesmes usw. Hier ist alles verkettet, keine Sprünge, keine Variationen, keinerlei Abundanz. Das ist kein Spielen, sondern ein bewußtes, zwecksicheres Arbeiten mit der Sprache. — Man hat nun freilich die Schroffheit, Nüchternheit, Kahlheit, Knappheit, Farblosigkeit und Härte von Calvins Stil sehr übertrieben. In Wahrheit verschmäht er keineswegs die Farbe, kann auch sehr schmiegsam, eindringlich, rednerisch höchst wirkungsvoll und reich an Klang und Rhythmus sein. Calvin hat seine *Institution* in französischer Fassung nicht geschrieben, sondern, einer ziemlich verbreiteten Gewohnheit der damaligen Schriftsteller folgend, diktiert. Ebenso scheint es Rabelais gemacht zu haben[1]. Die Prosa des einen wie des andern ist lebendiges Wort, das erst durch den Klang der lauten Stimme zur vollen Geltung kommt. Aber, und darin liegt der wesentliche Unterschied, Calvins Stil hat all diese sinnlichen Vorzüge der Weichheit, Schmiegsamkeit, Farbe usw. nicht an und für sich, nicht durch eine innere, im Temperament, in der Stimmung oder Laune des Künstlers vorhandene Notwendigkeit, sondern immer nur kraft einer äußeren Gelegenheit und im Dienste eines bewußten Zweckes. Calvin beherrscht seinen Ausdruck und durch seinen Ausdruck die Gemüter der Menschen. Er ist der sprachgewaltigste Mann seiner Zeit: im Sinn einer Gewalt, die er über die Sprache und mit der Sprache ausübt. Rabelais ist es im Sinn einer Gewalt, die er in dieser Sprache selbst findet, nicht über sie ausübt, nicht in sie hineinlegt, sondern aus ihr heraus empfängt. Calvin ist eloquent, Rabelais suggestiv; jener ein Redner, dieser im Grund seiner Begabung ein Lyriker.

---

[1] Vgl. Oeuvres de Rab. édit. critique A. Lefranc, Paris 1912, I, S. XIV.

Etwas Gemeinsames zwischen ihnen oder auch nur eine entfernte Ähnlichkeit kann durch Abstraktion hier überhaupt nicht mehr gewonnen werden; es sei denn, daß man sich mit kleinen, zufälligen Ähnlichkeiten begnüge. Dafür ergibt sich aus dem großen Gegensatz selbst heraus, natürlich und zwanglos, das Gemeinsame: indem nämlich der wesentliche Vorzug des einen zugleich der wesentliche Mangel des andern ist und vice versa. Die Stärke Calvins ist Rabelais' Schwäche; wo der eine aufhört, fängt der andere an. Es besteht zwischen dem Stil dieser beiden ein ähnliches Verhältnis des Gegensatzes und der gegenseitigen Ergänzung, wie zwischen dem Geist der Renaissance und dem der Reform.

Rabelais hat der Renaissance den französischen Geist, den „Esprit gaulois" eingehaucht. Jene rein beschauliche Freude, die der italienische Renaissancekünstler an der sinnlichen Welt hat und die ihn zu gegenständlichen Darstellungen, zu malerischen, bildmäßigen, visiven, ruhenden, reinen und klassischen Formen treibt und ihn mit Raphael, mit Tizian, mit Ariost ein Ebenmaß finden läßt, das durch außerästhetische Absichten und Leidenschaften nicht gestört wird, diese Renaissancestimmung ändert sich in Frankreich von Grund aus. Eine bewegte, geräuschvolle, schreiende, lachende oft unmäßige und respektlose Freude, ein kannibalisches Wohlsein wird es bei den kräftigen Naturen wie Rabelais, eine schalkhafte, ironische, selbstgefällige, plaudernde Liebenswürdigkeit bei den schwächeren wie Clément Marot, Mellin de St. Gelais oder Despériers. Die ruhige italienische Schönheit belebt und entfesselt sich zu einer bald überschäumenden, bald sprudelnden französischen Anmut. Anmutig und moussierend sind sie alle; langweilig wie Bembo oder Trissino ist keiner. Selbst die gute, weitschweifige und geschwätzige Margarethe von Navarra ist, kraft der fliehenden Rastlosigkeit ihrer Rhythmen und Perioden, immer wieder anregend, immer wieder interessant.

Zwei Dinge sind diesem hüpfenden, springenden, explodierenden Zeitstil versagt: die Anschaulichkeit plastischer Gestaltung und die Durchsichtigkeit logischer Zusammen-

hänge. Es ist ein Stil, der Stimmung und Temperament hat, aber keine Haltung, sozusagen ein unstilisierter Stil. Dichtungen, in denen sich Menschengestalten mit plastischen Gebärden bewegen oder auch nur Naturerscheinungen in perspektivischer Klarheit finden, hat das 16. Jahrhundert in Frankreich kaum gezeitigt. Selbst so lebendige Gestalten wie Panurge, Pantagruel, Jean des Entomeurs sind lyrische Temperamente, deren Umrisse nur skizzenhaft und grobstrichig hervortreten. Erst das Theater der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, eigentlich erst Molière hat plastische Menschenfiguren auf die Beine gestellt. Szenen von malerischer Klarheit finden sich schwerlich vor der *Astrée* des D'Urfé. Einen plastisch-dramatischen Erzähler aber, etwa im ariostischen Sinne des Wortes, hat man erst in La Fontaine.

Was die Durchsichtigkeit der logischen Zusammenhänge betrifft, so sollte man erwarten, daß der präzise Geist des Calvinismus, das Einströmen naturwissenschaftlicher Denkart in Sprache und Literatur, ja sogar schon der Intellektualismus des mittelfranzösischen Zeitraums eine bedeutende Schulung des Ausdrucksvermögens und Verfeinerung der sprachlichen Mittel gebracht hätten. Dies ist jedoch nur in sehr bescheidenem Maße der Fall. Eine wissenschaftliche Literatur von formalem Wert hat das 16. Jahrhundert nicht hervorgebracht. Die medizinischen, chemischen, mathemathischen, geographischen Schriftsteller, von denen wir gesprochen haben, gehören, mit Ausnahme des Bernard Palissy, nicht in die Literaturgeschichte. Und auch er verdankt diesen Ehrenplatz eher dem persönlichen Wert als den logischen Eigenschaften seines Stiles. Die große wissenschaftliche Prosa hat ihre Blüte erst mit Pascal, oder gar später, im Zeitalter der Aufklärung erlebt.

Die subjektiveren Wissenschaften, Theologie, Philosophie, Geschichte, Staats- und Rechtslehre sind vorangegangen. Aber sie sind bezeichnenderweise zunächst noch alle im Banne dogmatischer, willensmäßiger und temperamenthafter Denk- und Ausdrucksgewohnheiten befangen ge-

blieben. Calvin hat, wie hoch man immer von seiner logischen Begabung denken mag, die theologische Theorie, die Spekulation nicht gefördert, sondern erledigt und getötet. Sein Werk ist keine logische Vision, sondern eine autoritative Institution der jenseitigen Dinge, ist logizistisch, nicht logisch. Das bestätigt sich auf jeder Seite. Im ersten Kapitel des ersten Buches (De la cognoissance de Dieu) heißt es: *Nous metons hors de doubte, qu'il y a en l'esprit humain d'une inclination naturelle quelque sentiment de divinité, afin que nul n'eust son refuge à pretendre ignorance.* Ein theoretisch gerichteter Geist hätte niemals gesagt: *nous mettons hors de doute qu'il y a . . .* sondern *mettons qu'il y ait;* ja, er hätte überhaupt nicht gesagt: *mettons*, sondern etwa *on trouve que*, *on voit que.* Insbesondere aber hätte er sich gehütet, mit einem *afin que* fortzufahren, d. h. einer Tatsache eine Absicht, einen Zweck zu unterstellen. — Durch Calvin ist denn auch die theologische Literatur beider Konfessionen in das praktische Fahrwasser der Apologetik, Polemik, Seelsorge abgelenkt worden. Nur in dieser Richtung, nicht in der logischen und spekulativen, hat seine Prosa ihre Fortsetzung gefunden. Die großen theologischen Schriftsteller des 17. Jahrhunderts: François de Sales, Blaise Pascal, Bossuet wurzeln noch alle in der subjektiven und dogmatischen Tradition.

Die philosophische Prosa erreicht zwar schon am Ende des 16. Jahrhunderts ihre höchste künstlerische Vollendung mit Montaigne; jedoch nur durch völlige Preisgabe alles dessen, was an objektive Systematik irgendwie gemahnen könnte. In Montaignes Stil sind die Zusammenhänge der Gedanken reine Temperamentsache; sind psychologische Assoziationen, keine logischen Derivationen. Montaigne ist, dem subjektivistischen und temperamenthaften Grundton seines Zeitalters entsprechend, ein lyrischer Philosoph, ein Denker, der auf alle Künste und Gesetze des Beweisverfahrens verzichtend, ganz nur die wunderbarste, unmittelbarste Ansteckungskraft seines Gemütes, die Suggestion seiner Persönlichkeit wirken läßt und von allgemeiner

Gültigkeit für seine Gedanken nur soviel beansprucht, als ihm der Leser aus spontaner Sympathie entgegenbringt. Er kennt die Wahrheit nur in der unverbindlichen Form der Aufrichtigkeit. Da ist nun freilich auch der letzte Rest von Logizismus überwunden, der letzte Einschlag calvinistischen Geistes ausgeschaltet; aber nicht zugunsten der reinen Logik, sondern der Lyrik, nicht zugunsten der Durchsichtigkeit, sondern der Anmut des Ausdrucks. Auch hier nur ein Beispiel auf gut Glück! *Personne n'est exempt de dire des fadaises; le malheur est de les dire curieusement:*

Nae iste magno conatu magnas nugas dixerit.

Cela ne me touche pas: les miennes m'eschappent aussi nonchalamment qu'elles le valent; d'où bien leur prend: je les quitterais soubdain, à peu de coust qu'il y eust; et ne les achette ny les vends que ce qu'elles poisent: je parle au papier, comme je parle au premier que je rencontre. Qu'il soit vray, voicy de quoy. Dann fährt er ohne Vermittlung fort:

A qui ne doibt estre la perfidie detestable, puis que Tibere la refusa à si grand interest[1]? Man könnte sich auf kleinerem Raume beisammen schwerlich mehr Überraschungen, mehr Gedankenstriche denken. Die laute Musikalität des Rabelais, der Lärm des äußeren Lebens ist hier verinnerlicht zu stiller Harmonie des Gedankens. Die Prosa hat ihren Klang verloren, will nicht mehr laut gelesen sein; sie ist zu einem *accent toujours surveillé d'une personnalité morale*[2] geworden.

Erst Descartes hat den Übergang zum objektiven Stil des logisch verpflichtenden Gedankens angebahnt und hat einen neuen Typus wissenschaftlicher Prosa, den rationalistischen Stil des klassischen Zeitalters vorbereitet.

Die Geschichtschreibung steckt im 16. Jahrhundert noch ganz und gar in der persönlichen und gelegenheitlichen Form des Tagebuches, der Briefstellerei, der Memoiren, der Novellistik und Anekdotik. Die einzige, wirklich historische Begabung des Zeitalters, Jacques Auguste de Thou, lehnt sich

---

[1] Essais III, 1.
[2] Lanson, L'art de la prose.

an die antike Geschichtschreibung an und bedient sich des Latein. Wohl war in der Zeit der Religionskriege geschichtliches Interesse, besonders für die nächste Vergangenheit und für die Gegenwart, in kräftiger Spannung vorhanden. Aber die Form für moderne Geschichtschreibung hatte man noch nicht gefunden. Eine solche läßt sich von heute auf morgen nicht improvisieren. Da schoß denn die provisorische Form der Memoiren gewaltig ins Kraut. Man erinnere sich nur an D'Aubigné, dessen verfehltestes Werk in literarischer Hinsicht die *Histoire universelle*, und dessen gelungenstes seine Memoiren, seine *histoire personnelle* sein dürfte. Andere aber, die voll historischen Geistes waren, wie Bodin und Hotman in der Politik, oder Henri Estienne in der Philologie, haben ausgesprochene Geschichtswerke nicht geschaffen. Bei ihnen verkriecht sich der geschichtliche Gehalt zwar nicht in die persönliche Form der „Erinnerungen", wohl aber in die dogmatische, polemische, apologetische und enkomiastische des Lehrtraktats. Der Forscherarbeit nach gewertet, dürfte Estienne Pasquier einer der bedeutendsten Historiker des 16. Jahrhunderts sein; aber die Form seiner großen, gewichtigen, patriotischen *Recherches de la France* ist miszellenhaft und fällt nach allen Seiten auseinander.

Nachdem dieser flüchtige Überblick uns gelehrt hat, wie Subjektivismus, Lyrismus und Temperamenthaftigkeit das ganze literarische Schaffen der französischen Renaissance durchsetzen, bestimmen und charakterisieren, und wie sie diejenigen Formen und Gattungen, mit denen das Vorherrschen solcher Geistesart unverträglich ist, nicht aufkommen, nicht gedeihen und blühen lassen, nach all dem müssen uns die Lyriker mit ihren Vorläufern und Anfängern als der literarische Mittelpunkt des Jahrhunderts erscheinen. Das ist keine willkürliche Zurechtlegung der Dinge, sondern die vom Standpunkt einer Entstehungsgeschichte der nationalen Kunstsprache aus natürlich sich bietende Auffassung. Um so mehr, als gerade diese Lyriker zugleich die literarischen Bannerträger des nationalen Gedankens waren. Sie

sind zwar weit entfernt, in allgemein menschlicher Hinsicht das Größte, was an Charakter und Geist in jenem Zeitalter gewachsen ist, zu sein. Man darf sogar zweifeln, ob sie es in dichterischer Hinsicht sind, und ob sie die zentrale Stellung, die z. B. Brunetière in seiner Geschichte der klassischen Literatur Frankreichs ihnen einräumt, verdienen. Was aber die künstlerische Handhabung der Sprache betrifft, so waren sie das, was die andern, und zwar die Allergrößten, Rabelais, Calvin, Montaigne, nur durch natürliche und geschichtliche Bedingtheit und sozusagen instinktiv und blindlings waren, mit vollem Bewußtsein, mit Absicht, mit Vorsatz, mit kritisch erleuchteter Kunst, nämlich eben Lyriker.

Dabei ist es, wie gesagt, die Vereinigung des nationalen Momentes mit dem lyrischen, was Dichtern wie Ronsard und Du Bellay ihre zentrale Bedeutung verschafft. Es ist keine gemachte, keine gesuchte, sondern eine natürlich gewachsene und durchaus originelle Vereinigung. Niemals ist Ronsard echter und größer, als wenn er die Freuden und Leiden des natürlichen Menschen aus dem natürlichen Boden der Heimat hervorsprießen läßt, den Wein seiner Heimat, den Wald, das Land und die Mädchen seiner Heimat, den Tod fürs Vaterland und das Grab in Frankreichs Erde verherrlicht. An diesem Feuer wird der philologische, antikisierende, italianisierende Charakter seiner Kunst zu echt französischem Golde geläutert.

> Couché sous tes ombrages verts
> Gastine, je te chante
> Autant que les Grecs, par leurs vers,
> La forêt d'Erymanthe.

Und niemals ist Du Bellay inniger und rührender, als wenn er von dem klassischen und italienischen Boden Roms, auf den sein literarisches Programm und das Schicksal seines Lebens ihn gestellt haben, sich hinwegsehnt und mit sanfter Elegie die *douceur angevine* zurückruft. Es mag bei beiden noch eher ein sinnliches und instinktartiges als ein sittliches Heimatgefühl sein, aber es ist geadelt durch Schönheit und

Kunst. In viel abgeklärterer und ebenmäßigerer Menschlichkeit als bei Rabelais ist hier der Geist der Renaissance mit dem Geiste Frankreichs, der sich jetzt nicht mehr als barbarischer Esprit gaulois darstellt, eins geworden. — Freilich, außerhalb des Bereiches ihrer sensualistischen und sentimentalen Lyrik ist auch der Pléiade noch der Guß eines nationalen Kunstdenkmals nicht gelungen. Die *Franciade* war ein arger Mißgriff. —

Wir hoffen, nunmehr den nötigen Überblick über den Strom der nationalen Stilentwicklung und seine wichtigsten Verflechtungen gewonnen zu haben, um uns in dem unpersönlichen mare magnum der grammatischen Sprachformen nicht ganz zu verirren.

VIII. Die Syntax.

a) Syntaktische Freiheiten und Spielräume (Wortstellung).

Der riesenhaften Spannweite, die von dem Stil eines Calvin zu dem eines Rabelais hinüber reicht, entspricht in der Grammatik eine ebenso große Weite und Ungebundenheit der syntaktischen Möglichkeiten. Ohne beträchtliche syntaktische Spielräume sind stilistische Entfernungen wie die oben beschriebenen überhaupt nicht zu denken.

In der Wortstellung z. B. hat das Französische wohl nie eine verhältnismäßig größere Freiheit besessen als im 16. Jahrhundert. Verhältnismäßig; denn an und für sich, d. h. ohne Rücksicht auf die übrigen grammatischen Regeln, war die altfranzösische Zeit noch reicher an Möglichkeiten der Wortstellung. Aber damals war der flexivische Unterschied von Nominativ und Oblikus noch vorhanden, so daß z. B. der beliebige Stellungswechsel von Subjekt und Objekt als besondere Freiheit nicht gerechnet werden darf. Im mittelfranzösischen Zeitraum schwinden etwa in gleichem Tempo und Umfang mit den flexivischen Kennzeichen die Möglichkeiten der Inversion. Andererseits ist der Einfluß des lateinischen und italienischen Satzbaus im Mittelfran-

zösischen noch nicht stark genug, um zu künstlichen und künstlerischen Verschränkungen zu ermuntern. Die Neigung zu fester Wortstellung macht zwar Fortschritte, erzeugt aber, eben durch ihren vermehrten Druck, eine ziemlich starke Reaktion. Es ist, als ob eine Reihe von Schriftstellern des 16. Jahrhunderts geahnt hätten, daß es mit den Freiheiten der Wortstellung zu Ende ging, und nun um so gründlicher die letzten Augenblicke vor Torschluß hätten nützen wollen. So macht der Dichter Maurice Scève, in Nachahmung italienischer und lateinischer Vorbilder, die gewagtesten Sprünge. Z. B.:

> *Est de Pallas du chief ingenieus*
> *Celestement, voulant Dieu, departie,*

oder: *pour non la fin a mon doulx mal prescrire; — entre une grand' de dames legion*[1].

Man hat beobachtet, daß die Dichter sich größere Freiheiten der Wortstellung erlauben als die Prosaiker, und unter diesen wiederum dichterische Prosaiker wie Rabelais größere als wissenschaftliche wie Calvin[2]. Man sieht, daß weitgehende Freiheiten zwar erlaubt waren, aber einen künstlerischen Grund haben mußten. Übrigens gehen auch die poetischen Stellungsfreiheiten von der Mitte des Jahrhunderts ab stark zurück. Ronsard warnt vor Exzessen: „Tu ne transposeras iamais les paroles ny de ta prose ny de tes vers; car nostre langue ne le peut porter, non plus que le latin un solecisme. Il faut dire: le roy alla coucher de Paris à Orleans, et non pas: A Orleans de Paris le roy coucher alla."

Im Alt- und Mittelfranzösischen galt nicht streng, aber doch ziemlich allgemein die Regel, daß Inversion des Subjektes einzutreten habe, wenn am Anfang des Satzes eine

---

[1] Brunot, II, 479.

[2] Vgl. R. Philippsthal, die Wortst. i. d. franz. Prosa d. 16. Jahrhunderts, Halle 1886. Diss. W. Orlopp, Über die Wortst. bei Rabelais, Jena 1888 Diss. u. Edm. Huguet, Etude sur la syntaxe de Rabelais, Paris 1894, These, S. 398ff. u. W. Koopmann, die Inversion des Subjekts im Franz. Göttinger Diss. 1910, S. 8ff.

adverbiale Bestimmung, ev. auch eine Konjunktion stand[1]. Im 16. Jahrhundert sind von diesem Gebrauch nur noch die letzten Spuren vorhanden. Philippsthal hat ausgerechnet, daß im Heptameron 44%, bei Monluc 43, bei Brantome 42, bei Ronsard 24, bei Du Bellay gar nur 16% von den eingeleiteten Hauptsätzen diese Inversion aufweisen. Z. B. *Encore ammene le vin ung autre peril* (Monluc); *Desjà vois-je ton poil grisonner en teste* (Rab.); *Apres ces grands vaisseaux marchoient deux colonnes* (Brantome); *Seulement veulent-ilz faire de toutes les disciplines* (Du Bellay). Wenn stattdessen nun die gewöhnliche Stellung mehr und mehr Platz greift, so sind hier zwei Fälle zu unterscheiden: 1. das Adverbium resp. die Konjunktion werden ins Innere des Satzes hereingenommen: *Le vin ammène encore un autre péril* und verlieren damit an Nachdruck, gewinnen aber an Klarheit, indem sie in die unmittelbare Nähe des Begriffes treten, zu dem sie gehören und adverbial werden. 2. Sie bleiben am Anfang des Satzes stehen, die Inversion des Subjektes aber wird, so gut es geht, beseitigt. Dabei ist der Erfolg, daß die Konjunktion, resp. die adverbiale Bestimmung sozusagen isoliert wird und noch stärker als ehedem hervortritt: *Encore le vin ammène (-t-il) un autre péril; déja je vois ton poil grisonner en tête; seulement, ils veulent faire de toutes les disciplines.* Dieses Heraustreten hat schließlich bei einigen Konjunktionen resp. Adverbien zu bleibenden Bedeutungsdifferenzierungen geführt. Z. B.: *Monsieur n'est pas encore arrivé*, aber: *encore Monsieur n'est-il pas arrivé*, wobei das erste *encore* mit „noch", das zweite mit „außerdem", „trotzdem" übersetzt werden muß. Ähnliche Spaltungen in schwache und gefärbte resp. adverbiale und konjunktionelle Bedeutungsfunktionen beobachtet man heute bei *aussi*, *à peine*, *du moins*, *peut-être*, *toujours*, *en vain*, *tout au plus*, *néanmoins*, *rarement*, *surtout*, *difficilement*, *sans doute*, *probablement* u. a.

---

[1] Koopmann a. a. O. hat nachzuweisen gesucht, daß es vorzugsweise nur die unterordnenden, weniger die beiordnenden Konjunktionen sind, die Inversion veranlassen. Auf keinen Fall, meint er, haben *et*, *car* und *mais* Inversion bewirkt.

Sie haben bei gewöhnlicher Stellung, im Satzinnern, adverbiale Bedeutung, am Anfang des Satzes aber, sei es ohne Inversion, sei es bei teilweiser, pronominaler Inversion des Subjektes, den Wert einer nachdrücklichen Anknüpfung, einer emphatisch gefärbten Konjunktion, oder gar eines ganzen Satzes. — Die Freiheit, die im 16. Jahrhundert geschaffen wurde, indem die Subjektsinversion bei eingeleiteten Sätzen nun aus einer obligatorischen zu einer fakultativen sich wandelte, hatte zunächst noch etwas Willkürliches und Launisches. Trotzdem ist natürlich ein stilistischer Grund bei dieser Wandlung von Anfang an tätig gewesen, nämlich das Bedürfnis, die adverbialen und konjunktionellen Bedeutungen stärker voneinander abzuheben, d. h. einerseits die sachlichen Bestimmungen eines Vorgangs klarer und übersichtlicher zu stellen und andererseits die formalen Verknüpfungen der Sätze untereinander nachdrücklicher lebendiger, farbiger zu gestalten. Wenn es z. B. im *Journal de Henri III* heißt: *le jeudi 3 juing les lettres de la regence de la roine furent publiees; le vendredi 4 furent depeschés trois signalés gentilshommes*, so hat man das erstemal, bei aufgehobener Inversion, eine nachdrückliche Unterstreichung des Datums, mittelst dessen die Veröffentlichung der Briefe in den zeitlichen Zusammenhang der Chronik hereingeknüpft werden; das zweitemal, bei beibehaltener Inversion aber, hat das Datum nur noch den Sinn einer zur Sache gehörenden näheren Bestimmung. Man könnte übersetzen: Nachdem der 3. Juni die Veröffentlichung der Briefe gebracht hatte, erfolgte am 4. die Absendung der Edelleute.

Dem doppelten Streben nach formalem Nachdruck und sachlicher Übersichtlichkeit entspricht es, wenn nun allmählich die Stellung des Eigenschaftswortes zum Hauptwort geregelt wird. Im Altfranzösischen stand das Eigenschaftswort ziemlich indifferent bald vor, bald nach, meistens vor. Für die klassische Sprache des 17. Jahrhunderts bemühen sich die Grammatiker, Regeln zu formulieren. Das Bewußtsein, daß das vorgestellte Adjektiv anders funktioniert als das nachgestellte, ist erwacht, wenn auch noch nicht

völlig geklärt. Jedenfalls wird eines als unzulänglich und veraltet empfunden und verdammt: die Doppelstellung. Vaugelas tadelt: *en cette belle solitude et si propre à la contemplation* und verlangt: *en cette solitude si belle et si propre à la contemplation*[1]. Im 16. Jahrhundert aber sind solche Doppelstellungen zwar etwas weniger häufig als im Mittelfranzösischen, aber immerhin noch gebräuchlich: *Le Roy François . . estait en un beau chasteau et plaisant* (Heptam.), *Le comte de Nansau de fort bonne maison et grande* (Brant.); *par ce bon vin et frais* (Rab.). — Es ist eine alte Lizenz, die weiter lebt und der Sprache des 16. Jahrhunderts ein unordentliches, nachlässiges Aussehen gibt. Wenn sie nun aber in demselben Jahrhundert doch allmählich noch eingeschränkt und die Voranstellung von der Nachstellung unterschieden wird, so sieht man hier wiederum, wie im Gefolge einer Freiheit oder eines syntaktischen Spielraums sich eine Differenzierung anbahnt, die im Formalen mehr Farbe und im Sachlichen mehr Klarheit erzielt. Das vorangestellte Eigenschaftswort beginnt nämlich formal, d. h. künstlerisch, affektisch, charakterisierend, schmückend und wertend zu wirken, das nachgestellte dagegen sachlich, d. h. wissenschaftlich, verstandesmäßig, unterscheidend, bestimmend. Damit hängt es zusammen, daß nun auch Stellungen wie die folgende: *ceux qui sont de contraire religion à la sienne* (Calvin) allmählich beseitigt werden.

Ähnliche Freiheiten bestanden im 16. Jahrhundert noch für die Stellung des Adverbiums zum Verbum. Ziemlich häufig findet sich Voranstellung: *attirer les hommes à volontairement luy obeir* (Amyot); allmählich aber wird Nachstellung immer häufiger, und im 17. Jahrhundert wird sie die Regel. Schon der Grammatiker Maupas (1607) fordert: „l'adverbe doit tousjours adherer au terme qu'il expose." Doch kommt der Sprachgebrauch erst gegen Ende unseres Zeitraums dem Gebote nach.

---

[1] Brunot, III, 678.

Rascher sind andere Freiheiten verschwunden, wie die Inversion des Subjekts im nicht eingeleiteten Hauptsatz: *son nid fait la pie*, die des Prädikats: *le dict Archeduc, qui jeune estoit*, die des Zeitworts: *le temps qui toutes choses ronge et diminue.* Da die Nachstellung des Subjektes, besonders wenn dieses ein Nomen war, immer seltener wurde, so begann man, sie selbst im Fragesatz zu vermeiden. Wohl finden sich noch Stellungen wie: *N'ont pas les armes durant nostre gouvernement cedé au conseil*? (Meigret); doch beschränken sie sich mehr und mehr auf die poetische Sprache, während in der Prosa gegen Anfang des 17. Jahrhunderts die pronominale Wiederaufnahme des Subjektes gebräuchlich wird. *Ma volonté sera-t-elle obéie*?

So kennzeichnet sich das 16. Jahrhundert als eine Zeit, in der die Biegsamkeit der altfranzösischen Wortstellung teils beibehalten oder gar gesteigert wird, teils zu erstarren beginnt. Die Freiheiten sind keine selbstverständlichen mehr, sondern solche, die man sich herausnimmt, sei es um italienische und lateinische Satzkunst nachzuahmen, sei es um die launischen Assoziationen eines erregten Gemütes wiederzugeben. Daher der willkürliche, spielerische, nachlässige, anmutige oder, wenn künstlerische Absicht dahinter steht, dichterische und lyrische, auf alle Fälle aber temperamenthafte und subjektivistische Charakter dieses Sprachgebrauchs. Die Worte sitzen sozusagen locker im Satz und können von den bewegten Wellen eines affektischen Vorstellungsablaufes durcheinander geworfen werden. Sie können aber auch, und dies ist im 17. Jahrhundert mehr und mehr geschehen, durch die Rücksicht auf sachliche Zusammengehörigkeit, geordnet und zu mehr oder weniger festen Gruppen vereinigt werden.

Darum tritt im 17. Jahrhundert die Wortstellung in das Zeichen der *Rapprochements.* Die sachlich zusammengehörigen Glieder werden zusammengezogen: das Adverbium wird zum Verbum, das Adjektiv zum Nomen, das Abhängige zum Regierenden, das Bestimmende zu dem Zubestimmenden, das Ergänzende zu dem Ergänzungsbedürftigen in möglichst

unmittelbare Nachbarschaft gebracht. Nur einige wenige Beispiele![1]

Charles Sorel spottet in seinem *Francion* über die Philologen, die sich zanken, ob es besser sei zu sagen: *il eut esté mieux* oder *il eut mieux esté.* Aber die Sache ist so gleichgültig nicht wie er glaubte; denn selbst in solchen Kleinigkeiten offenbart sich der neue Geist. Vaugelas sagt: „Quand le verbe auxiliaire *avoir* se conjugue avec le verbe substantif *estre*, il n'aime pas à rien recevoir entre-deux qui les separe; non pas que ce soit absolument une faute, mais c'est une imperfection à eviter. Par exemple, si l'on dit: *il a plusieurs fois esté contraint*, il ne sera pas si bon que de dire: *il a esté contraint plusieurs fois.*" — Selbst die Trennung der Hilfszeitwörter von anderen Partizipien wird als veraltet empfunden. Schon Maupas tadelt Stellungen wie: *j'ai enhuy une belle leçon apprise; je vous ay m'amour donnee.* Nur die Dichter noch, besonders aber die burlesken, wenn sie eine falsche, lächerliche Emphase nachäffen wollen, gebrauchen solche Trennungen: *Quand la fraischeur de la soirée*

Aura la chaleur moderée (Richer, L'Ovide bouffon).

Ebenso tadelt und vermeidet man die Trennung einer näheren Bestimmung vom Substantiv oder Adjektiv, das bestimmt wird. Vaugelas bezeichnet die Konstruktion: *selon le sentiment du plus capable d'en juger de tous les Grecs* als schlecht. — Selbst die zwei Teile der Negation *ne* und *pas* resp. *point* soll man, wo es geht, zusammenrücken. *Pour ne pas tomber*, sagt Vaugelas, sei besser als *pour ne tomber pas.* Ferner will die Präposition nicht von der Seite ihres Nomens gerissen werden. Daher sei es nicht glücklich zu sagen: *j'ay suivi l'avis de tous les Jurisconsultes et de presque tous les Casuistes.*

Selbstverständlich will man nun auch das Subjekt in der Nähe seines Verbums und das Verbum in der Nähe seines Objekts haben. Antoine Oudin (Grammaire fr. 1646) verlangt: *peut-estre qu'ayant veu ces lettres vous conclurrez*, nicht:

---

[1] Näheres bei Brunot, III, S. 657ff.

peut-estre que vous, ayant veu . . ., conclurrez. — *Vous devez la finir* gewinnt die Oberhand über *vous la devez finir.* Bei zwei Pronominalobjekten soll das direkte unmittelbar vor dem Verbum stehen: „Et gardez-vous bien de dire: *la m'acheptera, les me donnera, la te payera* . . —. Encore moins: *il le m'a donné* pour *il me l'a donné*" (Oudin). — „Il faut toujours", sagt Vaugelas, „mettre le pronom relatif au pres du verbe, mesme lorsqu'il y a repetition du pronom personnel, comme: *il n'est pas si meschant que vous vous le figurez*, et non pas *que vous le vous figurez*, nonobstant la cacophonie des deux *vous*."

So triumphiert hier der Rationalismus und Dogmatismus des 17. Jahrhunderts über den Lyrismus und Musikalismus der Renaissance.

b) Syntaktische Neuschöpfungen künstlerischer und literarischer Art.

Die große Bewegungsfreiheit der Syntax des 16. Jahrhunderts, die zunächst ein altfranzösisches Erbstück war, sodann aber durch literarische Einflüsse des Latein, des Italienischen und Spanischen noch weiterhin ausgedehnt wurde, hat zu einer Reihe bemerkenswerter Neuschöpfungen Gelegenheit gegeben.

Das Altfranzösische besaß die Möglichkeit, adverbiale Bedeutungen durch adjektivische Formen auszudrücken; wenigstens in einigen Fällen, die in morphologischen Verhältnissen ihren Grund hatten. Z. B. *bas*, *haut*, *chaud*, *clair*, *brief*, *grief*, *fort*, *menu*, *long*, *soudain*, *souef*, die auf lateinische Adverbia auf *-o*, *-um*, *-e* zurückgehen, wurden bald auch als Adjektiva behandelt. So entstand der Schein, daß Adjektiva gegebenenfalls adverbial funktionieren können. Aus dieser vereinzelten Möglichkeit hat die Kunstsprache der Renaissance, in Anlehnung an lateinische Syntax, geradezu ein System gemacht. „Uses donques hardiment . . . des Noms pour les adverbes, comme *ilz combattent obstinez* pour *ostinéement*, *il vole leger* pour *legerement*", sagt Du Bellay in seiner *Deffence.* Aus dieser stilistischen Permutation ist denn auch geradezu

eine syntaktische Mode geworden. Bei Lemaire, bei Scève, bei Ronsard, Du Bellay, Melin de St. Gelais, Bertaut, Vauquelin, Desportes finden sich zahlreiche Beispiele. Ja, sogar das Substantiv wird zu adverbialer Funktion gezwungen, z. B.: *Qui, compaignon, ses pas alloit suivant* oder *à nul des vieux antiques, larron, je ne devrai mes chansons poétiques* (Ronsard).

Wenn man bedenkt, wie weit vom natürlichen Weg des Französischen solche Künsteleien abführen konnten und zeitweise abgeführt haben, so versteht man, daß auch die Reaktion, die im 17. Jahrhundert einsetzte, mit modehafter Gewaltsamkeit vorgehen, beschneiden und korrigieren mußte. Malherbe tadelt solche Konstruktionen selbst dort, wo sie einwandfrei sind und streicht z. B. Desportes': *elle flotte incertaine en cette extremité.* Auf die sprachlichen Launen der Renaissance folgt die Schulmeisterei der Klassizisten, auf die Caprice die Pedanterie, etwa nach demselben Naturgesetz, nach dem der Rausch in Katzenjammer übergeht.

Niemals vorher war von neuerungssüchtigen Literaten soviel mit der Sprache experimentiert und an ihr herumgedoktert worden. Die meisten Versuche waren kurzlebig und sind sprachgeschichtlich belanglos. Einige aber, wie der genannte, haben Spuren hinterlassen, andere, wie der folgende, sind geradezu glücklich gewesen.

Man erinnert sich, wie im Altfranzösischen die Namen der Personen, der Völker, der Flüsse und Länder zumeist noch ohne Artikel gebraucht werden, und wie sodann im Mittelfranzösischen der Artikel zunächst vor Völkernamen, etwa seit dem 13. Jahrhundert, die Regel wird und im Laufe des 15. teilweise und zögernd auch zu Länder- und Flußnamen tritt: sodaß das 16. Jahrhundert einen geteilten und schwankenden Gebrauch vorfindet. Man hat nebeneinander: *le long de la riviere de Loire*, *le long de la Gironde*, *du Lot* usw.; *dans Seine; — en la Bresse*; *le passage par Françe; guerre à la Grèce et à l'Italie* usw. — Nur bei Völkernamen ist der Artikel schon durchaus die Regel; denn hier konnten am leichtesten und natürlichsten und darum auch am raschesten die

zwei spezisischen Funktionen des bestimmten Artikels zusammenfließen: die präsentierende und die definierende. *Les Italiens* konnte in gleicher Weise diese bestimmten Italiener und Leute wie die Italiener bedeuten. Von dieser heraushebenden und zugleich qualifizierenden, hinweisenden und charakterisierenden Denkweise aus hat die Sprache des 16. Jahrhunderts einen neuen Gebrauch geschaffen: nämlich die Setzung des Artikels, des unbestimmten sowohl wie des bestimmten, vor Personennamen zur Bezeichnung einer typischen, charakteristischen, wesentlichen und allgemeinen aber doch in einem einzelnen Individuum besonders verankerten und exemplarisch vertretenen Eigenschaft. Z. B.: *Ceste imitation des anciens Hercules, Alexandres, Hannibalz, Scipions, Cesars . . . est contraire à la profession de l'Evangile* (Rab.). *Qui serez une fois par vos vertus l'Hercule des François* (Ronsard). *Si nous avions des Mecenes et des Augustes; — de tous les anciens poëtes François quasi un seul Guillaume du Lauris et Jan de Meun sont dignes d'estre leuz; — ces anciens critiques, juges des Poëmes, comme un Aristarque et Aristophane; . . à l'imitation d'un Martial; — à l'exemple d'un Ovide, d'un Tibulle, d'un Properce;* ja sogar: *comme a faict de nostre tens . . . un Arioste Italien* (Du Bellay). Eine ähnliche Wirkung wie der Artikel kann selbst die einfache Umsetzung des Personennamens in die Mehrzahl haben: *Notre France est plaine d'une infinité d'Homeres, de Virgiles, d'Euripides . . . de Cicerons Françoys* (Tahureau).

Selbst auf Kunstwerke dehnt dieser Gebrauch sich aus: *des Lancelots du Lac, des Amadis, des Huons de Bordeau . . ie n'en connoissois pas seulement le nom* (Montaigne). Die Beispiele eignen in gleicher Weise dem prosaischen wie dem poetischen Stil und legen ein beredtes Zeugnis ab vom Kult der Persönlichkeit und von der echt renaissancemäßigen Steigerung des Individuums zu universaler Bedeutung. Hier ist denn auch italienischer Einfluß nicht von der Hand zu weisen. Freilich hat im Italienischen der bestimmte Artikel vor Familiennamen: *il Petrarca, l'Ariosto, il Tasso, La Duse* zunächst nur den Zweck der Geschlechtsbezeichnung. Auch

muß dieser obligatorische Gebrauch, den das Französische nur bei italienischen Namen und bei berühmten Frauennamen *la Bernard* nachgeahmt hat, von dem obigen, fakultativen und emphatischen Gebrauch unterschieden werden. Doch fehlt es nicht an Punkten, wo beide Gebrauchsweisen ineinander überfließen.

Andere syntaktische Neuschöpfungen, die ebenfalls an altfranzösische Gegebenheiten anknüpften, sodann aber durch literarische Sprachpflege und bewußte Nachahmung lateinischer, eventuell auch italienischer Konstruktionen zu einer unerwarteten Hochblüte getrieben wurden, sind der Accusativ mit Infinitiv und das Participium absolutum.

Wir werden jedoch diese Erscheinungen in anderem Zusammenhang besser verstehen. — Syntaktische Freiheiten, Spielräume, Lizenzen, Experimente, Neuschöpfungen künstlicher und künstlerischer Art, wie sie im Zeitalter der Renaissance gediehen sind, illustrieren zunächst nur in äußerlicher Weise den Sprachcharakter. Will man tiefer blicken, so empfiehlt sich eine systematische Durchmusterung der ganzen Syntax, wobei die Betrachtung weniger bei Abnormitäten zu verweilen als auf das Gewöhnliche, Unauffällige, Formelhafte und Durchschnittliche zu gehen hat.

c) Syntax der Formwörter (Artikel, Pronomen, Präpositionen und Konjuktionen).

Fassen wir gleich das Konventionellste und Unpersönlichste, den Gebrauch der Formwörter ins Auge.

1. Der Artikel.

Der bestimmte Artikel kann vor Abstrakten, namentlich im poetischen Stil noch unterdrückt werden, während er in der Prosa schon ziemlich allgemein ist und gegen Ende des 16. Jahrhunderts die Regel wird. Wohl niemals hat sich in dieser wie noch in mancher anderen Hinsicht der dichterische vom prosaischen Sprachgebrauch so weit entfernt wie im

16. Jahrhundert. Im 17. verschwinden diese Unterschiede, oder vielmehr sie werden umgearbeitet. Was ehedem stilistische Freiheit war, wird zu einer syntaktischen Differenz.

Wenn z. B. mehrere Substantiva hintereinander standen, sei es konkrete, sei es abstrakte, sei es, daß sie an Geschlecht, Zahl und Bedeutung gleich oder verschieden waren, so hatte man im 16. Jahrhundert die Freiheit, den Artikel nur einmal zu setzen oder jedesmal zu wiederholen, je nach Laune, Geschmack, Rhythmus und Satzmelodie: z. B. *mes plaincts et lamentations; la fin totale et fruict principal; l'impiété et dangereux termes contenus aux livres de Plotin; perdre plustost la vie que liberté*, dagegen: *Mais le soleil, la lune, et les astres des cieux font avcques travail leur tour laborieux.* Ähnlich konnte man die Präpositionen wiederholen oder nicht wiederholen. Erst Vaugelas formulierte eine „Regle nouvelle et infaillible pour sçavoir quand il faut repeter les articles ou les prepositions tant devant les noms que devant les verbes“, eine Regel, der zufolge bedeutungsverwandte und sinnverwandte Wörter unter einem Artikel zusammengefaßt werden, sachlich und formell verschiedene aber je ihren eigenen Artikel bekommen sollen. Zu dieser rationalistischen Scheidung der synthetischen von der analytischen Ausdrucksweise war das sprachliche Denken des 16. Jahrhunderts noch zu temperamenthaft. Es überließ dem Ohr und dem Geschmack, was späterhin dem Verstand anheimfiel.

Ähnliche Schwankungen herrschten beim unbestimmten sowie beim partitiven Artikel. Man sagte nebeneinander: *suis-ie un larron*? und *suis ie mutin*? *c'est chose glorieuse* und *une chose glorieuse; le soleil donnait fleurs et fruicts* und *des fleurs et des fruicts.* Wo wir heute nur noch eine mehr oder weniger bestimmte Zahl von formelhaften und archaisch anmutenden Wendungen haben, in denen das Verbalobjekt ohne Artikel steht: *avoir faim, soif, pitié, courir risque, demander pardon* u. a.[1], waren im 16. Jahrhundert derartige Kon-

---

[1] Man findet sie aufgezählt bei Ph. Plattner, ausführl. Gramm. d. franz. Spr., Karlsruhe 1905, III, I, S. 178ff.

struktionen noch durchaus lebendig und ad infinitum dehnbar. Selbst wenn es näher bestimmt war, konnte das Verbalobjekt artikellos stehen: *acquerir gloire à l'art et foy à gens . . .; prendre titre de clercs; donner pront remede au mal ja commencé.*

Immerhin bahnt sich noch im 16. Jahrhundert eine sehr wichtige Scheidung an. Es läßt sich nämlich beobachten, daß der unbestimmte Artikel ziemlich regelmäßig fehlt, wenn das Substantivum in einer mehr oder weniger allgemeinen Gültigkeit und ohne unmittelbare, konkrete Wirklichkeitsbeziehung gedacht ist: *n'obeissez ny a Dieu, ny a roi, ny a loy; mepriser le corps comme chose qui n'est point à nous; non tant pour plaisir que j'y prinsse que pour un relachement de mon esprit; s'il se trouve livre qui.*

Die Sprache beginnt hier, einen Unterschied zwischen dem Gedachten und der Wirklichkeit, dem Allgemeinen und dem Besonderen, dem Gesetzten und dem Gegebenen, dem Geltenden und dem Seienden zu fühlen. Es ist ein Aufdämmern und Durchscheinen des kategorialen Unterschiedes zwischen Denken und Sein, ein schattenhaftes Vorspiel zu der großen philosophischen Entdeckung Descartes'. Es ist noch keine logische oder philosophische Errungenschaft, denn solche kann die Sprache überhaupt nicht machen; aber es ist eine Verfeinerung der sprachlichen Anschauung, die dem Philosophen zwar nicht die Mittel, aber doch die psychische Gelegenheit zu seiner Entdeckung gegeben hat. Was uns in der Sprache des 16. und des beginnenden 17. Jahrhunderts als Subjektivismus, Lyrismus, Temperamenthaftigkeit und Individualismus erscheint, das ist nichts anderes als jene seelische Struktur und Gemütsverfassung des ganzen Zeitalters, auf Grund deren der erste moderne Philosoph dem Selbstbewußtsein, dem Gedanken der sich selbst denkt, seine zentrale Stellung systematisch gesichert hat. In diesem Sinne darf man die französische Sprache als eine Vorläuferin der modernen Philosophie bezeichnen.

2. Das Pronomen.

Wie der Artikel, so konnte auch das persönliche Fürwort, besonders wenn es Subjekt war, im 16. Jahrhundert noch unterdrückt werden. Und auch hier scheint die dichterische Sprache der Ellipse günstiger gewesen zu sein als die prosaische. Maurice Scève vermeidet das Fürwort, wo er nur kann. Im 17. Jahrhundert wird es fast nur im komischen und burlesken Stil noch ausgelassen und in einigen archaischen Formeln wie *non ferez*, *si ferez*, *gage que non*[1]. Ähnlich verhält es sich mit dem neutralen *il* in unpersönlichen Konstruktionen *(il) faut*, *semble*, *importe*, *se peut* usw.

Und wiederum hat sich aus dem Spielraum des schwankenden Gebrauches heraus eine höchst charakteristische Verzweigung gebildet. Im Laufe des 16. Jahrhunderts tritt nämlich die Regel zutage, daß im Befehlsatz das Subjektspronomen unterbleibt, im Fragesatz dagegen gesetzt wird. Das Altfranzösische machte diesen Unterschied nicht. Im 16. Jahrhundert aber werden Fälle von Imperativ mit Pronomen immer seltener: *vous soyez le très bien venu; veuillez-vous*, *mon amour*, *vous-même secourir*. Regel ist *veuillez* ohne *vous*. Etwas langsamer geht es im Fragesatz mit der Einführung des Pronomens. Doch werden gegen Ende des Jahrhunderts Beispiele wie: *Comment vous appellez? Que reste plus? Veult bien la terre me porter?* immer seltener. Bald wird *La terre*, *veut-elle bien me porter?* die Regel. Um den Sinn dieser Entwicklung zu verstehen, bedenke man, daß der Imperativ ein Willensausdruck, die Frage ein Verstandesausdruck ist, und daß dort das Subjekt als Vokativ, hier als Nominativ funktioniert. Zum Verständnis ist das Pronomen im einen Falle nicht mehr und nicht weniger nötig als im andern. Wenn man nun bei der befohlenen Handlung die angerufene Person zu bezeichnen unterläßt, so fällt der Nachdruck ganz auf den Inhalt des Befehles, während dessen

---

[1] Einzelheiten bei Brunot, II, 412ff. u. III, 477ff. In P. Corneilles Veuve, V, 8 finde ich noch: *Encor pour un jaloux tu seras fort traitable*, *Et n'ẹs pas maladroit.*

Richtung und Adresse vernachlässigt wird. Der Befehl wird dabei eher ein rufender, schreiender, singender als ein redender und anredender. Man vergleiche: *Oh frage nicht!* und *Frage du nicht.* In dem Befehl ohne Pronomen liegt, im allgemeinen, mehr Temperament und weniger Richtung, mehr ein Wünschen als ein Wollen, mehr Impuls als Direktive. Eben diese temperamentvolle, oft direktionslose Impulsivität liegt im Geiste des Zeitalters. — Anders verhält es sich bei der Frage. Wenn ich hier den Nachdruck in die gefragte Handlung werfe: *Kommst? Willst? Glaubst?* statt: *kommst du? willst du?* so liegt mir alles am *Ja* oder *Nein*, ich bin praktisch und verstandesmäßig interessiert. *Veut la terre me porter?* Ja oder nein? Setze oder wiederhole ich aber das Subjekt: *la terre, veut-elle bien me porter? croyez-vous?* so lebt in dem *terre*, in dem *elle*, in dem *vous*, je stärker ich es betone, etwas Wünschendes, Wollendes, Erwartendes, kurz eher eine lyrische als eine praktische Spannung, eher eine gefühlsmäßige als eine verstandesmäßige. Es wird an den Träger der Handlung appelliert. *Veut quelqun m'aider?* ist weniger lebendig, weniger erwartungsvoll gefragt als: *quelqun veut-il m'aider?*

Damit hängt es zusammen, daß nun auch das absolute von dem relativen persönlichen Fürwort mehr und mehr unterschieden wird. Während man im Mittelalter *je*, *tu*, *il* auch absolut gebrauchte, bürgern sich nun *moi*, *toi*, *lui* ein[1]. Das 17. Jahrhundert braucht fast nur noch zu sanktionieren und zu rationalisieren, was das 16. vorgebildet hat. Die Rationalisierung besteht hauptsächlich in der Begipfelung pleonastischer Auswüchse. Die Sprache des temperamenthaften Zeitalters hatte nämlich nicht nur die obliken Formen *moi toi lui* zur nachdrücklichen Personbezeichnung herangezogen, sondern außerdem den schwachen Formen *je tu il*, besonders bei Wiederaufnahme des Nomens, emphatische Funktionen zugewiesen, wodurch nicht selten ein „embarras de richesse" entstand, den es nun einzuschränken gilt. Des-

[1] Näheres bei Brunot, II, S. 414f.

portes schrieb noch: *Une déesse, hélas! . . . me poursuit, me tourmente, et mon âme mal-saine par cent et cent faveurs elle fait outrager.* Malherbe streicht dieses *elle.* Oudin verdammt: *Monsieur il a dit* und fordert *Monsieur a dit.* Vaugelas tadelt *il* als Wiederaufnahme von *quiconque: quiconque veut vivre, doit*, nicht *il doit.* Trotzdem halten sich derartige Pleonasmen noch lange. Die Grammatiker geben eben eher das Ziel und die Richtung des Sprachgebrauchs als dessen Umfang[1]. — Ferner werden *soi* und *se*, *soi* und *eux* resp. *elles*, die das 16. Jahrhundert noch gerne durcheinanderwirft, im 17. voneinander abdifferenziert. Es hängt dies mit einer Klärung des Unterschiedes zwischen transitiver, reflexiver und intransitiver Verbalkonstruktion zusammen, deren Bedeutung wir in anderem Zusammenhange sachgemäßer würdigen.

Betrachten wir das possessive Pronomen, so wird es uns nicht wundern, wenn das Zeitalter der Renaissance und der Reformation mit seinem Kult der Persönlichkeit manch neuen und charakteristischen Ausdruck auch für den Begriff des Eigentums gebracht hat. Außerdem bewahrt es den Reichtum alt- und mittelfranzösischer Konstruktionen: so die Verstärkung des schwachen sowohl wie des starken Possessivums durch Artikel und Demonstrativum: *un sun drut, un mon semblable, ceste ma pauvre fille, cestuy mon maistre; un gentilhomme mien ami, la mien'amour, la sienne intention, ce livre mien, quelque sienne devotion;* ja sogar *laquelle mienne conversation, un sien tel enfant*, und schließlich noch eine Art Steigerung des Possessivums *un bien vostre ami* sind möglich. Auf die Frage: *à qui est ce livre?* gibt es, nach dem Zeugnis des Grammatikers Maupas 1607 fünferlei Antworten: 1) *mien*, 2) *il est mien*, 3) *c'est le mien*, 4) *c'est mon livre*, 5) *il est à moy.* Dabei läßt sich, wenigstens im 16. Jahrhundert, noch kaum eine Bevorzugung der analytischen Konstruktionen beobachten. Im Gegenteil, eine verstandesmäßige Umschreibung des persönlichen Eigentumsbegriffes, die das Mittelfranzösische besonders liebte: *le mary d'elle, les prieres de nous*, ist im

[1] Brunot, III, 485f.

16. Jahrhundert merklich zurückgegangen. Der persönliche Besitz wird so sehr synthetisch gedacht, daß selbst in prädikativer Funktion das possessive Fürwort die Konkurrenz mit dem persönlichen aushält. Man sagt: *ceci est mien.* Erst im 17. Jahrhundert erringt *ceci est à moi* den Sieg. Dabei hat sich, wie es scheint, der Singular: *ceci est mien*, *tien*, *sien* besser und länger gehalten als der Plural: *est nostre*, *vostre*, *leur*, der „Einzige und sein Eigentum" besser als die Vielen. — Höchst bemerkenswert und lehrreich ist ferner der Umstand, daß die Konstruktion *le mien cœur* im Laufe des 17. Jahrhunderts sehr viel rascher verschwunden ist als *ce mien cœur* und *un mien ami*[1]. Offenbar hatte im ersten Fall, bei vorhergehendem bestimmtem Artikel das Possessivum einen weniger nachdrücklichen, weniger werthaften Sinn als bei vorhergehendem Demonstrativum und unbestimmtem Artikel. *Ce mien camarade* und *un mien camarade* standen ungefähr auf der gleichen Linie wie *ce bon camarade*, *ce mauvais camarade*, *un tel camarade*, kurz die Zugehörigkeit wurde hier noch als eine Qualität, als ein Wert oder Unwert empfunden, noch nicht als reine, abstrakte Beziehung. Der emphatische Bedeutungston, den das alte Possessivpronomen hatte, ist dort, wo er am stärksten war, d. h. beim individualisierenden Hinweis *(ce)* und bei der Auswahl *(un)* naturgemäß später und langsamer abgeklungen, als bei der bloßen, generalisierenden Bestimmung *(le)*.

Die Beobachtung, daß der Hinweis im Zeitalter der Renaissance einen ganz besonders starken Beigeschmack von Qualifizierung und Wertung bekommen hatte, wird durch einen Blick auf die Demonstrativa reichlich bestätigt. Ja, dieser Beigeschmack steigerte sich so sehr, daß die Pronomina *ce*, *ceste*, *cestuy* bald nur noch adjektiv funktionieren konnten und zum reinen Hinweis „pro nomine", zu der substantivischen Funktion unbrauchbar wurden. Nur als Pendant zu *celuy* hat *cestuy* sich eine Zeitlang noch in substantivischer Geltung erhalten. Im Lauf des 17. Jahrhunderts

---

[1] Zeugnisse bei Brunot, III, S. 490f.

verschwindet es überhaupt; denn es ist überflüssig und durch *celuy* ersetzt worden. — Übrigens hat im 16. Jahrhundert selbst die Reihe *celuy*, *celle*, *ceux* adjektivisch, qualifizierend, werthaft funktioniert. Daneben freilich auch substantivisch. *A ceux de celle lignée* ist ein Beispiel, wo dasselbe Fürwort erst substantivisch, dann adjektivisch gilt. Erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts wird die adjektivische Geltung ausgeschieden. Daneben aber schwächt sich fortwährend auch die substantivische und muß durch Zusätze: *ci*, *là: celuy-ci*, *celle-là*, *ceci*, *cela* gehoben werden. Diese Zusätze finden sich schon im 15. Jahrhundert und werden im Laufe des 16. geradezu obligatorisch. — Durch die ganze Geschichte der französischen Demonstrativa hindurch geht eine merkwürdige Neigung, die rein pronominale Deixis, den rein sachlichen Hinweis immer wieder und wieder zu entkräften und die substantivischen Funktionen zugunsten der adjektivischen aufzubrauchen. Im Altfranzösischen konnte selbst der Artikel pronominal substantivisch funktionieren z. B. *li rois fist trois seiremanz . .: l'ame . . . son pere et la son fil et la sa mere*, wie heute noch im Deutschen: *Er schwor bei der Seele seines Vaters, bei der seines Sohnes und der seiner Mutter.* Als diese Deixis verblaßt war, kamen *cil* und *cist* an die Reihe und wurden ebenfalls aufgebraucht, sodann die stärkeren *cel* und *cest* und sogar *cestuy*, deren Schwächung wir soeben beigewohnt haben. Schließlich mußte zu *celuy* und gar zu *celui-ci*, *celui-là* gegriffen werden. So bringt es der temperamenthafte und rednerische Charakter des Französischen mit sich, daß der Hinweis immer wieder einen emphatischen, qualifizierenden, bald preisenden, bald verächtlichen Nebenton gewinnt und seiner rein sachlichen, pronominalen Bedeutungskraft darüber verlustig geht.

Nachdem sich die verstärkten Demonstrativa *celui-ci*, *celle-là*, *cela*, *ceci* eingebürgert haben, wird im 17. Jahrhundert ihre Funktion von der der einfachen *celui*, *celle*, *ce* abgegrenzt. Die verstärkten werden für den definitiven, keiner näheren Bestimmung bedürftigen Hinweis reserviert, die einfachen werden auf die Verbindung mit dem Relativum ver-

wiesen: *celui qui*, *celle qui*, *ce qui*, während *celui-là qui*, *celle là qui*, *cela qui*, *celui-ci qui*, *ceci qui* außer Gebrauch kommen. Es bildet sich ein grundsätzlicher Unterschied zwischen Demonstrativum absolutum und Demonstrativum determinandum. Beide funktionieren substantivisch, und insofern hat diejenige Funktion, die bisher immer nur Schwächung erfahren hatte, jetzt im Zeitalter des Rationalismus sich geradezu verdoppelt, ein Zeichen, wie sehr nun wieder das sachliche und logische Denken zur Geltung kommt. In der Tat muß die Feinheit und Festigkeit, mit der das klassische Schriftfranzösisch z. B. die folgenden Fälle auseinanderhält, als ein bedeutender Fortschritt des sprachlichen Denkens geschätzt werden: *cela est faux* und *c'est mal fait; c'est cela* und *c'est ce que je désire; celuy-là est indigne de vivre qui s'aime autant prisonnier que délivre* und *celui qui n'aime pas la liberté est indigne de vivre* usw. Brunot sagt von dieser Differenzierung: „Il est impossible d'imaginer une évolution plus compléte. Le plus puissant esprit logique ne l'eût pas mieux réglée que le simple instinct ne l'a fait. Les grammairiens, heureusement, sont venus trop tard pour contrarier ici le libre génie de la langue[1].“ Besieht man sich die Sache aber genauer, so ist es weniger ein Bedürfnis des Verstandes und der Logik gewesen, das hier gewirkt hat, sondern zunächst eine willensmäßige, dogmatische, doktrinäre, autoritative Sinnesart. Denn die Neuigkeit besteht ja nicht etwa in der Schöpfung oder Verstärkung oder Bereicherung der Demonstrativa determinanda; vielmehr sind gerade diesen ihre starken Formen entzogen worden. Das Neue liegt in der Prägung eines besonderen syntaktischen Mittels zum Ausdruck des definitiven, inappellablen, absoluten Hinweises; ein Mittel, das vorzüglich dazu dienen muß, das Gemeinte, das Gewünschte, das Gewählte, das Verworfene und Nichtgewünschte in kurzer apodiktischer Weise zu treffen: *c'est cela! ce n'est pas cela!* Daß bei derartiger Prägung eines Willensausdruckes zugleich für den Verstandesausdruck ein

[1] A. a. O., III, 494.

bedeutender Gewinn sich ergab, liegt in der Natur der Sprachentwicklung des 17. Jahrhunderts. Wie in jenem Zeitalter der autoritative Geist Richelieus und der rationalistische Descartes' zu einer einzigen Kultureinheit gehören, so haben in der Sprache und in all ihren Einzelheiten und selbst beim Gebrauch der Demonstrativa die beiden Sinnesarten sich gegenseitig gefördert. Das Primäre aber war, wie dort so hier, der Geist der Autorität, nicht der der Kritik.

Merkwürdig und geradezu auffallend ist es, wie schlecht mit der großzügigen Entwicklung der Demonstrativa die Relativa Schritt gehalten haben. Fast alles bleibt im 16. Jahrhundert beim Alten. Noch herrscht die mittelfranzösische Gleichgültigkeit für den Unterschied zwischen Beziehung auf sächliche und auf persönliche Nomina: *ceste femme de quoy vous me parliez; — quelque promesse et convenance, l'accomplissement de qui seroit inutile;* noch herrscht die Stumpfheit für flexivische Unterschiede: *ce ne fut pas sans grandes injures et reproches devant tout le monde, dont l'avoit bien merité. — Avez-vous point veu d'autres femmes que vous eussiez mieulx aymé coucher avec elles que avec la vostre?* Noch schwankt *que* zwischen relativischer und konjunktionaler Funktion hin und her. Dazu kommen Verwechselungen von *dont* und *d'où: la lumière vous viendra dont ne l'attendez*, von *dont* und *que: le matin dont le chevalier devoit desloger*[1]. Wie kommt es, muß man sich fragen, daß das Jahrhundert, das für Persönlichkeitsbegriffe einen so sicheren und feinen Sinn hatte, hier beim Relativum weder nach Geschlecht noch nach Kasus zu unterscheiden sich gedrängt fühlte? Es liegt wohl vor allem daran, daß das Relativpronomen, viel weniger als das Demonstrativum, die Möglichkeit hat, emphatische, qualifizierende, subjektive Färbungen aufzunehmen. Denn es ist

---

[1] Brunot, II, 422 ff. Der einzige Fortschritt, den das 16. Jahr hundert dem Pron. relat. gebracht hat, ist ein flexivischer, kein syntaktischer, nämlich die Unterscheidung von *qui* als Nominativ aller Geschlechter und *que* als Oblikus. Vgl. Brunot, II, 318.

in erster Linie ein reiner Beziehungsausdruck, der dem praktischen und logischen Verständnis zu dienen hat. —

Und dennoch hat das Zeitalter der Renaissance sogar dem Relativum emphatische und affektische Bedeutungsklänge beizubringen vermocht. In dieser einen Hinsicht ist denn auch in der Syntax der Relativa ein Fortschritt zu verzeichnen, zunächst nur ein quantitativer, scheinbar äußerlicher Fortschritt. Man beobachtet nämlich, daß die Anknüpfung eines Hauptsatzes an den andern nun immer häufiger vermittelst eines Relativums: *le quel*, *laquelle*, *quoy* bewerkstelligt wird. Diese Gewohnheit hatte im 15. Jahrhundert begonnen, macht nun aber im 16. gewaltige Fortschritte und behauptet sich auch noch im 17. Reichliche Belege für ihr erstes Anwachsen, das, wie man sich denken kann, durch lateinische und italienische Vorbilder begünstigt wird, findet man bei Huguet, Etude sur la syntaxe de Rabelais. *Je suis très aise de l'amour que vous avez de vostre honneur, pour lequel augmenter ne voulez espargner la vie. Laquelle chose si elle eust esté vraie, il eust beaucoup espargné des larmes . .; lesquelles choses je vueil et vous prie que faictes vostre pouvoir de les accomplir* usw. Huguet hat gefunden, daß „Calvin est peut-être, avec Rabelais, l'écrivain du XVI[e] siècle qui a fait le plus souvent usage de la construction latine. On pourrait en effet très naturellement s'attendre à trouver une pareille tournure dans un ouvrage qui avait été d'abord rédigé en latin. De plus, comme une telle construction facilite beaucoup le développement de la période, sans causer ancune obscurité, on ne peut s'étonner qu'elle soit assez fréquente dans *l'Institution Chrétienne.* Elle y est cependant, au moins dans le premier livre, plus rare que chez Rabelais" (S. 142). Höchst merkwürdig, daß der nüchterne Logiker und der temperamentvolle Dichter in gleicher Weise ein und dieselbe Satzverknüpfung gebrauchen! Ja, Rabelais gebraucht sie sogar noch ausgiebiger als Calvin. Dieses *lequel* ist eben — daran liegt es! — mehr, ziemlich viel mehr als eine verstandesmäßige Anknüpfung von Beziehungen; es hebt den Begriff, das Nomen, die Sache, an die an-

geknüpft wird, kräftig heraus, es unterstreicht sie und ist nicht ungeeignet, ihr eine emphatische Färbung zu geben. Man nehme z. B. aus Rabelais den Satz: . . . *les femmes de religion ont quelques petites imperfections secretes*, *les quelles honte insupportable leurs est deceler aux hommes confesseurs* und ersetze *les quelles* durch *que: imperfections secrètes qu('il) leur est honte insupportable (de) déceler* und betrachte, wie die *imperfections secrètes* durch *lesquelles* unterstrichen, sozusagen wiederholt und in ganz anderer Weise herausgehoben werden als durch *que.* Oft müssen wir dieses *lequel* mit *dieser*, *dieser aber*, *und dieser*, *eben dieser* übersetzen, denn es hat neben seinem relativen einen selbständig demonstrativen Wert und verleiht dem Wort, an das es anknüpft, Farbe und Ton. Jetzt ist uns die Vorliebe des temperamenthaften Zeitalters für diese Anknüpfung nicht mehr auffallend. So erklärt es sich auch, daß dieser Gebrauch von *lequel*, obgleich ursprünglich ein Latinismus und Italianismus, sehr rasch allgemein wurde und selbst einem so wenig gelehrten Schriftsteller wie Monluc außerordentlich zusagte. — Da nun *lequel* deklinabel war und alle Unterschiede des Kasus, des Geschlechtes und der Zahl zu berücksichtigen zwang, so ist es für einen genaueren Gebrauch der übrigen Pronomina, wie ihn das 17. Jahrhundert gebracht hat, eine treffliche und wichtige Vorschule geworden.

Übrigens hängt die große Ausbreitung dieser relativen Anknüpfungen nicht nur mit ihrem emphatischen und demonstrativen Wert, sondern auch mit ihrem konjunktionellen Charakter zusammen. Dies führt uns zu einer Betrachtung der Konjunktionen.

3. Die Konjunktion.

In seiner Arbeit über die Kunst der Prosa[1] hat Lanson beobachtet, daß die Neigung zur Satzverknüpfung, die schon im 16. Jahrhundert sehr stark war, in der ersten Hälfte des 17., in den Tagen Ludwigs des XIII. ihren Höhepunkt er-

[1] L'art de la prose, S. 55ff.

reicht. Er führt Beispiele langer, verwickelter Satzverbindungen aus Descartes an, aus Richelieu, aus M[me] de Rambouillet und folgert: „le philosophe, le ministre d'Etat, la femme du monde, construisent la même phrase, lentement déroulée, solidement étayée, la phrase d'une pensée qui travaille à se mettre en ordre et prétend, avant tout, manifester son enchaînement. Les mots sont serrés dans le cadre logique que construisent les relatifs, conjonctions et participes présents, comme la pierre de taille encadre la brique dans les hôtels de la place Royale. On sent un esprit robuste qui se contraint à une discipline nouvelle, à une marche posée et régulière: il se crée une forme un peu lourde, claire et sérieuse". Wie im staatlichen Leben der entfesselte Individualismus der Religionskriege und der Fronde von Richelieu und Mazarin unter die Autorität des Gesetzes und des Königtums gebeugt werden, so wird nun auch die alte Temperamenthaftigkeit in syntaktische Fesseln geschlagen. „La passion, la souffrance, l'emportement, soulèvent, secouent, sans la rompre, cette carapace logique."

Es wäre demnach zu erwarten, daß die damalige Sprache über einen großen Reichtum von Konjunktionen verfügte. Und doch war sie zu Anfang des 16. Jahrhunderts noch viel reicher an Konjunktionen als zu Anfang oder gar am Ende des 17. Der stilistische Höhepunkt fällt mit dem grammatischen keineswegs zusammen. Der Konjunktionen-Reichtum des 16. Jahrhunderts ist Überfluß, Unordnung, Verwirrung und Durcheinander von Doubletten und Synonymen, deren Sinn sich noch nicht gefestigt hat, so daß sie sich kreuzen, ineinander übergehen und eher eine lose Assoziation als eine durchsichtige Filiation und Verknüpfung der Gedanken zu vermitteln geeignet sind. Bevor die stilistische Kunst der Satzverknüpfung gedeihen konnte, bedurfte es einer Beschränkung ihrer syntaktischen Mittel. Die Sprache des 16. Jahrhunderts hat nur erst die Neigung, noch nicht die Befähigung zur Satzverbindung. Sie läßt sich an der Anknüpfung genügen und erreicht nur selten die Verknüpfung. Ihre subjektive, lyrische Art freut sich nicht etwa am ab-

gerissenen und sprunghaften Gedankengang, denn es ist keine aufgeregte, pessimistische, gewaltsame, romantische, sondern eine heitere, gesunde, ruhige, in sich selbst ruhende, selbstverständliche und natürliche Subjektivität, wobei die Gedanken wie musikalische Linien ineinander hinüberwogen und weiterfließen von Satz zu Satz. Was ich meine, wird deutlicher, wenn wir die wichtigsten Konjunktionen an uns vorbeiziehen lassen[1].

Man findet im 16. Jahrhundert noch *de quoy* und *dont* im Sinne von *de ce que: il faut t'esjouyr dont Pan est à son aise*, also eine relative Anknüpfung mit demonstrativem Sinn. Ähnlich *parquoy* im Sinne von *s'est pourquoi: par quoy fault avoir les yeux ouverts*. Also auch hier wieder ein Relativum, das nicht nur anknüpft, sondern auch heraushebt, und darum vorwärts so gut wie rückwärts weist.

Ferner: *ainsi que* im zeitlichen Sinn von *pendant que: ainsi que je regardoy ce beau feu*, *sortirent plus de six cens chiens*, wobei die Gleichzeitigkeit zweier Handlungen noch als Gleichartigkeit, also eher rhythmisch als temporal vorgestellt wird: *ainsi je regardai et ainsi sortirent.* Eine Relation wird als Sensation, ein Abstractum als Concretum gegeben. Ähnlich wird *adonc* „so, also", noch im Sinn von *alors* gebraucht.

Wie der reine Hinweis genügt, um zeitliche Verknüpfungen anzudeuten, so genügen andererseits noch viele zeiträumliche Verknüpfungen, um logische Verhältnisse des Grundes, des Gegensatzes, der Bedingung, der Einschränkung usw. zu suggerieren. Man hat z. B. *ains* noch im Sinn von *mais*, *ores que* wo heute *quoique*, *quand* wo *vu que* oder *puisque* stehen müßten; *puis que* selbst kann noch rein temporalen Sinn = *après que* haben. — Die große Menge zeitlicher Konjunktionen ist ebenso auffallend als charakteristisch für den musikalischen rhythmischen Geist dieser Sprache. Denn tatsächlich gibt ja zeitliches Nacheinander

[1] Außer Brunot vgl. auch Darmesteter Hatzfeld, Le seizième siècle, S. 282ff.

eher ein musikalisches als ein malerisches oder gar begriffliches Bild von den Dingen. Außer den bereits genannten und vielen andern, die noch heute leben, sind bemerkenswert: *empres que*, *soudain que*, *subit que*, *premier que*, *depuis que*, *incontinent que*, *devant que* (neben *avant que*), *auparavant que*, *alors que* (neben *lorsque*), *cependant que* (in temporalem Sinn neben *pendant que*), *jusques* und *jusques que*. Außerdem kann auch *tant que* temporalen Sinn haben, und so gut wie *ainsi*, natürlich auch *si*.

Nun ist von allen Satzverbindungen die leichteste, loseste, bequemste doch immer die zeitliche. Sie verpflichtet weder zu logischer, noch zu plastischer Arbeit. Auch haben wir gesehen, wie in der Literatur des Renaissancezeitalters und in ihrem Stil gerade die Durchsichtigkeit der logischen Verknüpfung und die malerische und plastische Ruhe und Anschaulichkeit zu wünschen ließen.

Wie wenig die Dinge noch logisch bearbeitet waren, zeigen Verknüpfungen wie *tant comme*, *autant comme*, wo Quantitatives mit Qualitativem verkoppelt wird. Ja, man findet sogar *non plus comme: lesquelles façons n'accordent non plus avec la nature du sacrement comme le feu avec l'eau* (Calvin). Andere Ungenauigkeiten, die im 17. Jahrhundert behoben wurden, sind *mesmement que* im Sinn von „obgleich", *moyennant que* im Sinn von „unter der Bedingung daß", *pour ce que* im Sinn von *parce que*, sowie *pour autant que*, *pour tant que*, *sur tant que* und *de tant que* mit kausaler Bedeutung.

Der Überschuß an syntaktischen Mitteln, verbunden mit der Neigung, die Zusammenhänge der Sätze stark zu unterstreichen und eher evident als transparent zu machen, erzeugte pleonastische Riesenkonjunktionen wie *par tel si que*, vor denen sich selbst so leichtgeschürzte Plauderer wie Despériers und Montaigne nicht fürchteten.

Was Wunder, wenn die Grammatiker des 17. Jahrhunderts sich auf jede Weise bemühten, diesen schwimmenden Überfluß einzudämmen, abzulassen, zu ordnen und zu festigen. Die Liste der von ihnen bekämpften Konjunktionen, der *conjonctions proscrites*, wie Brunot (III, 384ff.) sie zu-

sammenstellt, umfaßt 30 bis 40 Formen, resp. Bedeutungen. Die schulmeisterliche Wut, mit der das Übermaß und der falsche Gebrauch der Konjunktionen in den Büchern der Philologen und in den Salons der Damen bekämpft wurden, hat manchmal zu lächerlichen Entgleisungen geführt. Wer kennt nicht die Leiden und Freuden der von Malherbe verfehmten und von Voiture verteidigten Konjunktion *car!* — Aber dieses große papierene Blutbad unter den Konjunktionen hatte seine Berechtigung und war nötig, sofern eine klare, nüchterne, feste Baukunst der Sätze gedeihen sollte.

Dem gewaltigen Aderlaß steht denn auch im 17. Jahrhundert nur eine einzige Neuschöpfung gegenüber: die Konjunktion *pour que*, und selbst diese, obgleich, wie es scheint, der Kardinal Richelieu eine Vorliebe für sie hatte, ist von den Grammatikern beanstandet worden[1].

d) Syntax des Zeitworts.

1. Wandlungen der Konstruktion und der Bedeutung.

Wenn man die strenge Zucht, die Kritik, die bewußte und gewollte Regelmäßigkeit, von der die Syntax der Formwörter in der Schriftsprache des 17. Jahrhunderts beherrscht wird, mit den Freiheiten, Lockerheiten, Schwankungen und Lässigkeiten des 16. Jahrhunderts vergleicht, so erscheint dort das Verhalten der Sprache als ein wesentlich kultiviertes, hier noch als ein wesentlich spontanes, natürliches, zuweilen sogar naturalistisches.

Jedenfalls ist in der Weltanschauung des 16. Jahrhunderts der Naturalismus ein durchgehender Grundzug. Die Natur war das große Evangelium des Rabelais, und auch Montaigne noch setzte sein ganzes Vertrauen in die natürlichen Triebe und auf das Instinktmäßige und Naturhafte im menschlichen Denken, Tun und Lassen; während er das Übernatürliche, die Bewußtheit des Geistes, die Freiheit der

[1] Brunot, III, 397. *Attendu que* und *soit que* können nicht als Neuschöpfungen des 17. Jahrhunderts bezeichnet werden.

Vernunft und des Willens, die Selbstbestimmung des Menschen mit größtem Mißtrauen betrachtete. Ronsard und seine Freunde verherrlichten die Natur. Wenn sie in ihren Theorien über Sprache und Dichtung nicht der Natur, sondern einer fleißigen und zielbewußten Kultur das Wort reden, so gehört die Ausführung ihres Programmes im Grunde doch erst dem folgenden Jahrhundert an. Auch meinen wir nicht, der Naturalismus der Renaissance sei ein kulturfeindlicher gewesen. Er wendet sich lediglich gegen die Kultur des Mittelalters, bereitet aber in zukunftsfroher Stimmung die der Neuzeit vor und verkündet sie. Jedenfalls sind die gelungensten und echtesten Dichtungen der Pléiade einer tiefen Sympathie mit den natürlichen, nicht mit den ethischen oder politischen Lebensordnungen des Menschen entsprungen. Von einem natürlichen Christentum träumen die französischen Vorläufer und Mitläufer der Reformation. Nur Calvin scheint abseits zu stehen. Ihm ist Natur Verdammnis und Erbsünde. Wenn man aber unter Naturalismus die Überschätzung der Natur versteht, so ist auch Calvin Naturalist und hat der großen Denkgewohnheit seines Jahrhunderts einen reichlichen Zoll gezahlt. Auch ihm gilt die Natur als geistiger Faktor. Wie sie für Rabelais und Montaigne der Urgrund alles Guten ist, so wird sie bei ihm der Urgrund alles Bösen. In ihrer Überwertung sind Rabelais und Calvin sich einig, nur hat jener mit positivem, dieser mit negativem Vorzeichen sie überwertet. Daß sie aber an und für sich weder gut noch schlecht, weder weise noch töricht, sondern durchaus wertfremd ist und durch den bewußten Geist, sei es zum Guten, sei es zum Bösen, erst bestimmt und von der Vernunft überhöht werden muß, diese Weisheit gehört dem Zeitalter Descartes'.

Die naturalistische Einstellung des geistigen Auges bringt es mit sich, daß zwischen natürlichem Geschehen und bewußtem Handeln eine feste und klare Grenzlinie kaum mehr gesehen werden kann. Man bekommt eine Perspektive, in der die Unterschiede schwimmend werden, und bald das menschliche Handeln als unfrei, als natürlich gebunden und

passiv erscheint, bald auch das natürliche Geschehen sich als bewußt, als frei, willkürlich und gesetzlos darstellt. Passivum und Aktivum fließen in einem Medium durcheinander.

Darum ist die Syntax des Zeitworts ein besonders geeigneter Spiegel dieser naturalistischen Denkart. Freilich darf man hier keine grundsätzliche Aufhebung, sondern nur eine gelegentliche Verwischung der Unterschiede zwischen passiven und aktiven, transitiven, intransitiven und reflexiven, persönlichen und unpersönlichen Verbalkonstruktionen erwarten. War doch auch in der Auffassung der Welt und des Lebens der Naturalismus kein unbeweglicher und dauernder Standpunkt, sondern eine vorübergehende Wendung, die schon im folgenden Jahrhundert in den Rationalismus ausmündete. Dementsprechend sind dann auch bald die grammatischen Marksteine zwischen den verschiedenen Gebräuchen der Verbalkonstruktion wieder befestigt worden, und stilistische Schwankungen sind schließlich zu syntaktischen Abstufungen erstarrt.

Man erinnert sich, wie schon das Mittelfranzösische um ein Werden und Geschehen auszudrücken, zu reflexivischen Konstruktionen transitiver Verba gekommen war: *par les faulx hoirs se perdent les seigneuries; il n'est dueil que au bout de quelque temps ne s'appaise.* Dieser Gebrauch, im 14. Jahrhundert noch selten, im 15. schon häufig, erreicht im 16. den Höhepunkt seiner Verbreitung. Gewiß hat zu seiner Ausdehnung, nicht zu seinem Ursprung, der italienische Einfluß beigetragen. „Les exemples, tant ceux où le verbe est seul que ceux où il s'accompagne du complément du passif, sont innombrables: *Si ceste ville se prent d'assault, elle sera ruynée; la sagesse de Dieu ne se comprend point par les plus excellens du monde; ne pense pas que cela se doibve plus observer par les orateurs que par les historiographes*[1]. — Die Konstruktion, und darin liegt das Neue, greift mehr und mehr auf Fälle über, wo sie sachlich nicht nötig ist und gar verwirrend wirken kann: *il se lict dans la Bible*, wo man doch *on lit* zur Ver-

[1] Brunot II, 434.

fügung hatte; *il se voit*, *il se combattit* u. dgl. Ja sogar: *un cheval qui se vent au plus offrant*, statt *qu'on vend*, als ob ein Pferd sich prostituieren könnte! Kurz, eine Konstruktion, die ursprünglich zum Ausdruck eines Werdens und Geschehens diente, muß nun auch ein Tun und Handeln darstellen, freilich vorzugsweise nur ein unpersönliches Handeln. Denn der Persönlichkeitsbegriff, der dem Denken der Renaissance, wie wir anläßlich der Fürwörter gesehen haben, schon so klar und teuer geworden war, bildet wohl den wichtigsten Damm, an dem die Woge des Naturalismus sich gebrochen hat, so daß ein allzu weitgehendes Zusammenfließen aktivischer und passivischer Konstruktionstendenzen verhindert wurde.

So erklärt es sich wohl auch, daß eine andere Art reflexivischer Konstruktionen, nämlich der Gebrauch des Reflexivpronomens bei intransitiven Verben, der im Altfranzösischen so häufig war, nunmehr zurückgeht: *il se dort*, *nous nous partons*. Wir haben diese Ausdrucksweise seinerzeit als eine faktitive und ethische gekennzeichnet, wobei das Subjekt in seiner Handlung aufgeht, sich sozusagen in ihr herumwälzt und selbst ganz Handlung werden möchte. Diese Denkart ist nun bald, je mehr das Persönlichkeitsgefühl erwacht, nicht mehr zeitgemäß. Das Subjekt wird nicht mehr als in seiner Handlung, sondern als außer ihr und über ihr stehend gedacht. Schenke dich nicht weg, verliere dich nicht, gehöre dir selbst! predigt Montaigne. Gegen Ende der Renaissance tritt an Stelle des naturalistischen Platonismus der Stoizismus und Epikureismus als Modephilosophie. Ja man gewöhnt sich gar, in machiavellistischer und jesuitischer Weise die Gesinnung von der Handlung, den Zweck von den Mitteln loszutrennen. In jenen Zeitläuften macht sich denn auch der Rückgang der genannten Konstruktion am stärksten bemerkbar. Man kann nun nicht mehr sagen: *se combattre*, *se desdaigner*, *se dormir*, *s'habiter*, *se marcher*, *se soupçonner* im Sinn von *combattre*, *dédaigner* usw. Ja, es werden nicht nur diese pseudoreflexiven Konstruktionen, sondern zum Teil sogar wirkliche Reflexiva zurückgedrängt: *que iamais*

son front ne ridast de viellesse; mon desir renouvelle; la fureur affoiblit; dont je plains, souspire et regrette; tel fleurit aujourd'huy qui demain flestrira[1]. Bei einigen Zeitwörtern, bei denen die reflexive Konstruktion sich neben der gewöhnlichen gehalten hat, bilden sich Bedeutungsunterschiede heraus wie *attaquer qun.* und *s'attaquer à qun.* Wenn Du Vair schreibt: *les fruicts se nouent, se nourrissent, se meurissent, se pourrissent* und ein andermal: *nostre corps mesme ne pourrit que pour germer*, so ist der reflexive Gebrauch *se pourrissent* doch wohl sinnverschieden von dem neutralen *pourrit.* Das erstemal wird das Verfaulen als eine Funktion der Frucht, als eine Art vegetativer Handlung, das zweitemal als ein Leiden und Geschehen am Körper, nicht als eine Funktion des Körpers gedacht.

Wir müssen Brunot, der uns auch hier wieder die Beispiele geliefert hat, aufs lebhafteste beipflichten, wenn er eine genaue Statistik über die Schiebungen im reflexiven, pseudoreflexiven und intransitiven Verbalgebrauch des 16. Jahrhunderts verlangt. Nach dem Wenigen was wir wissen, ergibt sich nur ein ungefähres und allgemeines Bild. Die faktitiven ethischen, pseudoreflexivischen Konstruktionen, und in ihrem Gefolge sogar einige echt reflexiven, sind zurückgegangen. Dafür haben unter den echt reflexiven die passivischen und medialen Konstruktionen eine um so größere Förderung erfahren. Die ethische und dynamische Anschauungsweise hat vor der naturalistischen weichen müssen. Dabei scheint es, daß unter den pseudoreflexivischen Konstruktionen, wenn auch nicht ausschließlich, so doch in der Hauptsache, nur diejenigen Zeitwörter betroffen wurden, die ohnedem schon eher ein Geschehen als ein Handeln und eher ein unpersönliches als ein persönliches Tun und Lassen zu bezeichnen pflegen und auch sonst zwischen transitivem und intransitivem Gebrauche schwanken.

---

[1] Vgl. Marty-Laveaux, II, S. 237 f.

Die Zahl dieser schwankenden aber — und darin liegt ein weiteres Charakteristikum — ist im 16. Jahrhundert verhältnismäßig sehr groß. „Ce n'est pas en effet au XVIe siècle que la séparation entre verbes transitifs et intransitifs se fait rigoureuse[1].“ So konnte man, um nur einige Beispiele aufzuführen, *regarder qun.* und *à qun.*, *ressembler qun.* und *à qun.* sagen, man konnte *assister à qun.* im Sinn von *qun.* und ähnlich *contrarier*, *favoriser*, *fournir*, *incommoder*, *requérir*, *servir*, *toucher à qun.* gebrauchen. Umgekehrt konnte man *prétendre*, *délibérer*, *naviguer*, *entrer*, *approcher* mit Akkusativ-Objekt und *apprendre*, *reprocher*, *échapper*, *nuire*, *périr* gar mit dem Akkusativ der Person konstruieren, andere wie *reposer*, *s'escrier*, *mentir* mit dem Akkusativ der Sache.

Im 17. Jahrhundert hat man auch hier wieder in autoritativer Weise die Dinge zu regeln gesucht. Dabei gingen die Grammatiker viel weiter als der Sprachgebrauch ihnen folgte. Läßt man aber die Theoretiker beiseite und betrachtet man die Neigungen und Strömungen des Sprachgebrauches, so zeigt sich, daß, wie zu erwarten war, dieses Jahrhundert der Machtentfaltung des bewußten Willens, vorzugsweise die objektiven, faktitiven, transitiven Verbalkonstruktionen gestärkt und vermehrt, die subjektiven und neutralen dagegen verringert hat. Bei Balzac findet sich das folgende stilistische Kuriosum: *quand votre Majesté pleureroit des perles*, *quand elle cracheroit des esmeraudes*, *quand elle esternueroit des rubis*, *quand elle moucheroit des diamants* . . . In ähnlicher Richtung wie diese künstlichen Beugungen des Sinnes, verlaufen zahlreiche natürliche Wandlungen. Man beginnt, *avancer*, *croître*, *débordér*, *déserter*, *éclipser*, *écumer*, *sortir*, *éclore*, *souvenir* mit direktem Objekt im Sinne von *faire avancer*, *faire croître* usw. zu gebrauchen. Ja sogar *tomber*, *crouler*, *resoudre*, *aboutir*, *évaporer* u. a. finden sich in ähnlichen Bedeutungswandlungen. Das Erstarken des objektiven und transitiven Sinnes führt zu einem Übergriff der Verbalkonstruktion mit direktem Objekt in das Gebiet der indirekten z. B. *consentir un*

---

[1] Brunot, II, 439.

mariage, *consulter sa cause à un avocat*, *courrir un larron* u. dgl. Natürlich kommt auch der umgekehrte Übergriff vor, doch ist er seltener: *étudier*, *toucher à qch.* u. a[1].

2. Akkord zwischen Subjekt und Verbum.

Wenn, wie wir gesehen haben, der Naturalismus des 16. Jahrhunderts an dem erwachten Sinn für Persönlichkeit, für geistige Individualität und Subjektivität des Menschen seine Grenze findet und derart von ihm bestimmt und bearbeitet wird, daß er sich schließlich im 17. Jahrhundert zum Rationalismus verwandelt, so hat andererseits natürlich auch der Subjektivismus der Renaissance die Gegenwirkung des Naturalismus verspürt und hat sich schließlich zum Objektivismus geläutert. In eine weniger akademische Sprache umgesetzt soll das ungefähr heißen, daß in der herrschenden Sinnesart des 16. Jahrhunderts alles darauf ankommt, was der einzelne Mensch durch Geburt und Anlage ist, während im 17. Jahrhundert vor allem das geschätzt und gesehen wird, was er durch Bildung und Fleiß leistet.

Man kann diesen gewaltigen Umschwung der Gesinnung in dem unscheinbaren syntaktischen Schicksal einer kleinen formelhaften Redewendung gespiegelt sehen. In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts pflegte man zu sagen: *ce suis-ie qui a faict*, in der zweiten des 17. dagegen: *c'est moi qui ai fait.* Was ist hier vorgegangen? Zuerst wurde der Persönlichkeitsbegriff *ie* mit dem Seinsbegriff *suis* akkordiert, während der Tätigkeitsbegriff *avoir fait* von dem unpersönlichen Relationsbegriff *qui* sich tragen ließ. Später ist der Persönlichkeitsbegriff zwar zu *moi* verstärkt und sozusagen verabsolutiert, aber andererseits in eine neutrale, unpersönliche Konstruktion *c'est moi* mit völlig verblaßtem Seinsbegriff gebracht worden, während der Tätigkeitsbegriff *avoir fait* nunmehr auf die erste Person als das wahre Subjekt der Handlung bezogen wird: *ai fait.* Kurzum, die Aufmerksamkeit des sprachlichen Auges hat sich von meinem Sein auf meine Tat ge-

[1] Einzelheiten bei Brunot, III, S. 536ff.

richtet. In der Mitte zwischen diesen beiden Konstruktionen steht als eine Übergangsform, die sich nicht gehalten hat: *c'est moi qui a fait.*

Im übrigen ist von der Übereinstimmung zwischen Verb und Subjekt zu sagen, daß sie im 16. Jahrhundert noch eine ziemlich lose war und in zweifelhaften Fällen bald dem Sinne, bald der grammatischen Form nach bewerkstelligt wurde. Die Solidarität des Subjekts mit seinen Zuständen und Handlungen ist weder in sachlicher noch in formaler Hinsicht gefestigt. Das sogenannte logische und das sogenannte grammatische Subjekt geraten, was den Akkord des Zeitwortes betrifft, noch oft miteinander in Konflikt, wobei zumeist das logische den Sieg davonträgt.

Übrigens sind die Ausdrücke „logisch" und „grammatisch" für unsere Betrachtung die denkbar unglücklichsten. Denn sehr oft, wenn auch nicht immer, wird als logisches Subjekt das bezeichnet, was dem Sprecher als der Träger der von ihm berichteten Handlungen oder Zustände nur dunkel, nur im Gefühl, nur in seiner Stimmung und Meinung vorschwebt, ein Subjekt, das geahnt, aber nicht gewußt und eben darum nicht ausdrücklich herausgestellt wird, also keineswegs ein logisches, sondern ein lyrisches, empfundenes, spontanes, ein Noch-nicht-Subjekt ist. Wenn man im 16. Jahrhundert sagte: *Nul prince catholique se doyvent recepvoir*, so läßt der Pluralis *doyvent* erraten, daß als spontanes Subjekt in der Stimmung und Ahnung des Sprechers etwas Chaotisches schwebte, eine posiv-negative, pluralisch gemeinte, aber auf Null zu reduzierende Vielheit katholischer Fürsten. Streng genommen läßt das spontane Subjekt, eben weil es ein Noch-nicht-Subjekt ist, sich nur ahnen und suggerieren. Der Sprachtheoretiker, der es ergänzt und konstruiert, macht sich eines unhistorischen Intellektualismus schuldig und erhebt sich damit auf die zweite Stufe, nämlich auf die des gewußten, herausgestellten, konstruierten, künstlichen, eigentlichen oder, wenn man will, auch grammatischen Subjektes. Das 16. Jahrhundert liebte Konstruktionen wie: *l'influence des Muses m'ont fait curieux; si*

la fureur de tes mains ont telle pouvoir. Das zugrunde liegende spontane Subjekt sind nicht *les Muses*, nicht *tes mains*, sondern ein unaussprechliches Gemisch von Musen und ihrem Einfluß, von Händen und ihrer Wut.

Ein gut Teil dieser und ähnlicher Sinnkonstruktionen ist im 17. Jahrhundert beibehalten und von den Grammatikern gerechtfertigt worden. Wenn z. B. ein Zeitwort sich auf mehrere Subjektsnomina bezog, so setzte man, obgleich es mehrere waren, das Zeitwort immer dann in den Singularis, wenn die Vielheit der Nomina im Gefühl, in der Meinung, in der Stimmung des Sprechers als Einheit empfunden wurde. Aber, und dies kommt nun als neuer, entscheidender Faktor hinzu: das bloße Empfinden, die rein subjektive Stimmung, die unbewußte Meinung genügten zu der Entscheidung nicht mehr und wurden nur insofern als maßgebend anerkannt, als sie sich im Geiste des Sprechers zu einer bewußten, rationellen, im Sachverhalt selbst begründeten Absicht erhoben. Das rein subjektive Meinen mußte zu einem subjektiv-objektiven, intellektuellen Wollen werden. Das spontane Subjekt wurde zu einem konstruierten elaboriert und erhielt nun als solches in der Schriftsprache des 17. Jahrhunderts grammatikalisches Bürgerrecht. Man sagte: *Sa clemence et sa douceur estoit incomparable*, aber: *l'amour et la haine l'ont perdu; une infinité de personnes ont pris la peine*, aber *une infinité de monde se jette là dedans.* Hier kann von einem spontanen Subjekt, von einem chaotischen Gemisch, das rein individuell und undefinierbar in der geistigen Subjektivität des Sprechers verborgen liegt, nicht mehr die Rede sein. Denn der Akkord ist nun nach objektiven Regeln und nach Maßgabe eines konstruierten, mehr als nur spontanen Subjektes getroffen. Wenn ein klassischer Schriftsteller und Purist des 17. Jahrhunderts schreibt: *il n'y eut aucune de ces Dames qui n'en parussent touchées* (Segrais), so ist es etwas wesentlich anderes als wenn ein Novellist des 16. Jahrhunderts dieselbe Konstruktion gebrauchte. Denn dieser hat den Akkord unter dem Eindruck eines spontanen Subjektes, das wir nur erraten können, versäumt; jener

hat ihn mit bewußter Rücksicht auf ein konstruiertes, positiv gewendetes Subjekt: *toutes ces Dames* vermieden. Äußerlich ist es dasselbe, und der abstrahierende Schulgrammatiker vermag einen Unterschied nicht zu sehen. Unbeirrt konstruiert er sein „logisches" Subjekt im Gegensatz zum „grammatischen". Wer aber die Wirklichkeit der Sprachentwicklung erfaßt, dem entrollt sich hier der ganze kulturelle und seelische Umschwung Frankreichs von der Renaissance zu der Klassizität.

3. Freie und absolute Konstruktionen des Infinitivs und der Partizipien.

Schlagwörter wie Subjektivismus und Objektivismus sind unendlich vieldeutig. Jedes Jahrhundert, jedes Volk hat seine eigenen und besonderen Arten und Abarten davon gehabt. Um den Subjektivismus des 16. Jahrhunderts zu verstehen, genügt es nicht, sich an einer Fülle von kulturgeschichtlichen und sprachgeschichtlichen Einzelheiten zu veranschaulichen, wie er in einen Objektivismus des 17. Jahrhunderts ausgelaufen ist. Man muß sich auch erinnern, wie er seinerseits aus einem anderen Objektivismus, nämlich dem des mittelfranzösischen Zeitraums hervorgeht. Man könnte ihn darum, immer nur mit Schlagwörtern, als den Übergang vom pragmatischen Objektivismus des späten Mittelalters zum rationalistischen Objektivismus des 17. Jahrhunderts bezeichnen. Dem späten Mittelalter gilt im allgemeinen diejenige Wirklichkeitsbeobachtung als die wertvollste, die sich im praktischen Leben und in den Besonderheiten des empirischen und sinnlichen Daseins bewährt, dem klassischen Zeitalter aber diejenige, die eine möglichst umfassende, überempirische, sei es ethische, sei es theoretische Allgemeingültigkeit hat. Das 16. Jahrhundert hat von der Wertschätzung des Nützlichen zu der des objektiv Geltenden den Weg gebahnt kraft seiner Wertschätzung des subjektiv Menschlichen.

Nachdem wir zu unserer besseren Orientierung im Gewimmel des geistigen Lebens der Vergangenheit diese lehr-

haften Pflöcke gerammt haben, betrachten wir die Geschichte des französischen Akkusativ mit Infinitiv. Der klassisch lateinische Akkusativ mit Infinitiv war im Vulgärlateinischen untergegangen. *Nuntiatum est Ciceronem consulem creatum esse* war aufgelöst worden in: *Nuntiatum est quod* oder *quia Cicero consul creatus est.* Wohl aber gab es noch einen anderen, einen praktischen, faktitiven Infinitiv mit Akkusativ. Dieser hat sich gehalten und weitergebildet: *Imperator facit servum ad sese vocitare.* Genau so heißt es im Altfranzösischen: *Voldrent la faire diaule servir* (Eulalia). In dem Maße, in dem die Wortstellung analytisch wird, verbindet sich dieses *faire* anstatt mit dem Nomen resp. Pronomen nun mehr und mehr mit dem Verbum: *Par moltes terres fait querre son enfant* (Alexius). Nächst *faire* waren längst auch andere Verbalbedeutungen, die dem Gebiet des praktischen Handelns, des Wollens, Sollens, Müssens, Mögens, Könnens, Dürfens angehören, befähigt, einen solchen Infinitiv zu regieren: *deveir*, *estoveir*, *voleir*, *poeir. Mort vos estoet sufrir* (Roland); *Olivier qu'il tant poeit amer* (ibid.). Von diesem Bedeutungskreis zu dem des Beabsichtigens und Meinens, *cuidier* und *penser*, Zulassens *laissier*, Verordnens und Befehlens: *ordonner*, *permettre* ist nur ein kleiner Schritt. Jedoch, lange bevor unsere Konstruktion die ganze Sphäre der Bedeutungen des praktischen Lebens durchlief, hatte sie schon in der theoretischen Sphäre ihre ersten Schritte angesetzt. Dabei begann sie, wie man sich denken kann, bei den Verben der sinnlichen Wahrnehmung: *veeir* und *oïr*: *Charles verrat sun grant orguill chaeir* (Roland); *une pulcellet odit molt gent plorer et son ami dolcement regreter* (Poème dévot). Im Mittelfranzösischen Zeitraum zog unsere Konstruktion immer weitere Kreise und ging bei dem herrschenden Pragmatismus, der das Denken und Betrachten als ein Handeln, Tun und Machen aufzufassen liebte, dazu über, auch von Verben des Denkens, Vermutens, Wissens und Sagens einen Akkusativ mit Infinitiv abhängig zu machen: *ie les presumoye . . . estre nus et ignorans* (Christine de Pisan); *et savoit ces choses estre vrayes* (ibid.). Ja sogar die rein theo-

retischen und unpersönlichen Ausdrücke des Scheinens und Klarseins, die an und für sich schlechthin kein Objekt haben können, werden nun fähig, einen Akkusativ mit Infinitiv zu regieren: *il appert Dieu estre fin de tout* (Christine). Jetzt ist, was ehedem Objekt des Handelns und Denkens, d. h. des regierenden Verbums war, unversehens zugleich das Subjekt des regierten Infinitivs geworden. Aus dem pragmatischen Objektivismus des sprachlichen Denkens ist ein theoretischer Subjektivismus hervorgegangen, und die klassisch lateinische Konstruktion lebt wieder auf. Sehr schön läßt sich an einem Beispiel aus D'Aubigné der Übergang vom ersten zum zweiten Sinn beobachten: *ces Huguenotz . . . desclarèrent cette loy inique* (*loy* = Objekt zu *déclarer*) *et n'avoir jamais estée pratiquée par les Albanois* (*loy* = Subjekt zu *estre pratiquée*). Im 14. und 15. Jahrhundert findet sich der Akkusativ mit Infinitiv vorzugsweise nur bei gelehrten, lateinisch gebildeten Schriftstellern; im 16. wird er zu einer der allgemeinsten und gewöhnlichsten Formen. Die Möglichkeit, ein und dasselbe Satzglied als Objekt und Subjekt zugleich zu denken, ist in diesem Jahrhundert, wo die höchste Subjektivität eines Rabelais: „fais ce que voudras!" mit der höchsten Objektivität eines Calvin: fais ce que devras! sich paart, zur Selbstverständlichkeit geworden.

Die objektiv-subjektive Doppelheit der Beziehung, von der der neu erstandene Akkusativ mit Infinitiv gelebt hat, lag so sehr im Geiste der Zeit, daß sie auch in andere Konstruktionen sich einnistete und mancherlei Zweideutigkeit und Unklarheit daselbst anrichtete. Und lange hat es gedauert, bevor hier Ordnung geschafft werden konnte. Selbst die Akademie noch schreibt in ihren *Observations sur le Cid* einen Satz wie den folgenden: *l'observateur a repris ce vers avec trop de rigeur, pour avoir la césure mauvaise.*

Die Leichtigkeit, mit der ein Objekt zum Subjekt umgedacht wird, hängt mit jener naturalistischen Einstellung des geistigen Auges zusammen, die zwischen aktiven und passiven Vorgängen, zwischen Tun und Geschehen keinen festen Unterschied zu sehen erlaubt. Es finden sich denn

auch im Zeitalter der Renaissance zahlreiche Konstruktionen, in denen gleichzeitig Objekt in Subjekt und Aktiv in Passiv übergehen. *En les mettant dedans* (als man sie hineinsteckte) *ils chanterent te deum laudamus. Les grains qui en les semant tombent sur les cornes des bœufs en deviennent durs. Pourveu que la mort nous arrive en luy obeïssant.* Das aktivistische Gerundium wird passivistisch gedacht, indem sein Objekt zugleich das Subjekt des Hauptsatzes ist.

Die Möglichkeit des Gerundiums, eine doppelte Bezogenheit, eine aktive und eine passive einzugehen, ebnet die Bahn zur völligen Beziehungslosigkeit, d. h. zur absoluten Konstruktion des Participiums praesens. Das Altfranzösische hatte nur schwache, auf bestimmte Formeln beschränkte Ansätze zu einer solchen: *veant touz*, *oiant les chevaliers*[1]. Die Nachahmung des Latein hat weitere, aber zunächst nur gelehrte, literarische Versuche gezeitigt, die sich im Mittelfranzösischen gemehrt haben[2]. Populär wird die absolute Konstruktion des Participium praesens erst dank der Vereinigung der subjektivistischen mit den naturalistischen Anschauungsformen im Zeitalter der Renaissance. *Restant seulement une maison, y mist le feu dedans. Vous vivant joyeux, gaillard, de hait, je ne seray riche que trop.* Ohne das spontane Bedürfnis der Sprache, Begleiterscheinungen, Begleitumstände, Begleitereignisse, Parallelbewegungen, die neben der Haupthandlung hergehen, in natürlicher Assoziation, in loser und launischer Beiordnung zu geben, hätte aller lateinische Einfluß nicht genügt, um diese Satzform zu der überreichen Blüte zu treiben, die ihr nun geworden ist. Das Subjekt des Nebenvorgangs nicht einmal ausdrücken zu müssen, und aus dem Hauptvorgang entnehmen und erraten zu lassen, entsprach so recht der musikalischen und lyrischen Technik dieser Sprache. So braucht der begleitende

---

[1] Von einigen wird diese Konstruktion als Gerundium, nicht als Participium aufgefaßt. Vgl. Eugen Lerch, Prädikative Participia für Verbalsubstantiva im Französischen. Beiheft 42 zur Zeitschrift für rom. Phil., Halle 1912, S. 13f.

[2] Brunot, II, 465.

Baß seine eigene Harmonie nicht zu haben, denn er empfängt sie aus dem Zusammenklang mit der Hauptmelodie. *Ayant argent, portant croix, ilz te jecteront sus quelques rochiers. Vray est que saultant les hayes et buissons, mon froc y laisse du poil.*

Das 17. Jahrhundert hat zwar die Lockerheit der Beziehungen in diesem Umfang nicht mehr geduldet und verlangte zwar, daß das absolute Participium resp. Gerundium wenigstens nicht ganz in der Luft flattere, wenigstens an ein vorhandenes Glied des Hauptsatzes irgendwie gebunden werde, daß sein Subjekt wenigstens erschlossen werden könne und nicht erraten werden müsse. Aber in der Hauptsache hat es die Freiheit und Beweglichkeit der Konstruktion bewahrt[1].

Es ist nur die andere Seite derselben Sache, wenn auch das Particip passé beziehungsfrei und absolut wird. Ja, die freien Konstruktionen des Particip passé haben sich sogar noch rascher und leichter eingebürgert. Es liegt dies in der Natur dieser Form, die von Hause aus aktivisch und passivisch zugleich und nie das eine oder andere ausschließlich war. Z. B. das altfranzösische: *si s'en revint lance levée* umschließt schon beide Sinnesarten: *ayant sa lance levée* und *étant sa lance levée. — Et ice ouy son pere commanda* kann in gleicher Weise als *étant oui* und *ayant oui* gedeutet werden. Daher finden wir das sogenannte Participium absolutum sowohl wie das Participium an Stelle eines Verbalsubstantives schon im Mittelfranzösischen stark verbreitet. Seine üppigste Blüte freilich fällt wieder in das Jahrhundert der Renaissance.

Daß bei dieser schillernden, subjektiv-objektiven Beziehungsmöglichkeit der Akkord kein fester sein konnte, weder beim ersten noch beim zweiten Participium, versteht sich von selbst. Ja, es ist überhaupt nicht abzusehen, wie er aus der Natur der Sache heraus sich hätte festlegen sollen. Die Grammatiker des 17. Jahrhunderts, die an den Freiheiten des Akkord Anstoß nahmen, konnten denn auch keine andern als künstliche und dogmatische Regeln, an denen das

[1] Einzelheiten bei Brunot, III, 596ff.

Französische noch heute krankt, in autoritativer Weise befürworten. Freilich, der völligen Unordnung des 16. Jahrhunderts gegenüber bedeuten die Kongruenzregeln der Akademie einen schätzenswerten Fortschritt.

4. Der Tempusgebrauch.

Da die funktionellen Bedeutungen der Tempusformen des Zeitwortes längst festlagen, so darf man in dieser Hinsicht keine tiefgehenden Änderungen mehr erwarten. Für jede Zeitform ist das Sprachgefühl in einem bestimmten Sinne, den es nun nicht mehr verläßt, sondern nur noch weiter verfolgt, instradiert. Es kann sich also höchstens um straffere oder losere Folgerichtigkeit im Tempusgebrauch handeln; das Gefühl für die Sinnesrichtungen von Präsens, Perfekt, Imperfekt usw. kann sich verfeinern oder abstumpfen, und ein kritisches Stilbewußtsein kann sich darauf besinnen oder nicht. Da hat nun, wie man sich denken kann, das 17. Jahrhundert vorzugsweise die kritische Besinnung, die Festigung, die größere Sauberkeit und Sicherheit, das 16. aber mehr eine Reihe intuitiver und unwillkürlicher Verfeinerungen des sprachlichen Zeitgefühles gebracht.

Man erinnert sich, wie im Mittelalter der Erzähler vom Perfekt ins Präsens, vom Präsens ins Perfekt zu springen liebte, ohne daß er damit eine bestimmte stilistische Wirkung verband[1]. Diese Willkür ist bei den Erzählern der Renaissance, wenigstens bei den besseren, eine schöne Freiheit geworden, die sie, wenn auch nicht bewußtermaßen, so doch mit künstlerischem Instinkt zur Belebung ihres Ausdrucks gebrauchen. Freilich bedürfte es, um zu entscheiden, in welchem Maße der Sprung noch ein gedankenloser oder aber ein künstlerischer war, einer eingehenden Untersuchung. Wenn Despériers schreibt: *Et, en disant hin, la bonne femme, de l'aise qu'elle avoit en son compte, se print à faire la ruade que feroit son poulain, et en la faisant, sa potée de lait va tomber et se respandit toute*, so ist die künstlerische Wirkung nicht

[1] Vgl. oben S. 73f.

zu verkennen[1]. Ziemlich konventioneller nimmt sich derselbe Tempussprung bei Margarethe von Navarra aus: *Et quand il veid que ses propos ne la povoient gaingner, luy en va bailler d'un autre, disant: Helas, ma fille . . .* Wie sehr aber selbst bei mittelmäßig Begabten der sprachliche Instinkt gegen Ende des Jahrhunderts sich verfeinert hatte, mag ein Beispiel aus den Memoiren der Margarethe von Valois zeigen: *Luy, se voulant garantir, se jetta sur mon lict. Moy, sentant cet homme qui me tenoit, je me jette à la ruelle, et luy après moi . . . . Je ne cognoissois point cet homme . . . Nous cryons tous deux, et estions aussi effrayez l'un que l'aultre. Enfin Dieu voulust que . . .* Die Grammatiker des 17. Jahrhunderts bemühen sich, die Fälle, in denen der Übergang vom Perfekt zum Präsens historicum statthaft oder ratsam ist, zu bestimmen und schlagen vor, ihn nur bei Subjektwechsel, nicht innerhalb eines und desselben Satzes oder einer und derselben Sinneseinheit eintreten zu lassen und was dergleichen Rezepte mehr sind[2].

Die Verwendung des Imperfekt in der Erzählung und die Rolle, die es hier dem Perfekt gegenüber spielt, hat schon im mittelfranzösischen Sprachgebrauch sich zu klären begonnen; so daß zu Anfang des 17. Jahrhunderts der Grammatiker Maupas eine Theorie dieser beiden Tempora entwerfen kann, die mit bemerkenswerter Schärfe den Kern der Sache trifft[3]. Auch das Verhältnis von einfachem und syntaktischem Perfektum *(il aima* und *il a aimé)* hat er, wenn auch noch mit engen und beschränkten, so doch nicht unrichtigen Angaben bestimmt. — Ohne eine neue Theorie zu den allzuvielen, die wir besitzen, fügen zu wollen, glaube ich, darf man sagen, daß das einfache Perfekt im Dienste einer theoretisch geschauten Vergangenheit steht, das zusammengesetzte aber eine praktische Notion des Vergangenen ver-

---

[1] Weitere Beispiele für den Sprung vom Präsens ins Perfekt und vice versa bei Despériers bringt R. Rübner, syntakt. Stud. zu Bonav. Desp. Leipzig. Diss. 1896. S. 30.

[2] Brunot, III, 584f.

[3] Ebenda 582 und 584 Anm.

mittelt. Dort hat man eine Vision der Vergangenheit, wie sie im Auge eines Dichters und Historikers, eines nur kontemplativ interessierten Gemütes sich zu spiegeln pflegt, hier hat man die praktische Auffassung, die alles aktuell macht und auch das Verflossene in das handelnde, gegenwärtige Leben hereinzieht, nicht um es zu empfinden, anzuschauen, zu verstehen, sondern um es zu wissen, gewiß zu haben und brauchen zu können. So erklärt es sich, daß der Franzose des Mittelalters dem einfachen Perfekt, wofern er nicht geradezu das Präsens verwendet, den Vorzug gibt. Seine Lebensauffassung ist kontemplativ gestimmt. Am Vergangenen interessiert ihn der zeitlose, symbolische und jenseitige Ewigkeitswert, oder es ist ihm traumhaft schwankende Fabel ohne feste Beziehung zum Heute. Es dient ihm teils zur ethischen und religiösen Erbauung, teils zur ästhetischen Unterhaltung, aber nur ausnahmsweise, nur nebenher zur nützlichen Unterrichtung in den gegenwärtigen Händeln der Welt. Daher sieht er das Vergangene ohne Perspektive, ohne plastische Festigkeit, wie ein Visionär, wie ein Träumender, fern und gegenwärtig zugleich. Wie nun aber gegen Ende des Mittelalters der Wirklichkeitssinn erwacht und der Geist sich im Diesseits und in der Gegenwart festnistet, da beginnt er die Fäden zu spinnen und die praktischen Beziehungen zu sehen, die das Gestern an das Heute knüpfen. Wo es bisher nur ein Diesseits und ein Jenseits, nur eine vergangene Vergangenheit und eine Gegenwart gegeben hatte, und ein Hinundherschwanken zwischen diesen beiden, erhebt sich nun, trennend und verbindend, eine Art dritter Dimension, eine Spiegelung der Vergangenheit in den aktuellen, unmittelbaren und praktischen Interessen der Gegenwart. Das zusammengesetzte Perfektum, das man als den typischen Ausdruck dieses neuen Zeitbewußtseins auch das pragmatische nennen könnte, festigt sich im Lauf der mittelfranzösischen Epoche zu einer syntaktischen Einheit, die es im Altfranzösischen noch nicht erreicht hatte. Altfranzösische Konstruktionen wie: *jo ai paienz veuz; le cheval brochet, si ad le tertre munte* wechseln noch ziemlich unterschiedslos

mit andern wie: *perdud avuns Espaigne nostre terre; de sun osberc li ad rumput les pans;* wobei es fast noch ganz von der jeweiligen Bedeutung des Zeitworts und vom Inhalt der Rede, aber nicht von ihrer syntaktischen Form abhängt, ob sie im Präsens oder im Passatum ruhen, ob man den Typus *il a la barbe coupée* oder *il a coupé la barbe* vor sich hat. Der dichterische Stil hat diese Doppeldeutigkeit noch lange beibehalten. Ich finde z. B. bei Villon:

Mort, j'appelle de ta rigueur,
Qui m'as ma maistresse ravie . . .

und ähnliches noch in der Dichtung des ganzen 16. Jahrhunderts. Ja selbst heute noch können die beiden Typen sich kreuzen. Dank den akademischen, papierenen Regeln des Akkord, wie sie im 17. Jahrhundert aufgestellt wurden, ist ein Satz wie: *la barbe que j'ai coupée* heute noch zweideutig.

Wir haben darin den Beweis, daß es eher die gesprochene Rede als die Schriftsprache, eher der prosaische Stil als der poetische, eher der alltägliche als der feierliche war, der die Ausbildung des pragmatischen Perfektums begünstigt hat. Daher hat es nur langsam sich Bahn brechen und in der Schriftsprache den Platz schaffen können, der ihm dem historischen Perfekt gegenüber zukommt. Rabelais in seiner Prosa z. B. gibt noch vielfach dem historischen Perfekt, was nach dem Sprachgefühl des folgenden Jahrhunderts, selbst im lyrisch-tragischen Stile dem pragmatischen gehört: *Veistes vous oncques chien rencontrant quelque os medulare? Mais vous n'en ouystes jamais d'une si merveilleuse . .*
Dagegen schreibt Racine:

Hélas! du crime affreux dont la honte me suit
Jamais mon triste cœur n'a recueilli le fruit.
(Phèdre)

In seinem Jugendwerk Alexandre le Grand freilich findet sich noch häufig das historische Perfekt:

Par quelle barbarie
A-t-on de votre maître excité la furie?
Vit-on jamais chez lui nos peuples en courroux
Désoler un pays inconnu parmi nous?
Jamais tant de valeur n'attira mon estime[1].

Man darf wohl annehmen — und es wäre die Mühe wert, der Sache nachzugehen, — daß die dramatische Literatur vor allem es gewesen ist, in erster Linie die komische, in zweiter die tragische, die dem pragmatischen Perfektum aus der täglichen Rede in die schriftliche Kunstsprache hineingeholfen hat. Corneille hat in seinen Korrekturen (1660) mehr als einmal an Stelle des historischen das pragmatische Perfektum gesetzt. Freilich, in all ihre Rechte ist diese Zeitform erst durch die Nüchternheit und praktische Verstandesmäßigkeit der Aufklärung, des Materialismus und Positivismus eingesetzt worden.

Auch in der Consecutio temporum hatte sich, wie wir gesehen haben[2], im mittelfranzösischen Zeitraum ein vorwiegend pragmatischer Sinn für die Abhängigkeit und Relativität der Zeitfolgen ausgebildet. Demgegenüber war der subjektive, nicht zeiträumliche, sondern rein innerliche Sinn

---

[1] Freilich beim rhetorisch-lyrischen Ausruf findet man selbst in der Athalie noch das historische Perfekt: *Et quel temps fut jamais si fertile en miracles?* Wenn man aber beobachtet, wie in der 5. Szene des II. Aktes Athalie ihren Traum durchaus im pragmatischen Perfektum erzählt, so hat man einen Beweis, wie sehr schon die Gewohnheit der täglichen Rede sich des tragischen Stiles bemächtigt hatte. Auch Corneille, Polyeucte I, 3 gibt Paulines Traum im pragmatischen Perfektum. Ja, schon Theophile de Viaud verwendet in der langen Traumerzählung der Mutter in Pyrame et Thisbé, IV, 2 durchweg dieses Tempus:

En ceste nuict espaisse où par tout l'Univers
Les objets demeuroient égallement couverts,
J'ai senty sous mes pieds ouvrir un peu la terre

und untermischt es mit dem Imperfekt und dem Präsens, nie mit dem historischen Perfekt.

[2] Vgl. oben S. 194 ff.

der Zeit als Erlebnis stark im Rückstand geblieben. Um zu verstehen, was ich meine, bedenke man, wie der menschliche Geist sich fortwährend in zweierlei Zeitanschauungen bewegt, in einer primären und einer sekundären, einer unmittelbar geschauten und einer begrifflich konstruierten. Die unmittelbare Zeitanschauung ist Sensation, Empfindung, innerliches Erlebnis, Rhythmus, unteilbare, konkrete, fortlaufende Dauer; sie ist der Pulsschlag des Lebens, in den der Geist sich einfühlt, den er anschaut, indes er sich von ihm tragen läßt. Die mittelbare Zeitanschauung ist ein abstraktes räumliches Schema, ist gemessene, geteilte, in die Außenwelt hinausprojizierte Zeit. Henri Bergson, der den Unterschied dieser beiden Zeitformen wohl am klarsten herausgearbeitet hat, nennt die erste *le temps qualité* oder auch *la durée réelle*, die zweite *le temps quantité*, *temps étendu*, *temps spatialisé*[1]. „La *durée réelle*", sagt er, „est ce que l'on a toujours appelé le *temps*, mais le temps perçu comme indivisible. Que le temps implique la succession, je n'en disconviens pas. Mais que la succession se présente d'abord à notre conscience comme la distinction d'un ‚avant' et d'un ‚après' juxtaposés, c'est ce que je ne saurais accorder. Quand nous écoutons une mélodie, nous avons la plus pure impression de succession que nous puissions avoir — une impression aussi éloignée que possible de celle de la simultanéité — et pourtant c'est la continuité même de la mélodie et l'impossibilité de la décomposer qui font sur nous cette impression. Si nous la découpons en notes distinctes, en autant d' ‚avant' et d' ‚après' qu'il nous plaît, c'est que nous y mêlons des images spatiales et que nous imprégnons la succession de simultanéité: dans l'espace, et dans l'espace seulement, il y a distinction nette de parties extérieures les unes aux autres. Je reconnais d'ailleurs que c'est dans le temps spatialisé que nous nous plaçons d'ordinaire. Nous n'avons aucun intérêt à écouter le ronron continu et le bourdonne-

---

[1] Eysai sur les données immédiates de la conscience, 6. Aufl., Paris 1908, Kap. II.

ment ininterrompu de la vie profonde. Et pourtant la durée réelle est là[1]."

Im 16. Jahrhundert aber hat das Sprachgefühl für dieses innerliche *ronron* und *bourdonnement* sich geschärft. Die subjektive unmittelbare Zeitperspektive stellt sich wieder neben die objektive, mittelbare, wie sie in der mittelfranzösischen Syntax sich ausgebildet hatte. Während das mittelfranzösische eine Übersteigerung der Abhängigkeitsverhältnisse in der Consecutio temporum liebte, gefällt sich die Renaissance nun vielfach in einer Durchbrechung derselben. Das allzu straff gespannte Band zerreißt. Man liebt nun Konstruktionen wie: *ils dirent qu'ils n'iront point* (statt *n'iraient* oder *n'allaient*). *Desquelles choses il fut tres mal content*, *disant qu'il destruira* statt *détruirait.* Die objektive Zeitbestimmung: *ils dirent*, *il fut malcontent* und die subjektive: *nous n'irons point*, *je détruirai* werden hart nebeneinander gesetzt. Man wird von der konstruierten, projizierten Perspektive des Erzählers plötzlich in die innerliche und erlebte des Helden der Erzählung gebracht. Ähnliche Beispiele sind: *il voulut mener et conduyre*, *ayant souvenance du triomphe que les Gennevoys luy ont* (statt *avaient*) *promis s'il gaigne la place* statt *gagnait*, oder, was das mittelfranzösische Sprachgefühl vorgezogen hätte: *eust gaingné. Et la plupart diront qu'il a esté bien difficile que ung gentil homme ait faict une telle entreprinse*, *si la dame ne luy en donne grande occasion* (Heptam.) *Si le temps permettoit* (objektiv) *que nous puissions* (subjektiv) *discourir . . . nous trouverions* (objektiv) (Rabelais). *Force fut à la bonne gentil femme de desbourser les dix escuz*, *affin que l'escuier s'en aille* (Cent Nouv. Nouv.). Auch der umgekehrte Sprung kommt vor: *Pour ceste raison Abacuc*, *apres avoir condamné toutes les idoles du monde*, *commande* (statt *commanda*) *de cercher Dieu en son temple*, *afin que les fideles ne s'adonnassent sinon à celuy qui s'estoit declaré par sa parolle* (Calvin).

---

[1] H. Bergson, la perception du changement, conférences faites à l'université d'Oxford, Oxford 1911, S. 26f.

Höchst charakteristisch ist die Neigung, Zeitwörter, die ein Wollen, Können, Sollen, kurz etwas Willensmäßiges ausdrücken, wenn sie hypothetisch gebraucht werden, nicht in die objektive Zeitbestimmung, die ihnen zukommt, sondern in eine innerliche *durée réelle* zu versetzen: *je voudrais qu'il m'eust donné* statt *j'aurais voulu qu'il me donnât. Je voudrois que tu m'eusses dit quelque chose* (Palissy). Selbst im 17. Jahrhundert noch finden sich diese Konstruktionen, die übrigens nicht im 16. erst entstanden sind, sondern schon dem mittelfranzösischen geläufig waren[1]: *il n'oseroit avoir fait cela* (Vaugelas), *ils ne voudraient pas avoir acheté* (Pascal). Das Wünschen, Wollen und Wagen, das eigentlich in eine abgeschlossene Vergangenheit gehört, wird als immer noch weiterdauernd vorgestellt, das Gewünschte, Gewollte, Gewagte dafür als verflossen. Die Gemütsbewegung zittert weiter, obgleich ihr Gegenstand entschwunden ist. Das ist der seelische Zustand eines spezifisch lyrischen Menschen, etwa so wie Dante am Schluß seiner paradiesischen Vision ihn schildert:

> Mir ist wie Einem, der im Schlafe schaut,
> Und nach dem Traume schwingt noch die Erregung
> In ihm, indes das Bild nicht wiederkommt.
> So ists in mir. Es schwinden die Gesichte
> Fast ganz; doch immer träuft die Seligkeit,
> Die ich gesehen, immer noch ins Herz.

Nur daß es in der französischen Auffassung sich nicht um die Seligkeit des Geschauthabens, sondern des Gewünscht-, Gewollt-, Gewagt- und Gekonnthabens handelt.

Im 17. Jahrhundert hat man sich in der Hauptsache durchaus erfolgreich bemüht, den übersteigerten Objektivismus der spätmittelalterlichen Zeitfolge und die subjektivistische Consecutio der Renaissance zu überwinden und beide in ein subjektiv-objektives Gleichgewicht zu bringen. Die Tempusregeln, wie sie damals formuliert und beobachtet

---

[1] Vgl. Brunot, I, 469, II, 443, III, 588.

wurden, gelten wenigstens in der schulmäßig korrekten Schriftsprache noch heute[1].

5. Der Modusgebrauch.

Auch beim Modusgebrauch ist es nicht mehr die Funktion, sondern nur die Consecutio noch, die schwankt und sich entwickelt, wobei man freilich nicht vergessen darf, daß eine Schiebung hier nicht umhin kann, sich irgendwie auch dort bemerkbar zu machen. Je straffer die Consecutio modalis sich durchsetzt, desto klarer und fester kristallisieren sich die Functiones modales.

So war es, um nur das Wichtigste anzuführen, im 16. Jahrhundert noch Regel, nach Zeitwörtern, die eine Gemütsbewegung bezeichnen, ein Bedauern, ein Gefallen, ein Staunen, eine Freude oder einen Schmerz, den Indikativ zu setzen. *Ie suis marrye que vous n'avez rencontré aussi bonne partie* (Nicolas de Troyes). *Je regrette de tout mon cueur que n'est ici Picrochole* (Rab.); *l'abbé fut bien aise qu'ils faisoient ceste despence* (Heptam.). Da im Altfranzösischen die Zeitwörter der Gemütsbewegung meist unmittelbar gebraucht wurden und keinen abhängigen Satz zu regieren pflegten, so braucht man sich über diese Erscheinung nicht zu wundern. Die Affekte der Lust und Unlust wurden als etwas durch äußere Umstände Gegebenes, noch nicht als etwas subjektiv Bedingtes empfunden. Man freute und erzürnte sich schlechthin über die Dinge, nicht im Gedanken an sie. Selbst wenn der Gegenstand der Gemütsbewegung ein bedingter, gedachter, nicht unmittelbar gegebener war, suchte man sich anders als mit einem vom Zeitwort abhängigen *que* = Satz zu helfen:

z. B. *bien i pert que vos estes fame,*
qui se corroce, quant ele ot
nelui qui bien feire li lot (Christian von Tr.).

Die *que*-Sätze sind nun zwar im Lauf des 15. und 16. Jahrhunderts nach Zeitwörtern der Gemütsbewegung immer häu-

[1] Einzelheiten bei Brunot, III, 585 ff.

figer geworden, aber das *que* wird, etwa wie das lateinische *quia* im Sinn der Ursache und des objektiven Realgrundes gebraucht: *je suis bien joyeux que monseigneur nous a fait ce plaisir* (Cent Nouv. Nouv.). Im ganzen 16. und zum großen Teil auch im 17. Jahrhundert noch regiert dieses *que* den Indikativ. Der Modus irrealis hat sich nach den Verben der Gemütsbewegung erst seit der Mitte des 17. Jahrhunderts durchgesetzt; also zu derselben Zeit etwa — und das ist gewiß kein zufälliges Zusammentreffen —, in der Descartes seinen *Traité des passions de l'âme* verfaßte (1546 bis 49) und die Gemütsbewegungen als subjektive, körperliche, imaginäre, irreale, irrationale Trübungen des reinen Bewußtseins erkannte und deren Beherrschung durch die Vernunft predigte. Das stoische und epikureische Ideal der Unerschütterlichkeit des Gemütes, das durch Amyot, Montaigne, Charron, Du Vair den Franzosen empfohlen wurde und sich im Laufe des 17. Jahrhunderts fast aller Gebildeten bemächtigte, hat gewiß nicht wenig dazu beigetragen, den Zweifel an der objektiven Gültigkeit von Freude und Schmerz zu schärfen. Schon der Grammatiker Maupas 1607 wirft die Verba des Meinens und Zweifelns in einen Topf mit denen der Gemütsbewegung. „Les verbes *penser*, *croire*, *estimer*, *cuider*, *tenir*, *imaginer*, *douter*, *soupçonner*, *avoir opinion*, *s'esjouïr*, *estre ayse*, *marry*, *joyeux*, *desplaisant*, *s'ennuyer*, *s'esmerveiller*, *s'esbahir*, *s'estonner*, et autres de mesme sens où y a emotion d'esprit entre asseurance et incertitude, apres la dite conjonction *que*, reçoivent verbes de mode indicative *ou* optative presque indifferemment[1]."

Nach den Verben des Wünschens, Wollens, Befehlens dagegen war der Konjunktiv schon von alters her die Regel, und ist der Indikativ im 16. Jahrhundert nur eine sehr seltene Ausnahme noch. Eine Mittelstellung zwischen den Ausdrücken der Gemütsbewegung und denen des Wollens nehmen die des Fürchtens ein. Bei ihnen ist daher der Konjunktiv auf dem Wege, sich als regelrecht einzuführen,

[1] Brunot, III, 566.

rascher fortgeschritten als bei den Ausdrücken der Freude und des Schmerzes, und langsamer als bei denen des Wollens und Befehlens. Er hat im 16. Jahrhundert eine ausgesprochene Neigung, hier obligatorisch zu werden, ohne es noch völlig zu sein. — Daß nach Ausdrücken der Ungewißheit und des Zweifels der Konjunktiv, nach solchen des bestimmten Wissens der Indikativ steht, braucht kaum hervorgehoben zu werden. Merkwürdig aber ist, daß das Nichtwissen *ignorer* meist den Konjunktiv fordert. Das Nichtwissen ist den wissensfreudigen, wissensgläubigen und zuversichtlichen Kindern der Renaissance oft nur eine Form des Ahnens, Zweifelns, Zögerns. Wo ihr Wissen aufhört, ist für diese subjektiven Menschen auch die Wirklichkeit zu Ende. *Platon ne sçait en quel rang il les doibve colloquer; — oncques ne peuz scavoir quelle parenté feust entre eux* (Rab.); *ie t'ay prouvé . . que . . il y avoit du sel, et a present tu veux ignorer qu'il y en aye en toutes terres* (Palissy). Ja sogar: *Personne n'ignore que ce ne fussent Castor et Pollux* (Coeffeteau).

Noch nach einer andern Seite hin ist der Modusgebrauch des 16. Jahrhunderts bemerkenswert, nämlich dort, wo es sich um Ausdruck von Folge und Absicht handelt. Das heutige Französisch und auch das des 17. Jahrhunderts schon unterscheiden im Konsekutivsatz mit ziemlicher Genauigkeit die beabsichtigte, erwartete, gefürchtete, gedachte Folge von der unbeabsichtigten, unerwarteten, tatsächlichen: *cela fait qu'on vient me voir*, aber *je fais qu'on vienne me voir.* Im 16. Jahrhundert war dieser Unterschied zwar vorgebildet, doch blieben Vermischungen keineswegs ausgeschlossen. Wir erkennen hier die Spuren jenes Naturalismus wieder, der das Handeln mit dem Geschehen, das Beabsichtigte mit dem Gewordenen vermengt. Dahinter und daneben scheint auch der Subjektivismus des Zeitalters zu wirken, indem nämlich die Neigung, eine tatsächliche, unbeabsichtigte Folge im Konjunktiv, also als beabsichtigt zu geben, verhältnismäßig stärker ist und häufiger sich beobachten läßt als das Gegenteil, die Darstellung einer beabsichtigten Folge im Modus realis. Häufiger sind Fälle wie: *l'ignorance qui est en toi . . .*

fait que ta conclusion soit mauvaise; seltener das Gegenteil: *ie trouveray bien moien que ce* defunctis *ne vous scandalizera plus.*

Wie expansionslustig der Konjunktiv im 16. Jahrhundert noch war, wie wenig seine Funktion sich noch kristallisiert hatte, ersieht man schließlich am besten daraus, daß er dem Conditionalis noch immer starke Konkurrenz machte. Darüber wird man sich nicht wundern, wenn man bedenkt, daß er vorzugsweise berufen ist, das subjektiv Gedachte und Gesetzte, das auf allgemeinere, objektive Gültigkeit zunächst keinen Anspruch macht, zu bezeichnen; während der Conditionalis vorzugsweise eine objektive Setzung, eine mit allgemeiner Eventualgültigkeit angenommene Bedingung ausdrücken soll. Man vergleiche miteinander: *si la mort m'eust pris, elle m'eust trouvé fort content* und *elle m'auroit trouvé fort content.* Ein kleiner, aber wichtiger Unterschied! Das erstemal ist der Sinn: *Wenn der Tod mich dahin gerafft hätte, so gefalle ich mir in dem Gedanken, daß ich es zufrieden gewesen wäre, so möchte er mich zufrieden gefunden haben;* das zweitemal: *so hätte er einen Zufriedenen in mir gefunden.* Noch stärker tritt der Unterschied hervor, wenn man den Sinn unseres Satzes ins Negative wendet. Nur der zweite Fall läßt sich umkehren: *da der Tod mich nicht geholt hat, so war ich damals unzufrieden.* Im ersten Fall aber ist ja oder nein der Zufriedenheit nicht unmittelbar an Eintreten oder Nichteintreten des Todes gebunden; denn zwischen Bedingung und Folge liegt der Schatten meiner Subjektivität. Selbstverständlich hat der Sprachgebrauch des 16. Jahrhunderts diesem ersten Fall, wo es nur ging, den Vorzug vor dem zweiten gegeben: *je ne l'eusse pas cru si je ne l'eusse vu; si j'eusse su, j'eusse fait;* ja sogar: *si vous eussiez puny par le glaive tranchant le hugenot mutin . . . le peuple fust en paix* (Ronsard), wo doch die Irrealität des Hauptsatzes als eine durchaus nicht subjektive gedacht ist. Das 17. Jahrhundert hätte hier unbedingt den Konditionalis verlangt. Wo immer ein Anzeichen vorhanden ist, daß die Irrealität eine tatsächliche ist, verlangen die Grammatiker nunmehr den Kondi-

tionalis. Oudin tadelt die Konstruktion: *Monsieur N. n'est pas party? non, mais il y a longtemps qu'il le fust, si je ne l'eusse retenu* und verlangt: *il y a longtemps qu'il le seroit*[1]. — Nur *devoir* macht Ausnahme und kann etwa hundert Jahre länger als alle andern Verba subjektivistisch konstruiert werden: *vous deussiez avoir honte; il est évident qu'on dût* u. dgl. Offenbar hängt diese Sonderstellung mit der Bedeutung des Wortes zusammen. — Wenn Descartes schreibt: *ayant appris . . que les vérités revelees . . . sont audessus de notre intelligence: je n'eusse osé les soumettre à la faiblesse de mes raisonnements*, so darf man annehmen, daß er mit guter stilistischer Absicht die modernere Konstuktion *je n'aurois osé* als zu unpersönlich und farblos hier vermieden hat.

Wie wenig man im 16. Jahrhundert noch gewöhnt war, die Irrealität von der Konditionalität, oder vielmehr die subjektive von der objektiven Bedingtheit zu unterscheiden, zeigt sich schließlich noch darin, daß man sie miteinander zu komplizieren liebte. Heute sagt man entweder subjektiv: *il n'y a personne qui sache* oder objektiv: *qui sauroit;* im 16. Jahrhundert lagen beide Anschauungsweisen noch ineinander beschlossen; man sagte: *il n'y a personne qui sceust.* — Die verwandten Denk- und Sprachformen des Gedachten und des Gesetzten in ihrer Besonderheit voneinander unterschieden und dem Konditionalis seine eigene Rolle gesichert zu haben, darf nach all dem in der Hauptsache als das Werk des 17. Jahrhunderts gelten.

e) Die Negation.

In welcher Weise das sprachliche Denken des Unwirklichen und Nicht-Wirklichen sich entwickelt hat, lehrt noch deutlicher ein Blick auf den Gebrauch der Negation.

Das Altfranzösische besaß eine reiche Stufenleiter von Negationen: *ne*, *nen*, *non*, *ne . . . mie*, *guaires*, *plus*, *rien*, *altre* usw. Die Negation reichte mit ihren verschiedenen Graden von Stärke, mit ihren Abschattierungen bis hinunter

[1] Brunot, III, 579.

in das positive Gebiet, aus dem sie sozusagen hervortauchte. Daher konnte auch die leiseste Spannung aufs Negative gefühlt und ausgedrückt werden. Besonders wenn der Satz formal positiv, aber sachlich bedingt war, konnte ein verneinender Sinn, der hinter ihm lauerte, angedeutet werden. Z. B.:

> *Vous errez folemant*
> *qui alez as puceles parlant ne devisant*,

wobei das *ne* wie eine leise Gebärde halb den Wunsch: nicht plaudern, halb die Eventulität: oder doch, verrät. Es ist, als ob die Verneinung dem bejahenden Ausdruck entschlüpfte und wie ein Blitz ihn beleuchtete, um alsbald wieder zu verschwinden[1].

Im Mittelfranzösischen macht sich allmählich eine weniger stimmungshafte, ruhigere und verstandesmäßige Behandlung der Verneinungsformen geltend. Zu *ne* treten, wenn auch nicht regelrecht, so doch immer häufiger quantitative Bestimmungen: *pas*, *point* u. a. hinzu. Doch ist selbst im 16. Jahrhundert diese Ergänzung noch nicht obligatorisch, steht aber im Begriff, es zu werden. Die Montaigne-Ausgabe des Jahres 1595 setzt fleißig *pas* und *point* wo in der Ausgabe von 1588 noch einfaches *ne* stand. Im 17. Jahrhundert ist die zusammengesetzte Negation zur Regel geworden; denn die Fälle, in denen *ne* allein genügt, werden von den Grammatikern gebucht. Welche Fälle es sind, erklärt man sich am leichtesten, wenn man bedenkt, daß der erste Teil der Negation eine Art Vorzeichen, eine Ankündigung und Aufforderung zur Verneinung ist, wozu der zweite

[1] Wie tief diese Art der eventuellen Verneinung im französischen Sprachgefühl begründet ist, mag man daraus ersehen, daß sie auch im Neufranzösischen noch vorkommen kann. In Rotrou's Saint Genest, III, 4 finde ich ein merkwürdiges Beispiel:

> Et si César prétend par force, par menace,
> par offres, par conseil, ou par allèchement,
> et toi ni par soupirs ni par embrassements,
> ébranler une foi si ferme et si constante,
> tous deux vous vous flattez d'une inutile attente.

(Rotrou, Oeuvres, Paris 1820, Bd. 4, S. 43.)

Teil die Erfüllung und Beruhigung bringt. Darum genügt bei allen denjenigen Sätzen, die ohnedem schon einer irrealen Gedankenwelt angehören und sozusagen in ihr ruhen, das bloße negative Vorzeichen. So vor allem bei Sätzen mit ähnlichen Verneinungsbestimmungen wie *pas* und *point*, nämlich *rien*, *jamais*[1], *nul*, *nullement*, *gueres*, *onc*, *aucun*, *quelconque*, *personne*, *mie*, *goutte*, *âme qui vive* u. dgl. Ferner in uneigentlichen Fragesätzen, deren Frage im Irrealen ruht, fiktiv ist und keine wirkliche Antwort erwartet: *que ne faites-vous votre devoir? que n'étudiez-vous?* Anders, wenn die Frage einen Grund verlangt. Warum? *Pourquoi n'étudiez-vous pas?* Drittens bei negativ gerichteter Absicht: *sauvez-vous que l'on ne vous empoigne; j'ai peur que . . ne*, *je crains*, *je doute que ne.* Viertens in negativ gespannten Bedingungssätzen: *si je ne vous aimois . . .* Fünftens bei gewissen Einschränkungen, die auf negativem Hintergrund, in negativer Umrahmung und Umschnürung das positiv Gesetzte hervorheben: *il ne mange qu'une fois par jour; il ne viendra de trois jours*, *je n'ai vu de mon vivant.* Sechstens bei gewissen Verben wie *savoir*, *pouvoir*, *oser*, *bouger* wenn ihre Bedeutung im Satze derart gelagert ist, daß sie vom Positiven her ins Negative hinüberzielt, also dort zwar nicht ruht, aber dorthin gravitiert. Gerade hier läßt sich noch klarer als an den vorhergehenden Fällen die drängende, unbefriedigte, willensmäßige, subjektive Natur des bloßen *ne* erkennen. Man vergleiche: *je ne saurois vous dire*, *je ne sais ce que vous pensez* mit *il ne sait pas parler; je ne puis* mit *je ne peux pas; ne bougez!* und *il ne bouge de chez lui* mit *il ne bouge pas.* Die Formen mit halber Negation bedeuten: „ich könnte vielleicht, aber ich kann nicht, ich kann doch wohl nicht. Du möchtest dich rühren, aber hüte dich, es zu tun, rühre dich lieber nicht, er hat Angst sich zu rühren, rührt sich gewiß nicht, lieber nicht." Die voll negier-

[1] Freilich hat hier der Gebrauch im 17. Jahrhundert noch eine Zeitlang geschwankt. Man konnte auch sagen: *il ne prononce pas jamais.*

ten Formen dagegen geben tatsächliche, statische, objektive Verneinung: „Es ist Tatsache, daß ich nicht kann, nicht wage, mich nicht rühre."

Jetzt verstehen wir wohl, daß der Sprachgebrauch des 16. Jahrhunderts nur langsam und zögernd sich den Zwang der zusammengesetzten Negation auferlegte, obgleich das Mittelfranzösische schon einen kräftigen Anlauf dazu gemacht hatte. In einem besonderen, siebten Fall scheint selbst das 17. Jahrhundert noch gezögert zu haben, nämlich beim Imperativ: *Ne m'accusez d'ingratitude! Ne permets que!* Reste dieser Freiheit haben wir heute noch in formelhaften, archaischen Wendungen wie: *n'ayez peur! ne vous en déplaise!* In der Tat wäre es wohl denkbar, daß beim Ausdruck des Befehles und Wunsches sich die gefühlsmäßige, subjektivische Verneinungsform besonders hartnäckig erhalten hätte. Doch fehlt es hier noch an Materialsammlungen, die eine sichere Beurteilung erlaubten. Andererseits wäre möglich, daß gerade der Imperativ, indem er der spezifische Modus des Gefühls- und Willensausdruckes ist, die gefühlsmäßige Negation als überflüssig verschmäht und die objektive, volle Negationsform sogar bevorzugt hätte. Dabei brauchte der eine Fall den andern nicht einmal auszuschließen.

Wie wenig fest *pas* und *point* noch mit der Negation *ne* im 16. Jahrhundert verwachsen waren, mag man daraus ersehen, daß sie, allein genommen, ohne *ne*, einen eigenen negativen Sinn fast noch gar nicht besitzen. Nur vereinzelte Fälle von bloßem *pas* und *point* hat man im 16. Jahrhundert gefunden. In der Umgangssprache waren sie vermutlich häufiger als in der Schrift. *On luy avoit point fait faire de service* (Nicolas de Tr.); *poinct soupper seroit le meilleur* (Rab.) *comment! dit le prevost, i'avois pas dict cela* (Des Périers). Der Grammatiker Maupas tadelt bloßes *pas* und *point* als einen Fehler, der insbesondere von Fremden begangen werde. Nur in der Frage ist es im 16. und selbst im 17. Jahrhundert und früher schon gewöhnlich. *Est-ce point le Dieu Mars?* (Rons.) *Je desire savoir de vous . . . s'il y a point quelque*

chemin (Du Vair). Hier aber ist, bezeichnenderweise, die Verneinung vom negativen zum positiven Sinne hinübergerichtet, nicht wie bei alleinstehendem *ne* vom positiven zum negativen. „Ist das nicht der Gott Mars? Er ist es doch wohl.“ Ähnlich bei negativ-positiver Auswahl: *la meilleure robe qu'il avoit point vue.* Das Charakteristische liegt eben darin, daß alleinstehendes *pas* und *point* nur erst unter dem Druck einer solchen Bedeutungsrichtung aufs Positive ihre negative Funktion entfaltet haben. Sie kennzeichnen sich dadurch als der ergänzende Widerpart, als der feindliche Bruder zu *ne.* Wo die eine der beiden Partikeln gefühlsmäßigen, subjektiven, dynamischen Charakter entwickelt, nimmt die andere aus einer Art innerer Verwandtschaft und Entgegengesetztheit die entsprechende verstandesmäßige, objektive, statische Rolle auf sich.

Vergleicht man unter diesem Gesichtspunkt Konstruktionen wie *Point ne se fachoit* und *il ne se fachoit point*, so spürt man wohl, wie der innere Rhythmus, der Verlauf der Verneinung in dem nachgestellten *point* langsam und ganz zur Ruhe kommt, während er in dem vorgestellten eine plötzliche gewalttätige Spannung erfährt, die ebenso plötzlich im folgenden *ne* wieder abschnellt. Kein Wunder, daß der Typus *il ne se fachoit point* in der klassischen Kunstsprache den Vorzug erhielt.

Etwa in demselben Maße, wie gegen Ende des 16. Jahrhunderts die Verbindung von *ne* mit *pas* und *point* obligatorisch wurde, ist der Gebrauch der Verneinungspartikel *non* etwa auf das heutige Maß seiner Ausdehnung beschränkt worden. Vorher konnte man noch sagen: *non doubtant de leur feaulté; il me bailla en penitence non le dire ne deceler a persone; par advanture non seroys; Non feront, non, disoit la mere.* Die Beispiele sind aus Rabelais und Despériers und zeigen ungefähr noch denselben Sprachstand, wie ihn schon das Altfranzösische hatte. Die volle Negation *non* konnte nämlich damals in einigen Fällen sich noch mit dem Zeitwort verbinden, wofern es sich dabei eher um eine relative als um eine absolute Verneinung handelte. Hier glaube ich,

liegt der springende Punkt. Schon das altfranzösische *non* ist zum Ausdruck derjenigen Verneinung prädestiniert, die zur Bejahung im Verhältnis des Andersseins, nicht des Entgegengesetztseins steht. Mit andern Worten: *non* bezeichnet nicht das bewegte, gespannte, gezielte Nein, das der Gegner des Ja ist, sondern eher nur das Nicht-Ja, die andere Seite, die Alternative zum Ja. *De persone Deus cure ne prent, s'est granz ou non.* (Hermann von Valenciennes). *Veuillez ou non.* Um so merkwürdiger muß es uns Moderne anmuten, wenn der mittelalterliche Franzose dieses friedfertige und relativistische Nein auch zum Ausdruck des Widerspruches in Rede und Gegenrede, Frage und Antwort verwendet. *Il est mors, fet li uns. Non est, par la cervele Dieu. Si est.* (Renart.) *Vous i avez menti? Non ai voir* (Garin). Dabei ist aber zu bemerken, daß dieses *non* meist nur dann auftritt, wenn das in der Vorrede gesetzte Verbum in seiner Bedeutung auch für die Gegenrede gilt und die Gegenrede kein bedeutungsneues Verbum bringt. Daher verbindet sich *non* vorzugsweise mit *faire* und *estre: non ferai, non ferez, non est* als den vikariierenden, repetierenden Verben par excellence[1]. Ferner ist zu bedenken, daß das Mittelalter die Kunst des Wortgefechtes, die Leidenschaft des geistigen und rednerischen Widerspruches, wie sie eigentlich erst in dem intellektuellen Selbstbewußtsein der Humanisten gewachsen ist, noch wenig kannte. Rede und Gegenrede liefen wie das Ja und Nein der Kinder hintereinander her, wobei zwar die Leidenschaft des Willens aufs höchste erregt sein konnte, aber der Verstand, auf den es ankäme, schlaff blieb. Wie gründlich sich im Zeitalter der Renaissance diese psychischen Bedingungen geändert haben, ist auf jedem Blatt der Kulturgeschichte zu lesen. Im Laufe des 16. Jahrhunderts ist denn auch der Gebrauch von *non* allmählich derart eingeschränkt worden, daß er, wenn man von einigen formelhaften Ausdrücken absieht, die letzten Reste eines dynamischen und absoluten Verneinungswertes und alle Fühlung mit dem Zeitwort ver-

---

[1] Vgl. Diez, Gramm. d. rom. Spr. III, 3, 2.

lor. Die Funktion dieser Partikel ist somit auf ihrem Weg vom Lateinischen zum Neufranzösischen langsam, aber stetig herabgesunken von der absoluten zur relativen und schließlich zu einer nur noch privativen Verneinung, wie man sie nunmehr in *non-advenu*, *non-compris*, *non-catholique*, *non-sens* hat.

So haben sich denn in den ersten Jahrhunderten der Neuzeit die Mittel der Verneinung immer reicher voneinander abgespalten und haben sich zugleich zu größerer Bestimmtheit vereinfacht. Die Welt des Irrealen hat sich im sprachlichen Denken gegliedert und kann nun bald als eine nicht sein sollende, bald als eine nicht seiende, bald als eine anders seiende in allen möglichen Spannungen und Beziehungen zur Welt des Realen veranschaulicht werden. Und all dieser syntaktische Reichtum ist aus dem einzigen lateinischen *non* unter Zuhilfenahme einiger Größenbegriffe wie *punctum* und *passus* entwickelt worden[1].

IX. Schriftbild und Lautbild.

Nachdem man dem Wachsen des sprachlichen Gedankens durch die Brille des Syntaktikers hindurch eine Zeitlang zugesehen hat, ist man ungeduldig geworden, diesen Gedanken nun auch in seiner Körperlichkeit, in seiner lautlichen und schriftlichen Gestalt zu schauen. Wir haben von der innerlichen Musikalität, von den geistigen Linien und Rhythmen der neufranzösischen Sprache schon soviel erfahren und geredet, daß es an der Zeit ist, sie vor unserem Ohre tönen zu lassen.

---

[1] Charakteristisch für die dogmatische, apodiktische Denkart des beginnenden 17. und ausgehenden 16. Jahrhunderts ist der Gebrauch von *non pas* in Vergleichsätzen: *la memoire m'oblige plus à la hayne envers luy que non pas au desir*; *il vaut mieux qu'elles se presument que non pas qu'elles se sachent clairement.* Solche Konstruktionen wirken temperamentvoll und autoritativ, subjektivistisch und dogmatisch zugleich. Sie haben denn auch, soviel ich sehe, ihre höchste Blüte etwa im Zeitalter Richelieus gehabt. Vgl. Brunot, II, 472 und III, 623.

Da wird man nun aber auf den ersten Blick überrascht, wie geringfügig die lautlichen Wandlungen und Charakterzüge sich neben dem Vielen und Reichen ausnehmen, was an syntaktischen und gedanklichen Errungenschaften die französische Neuzeit gebracht hat. Die kräftigsten, spontansten und umfassenden Lautwandlungen liegen weit hinter uns. Das Französische hat sie in seiner vorliterarischen Epoche durchlaufen. Die literarische Zeit des Altfranzösischen brachte schon zahmere, langsamere, rückläufige Bewegungen, die in den mittelfranzösischen Zeitraum hinüber sich fortsetzten und hier vollends abklangen. Im Neufranzösischen scheint beinahe Stillstand eingetreten zu sein, so daß man nun kaum mehr von einer Lautgeschichte, sondern höchstens von einer Geschichte der Aussprache noch reden zu dürfen glaubt. Dieses Abflauen, diese fortschreitende Beruhigung der Lautwandlungen, die übrigens allen modernen europäischen Sprachen mehr oder weniger gemeinsam ist, gilt es zunächst zu erklären.

Ein Hauptgrund ist bekanntlich die hemmende, konservierende Wirkung des Schriftbildes auf das Lautbild. Je mehr neben Sprechen und Hören auch Schreiben und Lesen geübt werden, je fester mit dem Klang ein Bild sich verbindet, umsomehr werden unwillkürliche Lautwandlungen hintangehalten oder vielmehr rückgängig gemacht, im Keim erstickt. Dazu kommt noch das Besondere, daß der konservierende Einfluß der Schrift um so wirksamer zu sein pflegt, je mehr das Schriftbild dem Lautcharakter ähnelt, je genauer in phonetischer Hinsicht die Schrift ist. Freilich gibt es hier eine Grenze. Wie ein Schnürleib nur dann eine feste und doch natürliche Haltung des Körpers gewährleistet, wenn er sich den Formen und Bewegungen des Fleisches nicht allzu schmiegsam hingibt, so vermag eine völlig phonetische und bewegliche Schrift einen konservierenden Einfluß auf den Lautcharakter gerade so wenig mehr auszuüben wie eine völlig erstarrte und unphonetische.

Das 12. Jahrhundert ist ungefähr die Zeit, in der der graphische Schnürleib dem akustischen Fleisch der fran-

zösischen Sprache am besten saß, schmiegsam und straff zugleich war. Vorher verdarb noch vielfach lateinische Schreibergewohnheit die richtige Fühlung. Nachher, im 13. Jahrhundert, ereignete sich eine Fülle von Lautwandlungen, die das Schriftbild nicht mehr mitgemacht hat. Daher im mittelfranzösischen Zeitraum jene bedenkliche Lockerheit zwischen Klang und Schrift, jener krause, gelehrte, papierene Eigenwille der Orthographie, auf den wir seinerzeit hingewiesen haben.

So steht zu Beginn der Neuzeit die Sache der Schriftsprache an einem Wendepunkt. Entweder erstarrt die Schrift vollends ganz in etymologisierender und historischer Gelehrtenhaftigkeit und in geheimnisvollem Chinesentum, indes die Aussprache im Schlendrian der Dialekte und Individuen zerflattert, oder es muß reformiert werden. Es wurde reformiert; denn eine günstige Gelegenheit dazu war nachgerade durch vielerlei Faktoren nahegerückt worden. Der nationale und philologische Sinn des Humanismus, das Beispiel der Italiener, die Verfeinerung des ästhetischen Geschmackes und des praktischen Taktgefühls der Gebildeten, das Zentralisationsbedürfnis der königlichen Kanzlei und Verwaltung, und vor allem das Aufkommen eines neuen auf Ordnung und Einheit angewiesenen Schriftmittels, nämlich die Buchdruckerkunst, forderten eine zweckmäßigere, einfachere Orthographie. Der erste, der einen Versuch machte, war denn auch ein Mann, dem all die genannten Faktoren am Herzen lagen, Geoffroy Tory, Humanist, Patriot, Grammatiker und Übersetzer, Kenner des modernen Italiens, sowie der lateinischen und griechischen Sprache, Maler, Miniaturenzeichner, Holzschneider, Drucker und Buchhändler in einer Person, kurz ein Liebhaber aller schönen und praktischen Dinge, *pensant a milles petites fantaisies tant serieuses que joyeuses.* Diesem vielgewandten Unternehmer, dem auch der dilettantische Einschlag, ohne den man sich für solche Kleinigkeiten wie orthographische Zeichen so leicht nicht begeistert, gegeben war, verdanken die Franzosen die Cedille, den Apostroph, den *Accent aigu* (1529). Nun folgen sich

Schlag auf Schlag und werden immer kühner einerseits, immer reaktionärer andererseits die Reformvorschläge und orthographischen Systeme[1]. Zur ungeschmälerten Herrschaft aber ist keines gelangt. Selbst das beste von allen, dasjenige des Louis Meigret (1542) hat sich nicht durchzusetzen vermocht. Meyer-Lübke[2] meint, Meigrets Reform sei hauptsächlich deshalb nicht durchgedrungen, weil sie zu groß, zu kühn war, Brunot, weil sie zu schüchtern und nicht konsequent genug war. Beide Gelehrte haben, jeder auf seine Art, recht. Meigrets Vorschläge waren — wie es zu gehen pflegt, wenn man nach abstrakten Grundsätzen und am grünen Tische arbeitet — verwegen und schüchtern zugleich. Auch kommt es bei Fragen der Orthographie mehr auf die Macht, auf die geistige Autorität, auf die praktische Werbekraft als auf eine konstruierte theoretische Richtigkeit an. Eine solche literar-politische Macht und Autorität aber wurde von der individualistisch gesinnten Schriftstellerwelt des 16. Jahrhunderts noch niemandem in Frankreich zuerkannt. Beinahe wäre zwar Ronsard, der einzige, der zur literarischen Diktatur die Chancen hatte, für Meigrets System gewonnen worden, doch haben ihm, wie es scheint, seine Freunde, vor allem wohl Du Bellay abgeraten. Die Pléiade wollte ihr Reformwerk in der Dichtung nicht durch ein solches in der Orthographie belasten und gefährden. Die Frage der Rechtschreibung wurde infolgedessen nicht mit einem Schlage erledigt, sondern blieb im Fluß und zog sich in das 17. Jahrhundert hinüber. Anstatt einzelner Persönlichkeiten, die immer zu extremen Maßregeln, sei es nach der revolutionären, sei es nach der reaktionären Seite hin geneigt sind, nahmen nun gesellschaftliche Gruppen, vor allem die Salons und die Akademie diese Angelegenheit in die Hand. Dabei ist nun freilich die phonetisch gerichtete Reformbewegung versandet, aber auch die etymologisierende Reaktion zum Stillstand gebracht und ein sehr gemäßigter Traditionalis-

---

[1] Vgl. Brunot, II, 93ff.

[2] Histor. Gramm. d. franz. Spr., S. 34.

mus herrschend geworden. Man hat in der Folgezeit nur die Auswüchse beider Richtungen noch beschnitten, aber eigentliche Neuerungen kaum mehr geduldet. Fest und allgemein sind die orthographischen Konventionen auf diese Weise erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts geworden. Das Dictionnaire der Académie wurde für die Rechtschreibung vorbildlich.

Solange aber, wie es im 16. Jahrhundert der Fall war, das Schriftbild bald von der Gewohnheit, bald von der Laune und Nachlässigkeit, bald von den Experimenten und Raisonnements der einzelnen Individuen hin und her geschoben und verzerrt wird, solange kann es eine ausgesprochene und ausschließlich konservierende Wirkung auf den Lautcharakter nicht ausüben. In der Tat hat es damals vielleicht ebensoviel verwirrt und gestört als erhalten und geordnet. Jedenfalls kann von einem eindeutigen, lediglich hemmenden und restaurierenden Einfluß der Schrift auf die Aussprache im 16. Jahrhundert noch nicht die Rede sein. Der Einfluß ist zwar vorhanden, aber nur erst in sporadischer und widerspruchsvoller Weise. Er kann daher zu jener Beruhigung und Sistierung der Lautwandlungen, von der wir oben gesprochen haben, nur in sehr beschränktem Maße mitgeholfen haben.

X. Lautwandel und Sprechweise.

Vielmehr muß die Einbuße, die der Lautwandel an Spontaneität erlitten hat, aus dem Lautcharakter der Sprache selbst heraus erklärt werden. Wenn es mit unseren Erklärungsversuchen der altfranzösischen Lautwandlungen seine Richtigkeit hat, wenn es wahr ist, daß jene Vorgänge im Grunde nichts anderes als eine langsam fortschreitende Anpassung und Ausgleichung zwischen Wortakzentuierung und Satzakzentuierung sind, so kann das Nachlassen des Lautwandels oder seine Beruhigung kaum etwas anderes bedeuten als die endlich erreichte Eintracht zwischen diesen beiden Faktoren. Der französische Lautwandel wäre demnach das Symptom des Dualismus und der Wechselwirkungen zwi-

schen Wortakzent und Satzakzent, und etwa in demselben Maße, in dem der Dualismus beigelegt würde, müßte das Symptom verschwinden. Dies ist nun freilich nur ein Schema, das man sich hüten muß zu materialisieren. Wortakzent und Satzakzent sind keine wirklichen Wesen, keine feindlichen Herren, die auf ihre Untergebenen, die Laute, so lange einprügeln, bis diese zu beiderseitiger Zufriedenheit sich verwandelt haben, worauf sie schließlich in Ruhe gelassen werden. Wortakzent und Satzakzent sind nichts, was man etwa entdecken könnte, wie einen verborgenen Schatz, oder entlarven, wie einen vermummten Drahtzieher des lautgeschichtlichen Schauspiels. Was sie sind, kann man, im besonderen, an einzelnen Beispielen nur vormachen, oder, im allgemeinen, schematisch veranschaulichen.

Wir erinnern uns, wie im Altfranzösischen das Schema der Wortakzentuierung, worunter wir die Verteilung und Stellung, das Kräfteverhältnis und die Ordnung der Akzente im Rahmen eines Wortes verstanden, sehr viel bestimmter, straffer, fester und stärker war als das Schema der Satzakzentuierung, das sich noch ganz im Flusse befand und als ein allgemeingültiges noch gar nicht konstituiert hatte. Eben darum hat es sich allmählich dem Schema der Wortakzentuierung anpassen müssen. (Von den Verhältnissen der Tonhöhe, Tonfarbe und Satzmelodie sehen wir dabei ab und beschränken uns, so gut es geht, auf die Dynamik der Akzente). Und eben darum erschienen uns die Lautwandlungen des Altfranzösischen als wesentlich und vorzugsweise durch die Wortakzentuierung bedingt und waren in der Hauptsache wenigstens durch das Kräftespiel der Akzente innerhalb eines einzelnen und selbständigen Wortes erklärbar. Nur dieses Kräftespiel seinerseits wieder wies uns über die Einheit des Wortes auf die des Satzes hinaus.

Nachdem aber im Laufe des 13., 14. und 15. Jahrhunderts die Satzakzentuierung sich mehr und mehr nach dem Vorbild der Wortakzentuierung geregelt hat, nachdem ihr Schema sozusagen erstarkt ist, ändert sich das Verhältnis, und für die Beurteilung der Lautwandlungen, sofern sich

solche bei dem verhältnismäßigen Einklang der beiden Schemata überhaupt noch ereignet haben, muß nun vorzugsweise die Satzakzentuierung in Betracht gezogen werden. Man spricht im Neufranzösischen weniger in Worten und Wortgruppen als in Sätzen und Satzgruppen. Wenn wir die Sprache des 16. Jahrhunderts als eine hervorragend musikalische charakterisiert haben, so meinten wir damit eine Satzbildung und nicht etwa eine Wortbildung mit musikalistischer Technik.

a) Der Konsonantismus.

Diese syntaktische Musikalität hat ihr Analogon in der Phonetik. Vor allem sind im Laufe des 16. Jahrhunderts die Regeln der sogenannten Liaison perfekt geworden. Die Gewohnheit, mehrere Worte, ganze Wortgruppen als einen einzigen Lautkomplex mit dem Geist zu umfassen, mit dem Ohr zusammenzuhören und in einem Atemstoß hervorzubringen und den lautlichen Fluß der Rede über die Worte hinweg, oder vielmehr durch sie hindurch, vom Punkt zum Komma, vom Komma zum Punkt, ohne Absatz dahinströmen zu lassen, die Ausbildung dieser Sprechweise ist einer der wichtigsten Charakterzüge des 16. Jahrhunderts. Man kann darüber etwa die folgende Hauptregel aufstellen: die Konsonanten im Wortauslaut neigen alle, die einen mehr, die anderen weniger zur Verstummung und verstummen teils vollständig; zunächst aber nur unter der Bedingung, daß das folgende Wort konsonantisch anlautet. Beginnt es mit einem Vokal, so pflegt der nichtverstummte Auslautkonsonant des vorhergehenden Wortes als Anlautkonsonant des folgenden artikuliert zu werden. Dieser Zustand der Aussprache im 16. Jahrhundert ist durch zahlreiche Zeugnisse belegt. Henri Estienne transkribiert, was die Aussprache der Endkonsonanten betrifft, einen längeren Satz folgendermaßen: *Vou me dite toujours que votre pays est plu gran de beaucoup e plus abondan que le notre, e que maintenan vou pourrie bien y vivre à meilleur marché que nou ne vivon depui troi mois en cete ville: mai tou ceux qui en viennet, parlet*

bien un autre langage[1]. Das *s* von *pays*, *plus*, *mois* muß man sich dabei zum folgenden, vokalisch anlautenden Wort herübergezogen denken. „La liaison (de *-s*) se faisait sans doute au XVI[e] siècle dans tous les cas[2].“ Mit keinem Laute, so scheint es, ist die Liaison konsequenter durchgeführt worden als mit *s*, das selbstverständlich stimmhaft klang. Im 17. Jahrhundert ist die *s*-Liaison in der Umgangssprache allmählich aufgegeben und nur bei eng zusammengehörigen Wortgruppen, etwa in der heutigen Weise beibehalten worden. Ein Zeichen für ihren Verfall — nur in der getragenen Poesie hat sie sich gehalten — mag man auch darin erblicken, daß die Provinzialen, wenn sie besonders schön sprechen wollten, falsche Liaison anwandten. Lartigaut (1669) und Hindret (1687) bezeugen uns Aussprachen wie *j'és été*, *is-ont conclus-ansamble*, *j'ai-z-eu*, *il a-z-eu*[3]. Man sieht, die fließende lautliche Verbindung von sinngemäß zusammengehörigen Worten ist zunächst nur eine unbewußte, allgemein sprachliche Tendenz, ein Vorgang der Lautgeschichte, wird aber, nachdem sie sich durchgesetzt hat, zur Ruhe gekommen und teilweise wieder zurückgegangen ist, im Bewußtsein der Sprechenden zu einem phonetischen Ideal erhoben und als etwas Elegantes, Feierliches, Aristokratisches angestrebt und übertrieben. Ähnlich wie dieses phonetische Mittel der Wortverbindung, ist das syntaktische der Satzverbindung, die Konjunktion, im 16. Jahrhundert sozusagen instinktmäßig hervorgebracht und vermehrt, aber erst im 17. planmäßig gehandhabt und zu einer stilistischen Zierde erhoben worden. So wachsen aus den sprachlichen Tendenzen der Renaissance die stilistischen Ideale des Klassizismus hervor.

---

[1] Brunot, II, 268 f.

[2] Charles Thurot, de la prononciation franc. depuis le commencement du XVI[e] s d'après les témoignages des grammairiens, Paris 1881—83, Bd. II, S. 25. Vgl. jedoch Meyer-Lübke, hist. Grcm. § 222

[3] Thurot, a. a. O., II, S. 37. Diese s-Liebhaberei die übrigens auch in Paris grassierte, hat sogar flexivische Folgen gehabt. Man sprach *milles ans*, *cens hommes*, *pendanz un an*, *il leurs a dit* und heute noch: *entre quatres yeux*.

Kehren wir zu dem obigen Satz des Henri Estienne zurück. Das *-s* von *toujours* und von *ceux* ist hier nicht verstummt, weil beide Worte vor einer Sinnpause stehen. Die Verstummung in der Pause aber ist erst allmählich, gegen Ende des 16. Jahrhunderts, Regel geworden[1]. Damit hat die lautgeschichtliche Welle der Liaison sich überschlagen, ist über sich selbst hinausgegangen und führt zur Verstummung des Endkonsonanten in sämtlichen syntaktischen Stellungen. Am raschesten und weitesten ist in dieser Richtung der Patois von Paris und Umgebung gegangen[2], wobei wir freilich von den eigentlichen Dialekten absehen.

Wie eine *s*-Liaison, so hat es auch eine *t*-Liaison gegeben. Diese wird uns von Bèze (1584) folgendermaßen beschrieben: „Videndum inprimis ut, si sequens dictio incipiat a vocali, haec litera praecedentem finiens cum illa vocali conjugatur, quasi ad illam dictionem sequentem pertinens, ut *ils sont à moi* quod pronuntiandum est quasi scriptum sit *i son ta moi*[3]." Die Konjunktion *et* und wohl noch verschiedene andere Wörter aber haben ihr *-t* endgiltig verstummen lassen. Auch vom *-t* darf man im allgemeinen sagen, daß im Lauf des 17. Jahrhunderts die satzphonetisch bedingte Verstummung zu einer mehr oder weniger unbedingten weitergegangen ist.

Noch rascher und überhaupt etwas anders als bei *-s* und *-t* haben sich die Dinge, wie es scheint, bei *-r* entwickelt. Offenbar hängt dies mit der vibrierenden Natur dieses Lautes zusammen, der eine verhältnismäßig große artikulatorische Energie erfordert und überall, wo diese nicht vorhanden ist, also im Auslaut der Silbe so gut wie in dem des Wortes, zur Verstummung neigt. Kurz, die Verstummung des *r* ist ebensogut ein wortphonetischer als ein satzphonetischer Vorgang, während beim *s* die wortphonetische Verstummung von der satzphonetischen sich ziemlich reinlich unterscheiden

[1] Thurot, II., 35f.

[2] Vgl. Théod. Rosset, les origines de la prononciation moderne étudiées au XVIIe s. Paris 1911, S. 224ff. und 275ff.

[3] Thurot, II, S. 88 Anmerkung.

läßt, indem jene noch ein altfranzösischer, diese ein wesentlich neufranzösischer Vorgang ist. Bei *r* aber fließen beide Vorgänge durcheinander und ereignen sich sozusagen auf der Schwelle zwischen den beiden Sprachperioden[1]. Schon im Altfranzösischen finden sich Reime wie *dames: armes*, *repairt: vait*, *vert: vallet*, im Mittelfranzösischen solche wie: *laboureu(r): oiseulx*, *souda(r)s: Judas*, *amou(r)s: vous*, und selbst *voir: voix*. Im 16. Jahrhundert geht die Verstummung im Silbenauslaut sowohl wie im Wortauslaut weiter, ja sogar im Silbenanlaut findet sie sich: *pamp(r)e*, *proup(r)e*, *viv(r)e*, *mart(r)e*, *lett(r)e*. Aber eben deshalb, weil sie eine so vielfach geteilte und durch allerhand phonetische Zufälle bedingte ist, ist sie auch unter dem Einfluß der Schrift und der Wortbedeutungen zum großen Teil wieder rückgängig gemacht worden. Von allen Verstummungs- und Wiederbelebungsgeschichten ist die des *-r* die verwickelste und unruhigste[2].

Offenbar etwas langsamer, aber doch noch im Laufe des 16. Jahrhunderts sind auch die andern Konsonanten, die labialen, palatalen und nasalen im Auslaut des Wortes verstummt, und, da dies zunächst in antekonsonantischer Wortstellung geschah, der Liaison teilhaftig geworden. Dabei muß man jedoch, wie schon aus dem obigen hervorgeht, zwischen einer natürlichen populären, spontanen und einer stilistischen, künstlerischen, aristokratischen, bewußten Liaison unterscheiden. Jene bediente sich fast nur der häufigsten Auslautkonsonanten: *t*, *s* und *n* und nur dort, wo Hiatus drohte; während diese mit logischer Konsequenz in allen Fällen und mit allen Mitteln versucht wurde. Im Patois des 17. Jahrhunderts gab es Aussprachen wie *il n'est pas-t-a moi*, *il n'est point-z-à vous*. „Elles indiquent", meint Rosset[3], que le peuple avait toujours une répugnance naturelle aux

[1] Vgl. Meyer-Lübke, hist. Gramm. d. franz. Spr. § 165.

[2] Bei — *l* kann man von Verstummung im strengen Sinn nicht reden. Bei vorausgehendem *i*, wo Brunot eine solche annimmt, handelt es sich eher um Assimilation des *l* an den Vokal.

[3] A. a. O., S. 278.

hiatus et que, pour les résoudre, il intercalait entre les deux voyelles une consonne: *t*, *z* ou *n*, sans se soucier de l'ancienne consonne finale qui était sans doute toujours écrite, mais qu'il avait oubliée, ne la prononçant plus depuis longtemps. — Les grammairiens et les lettrés, au contraire, se faisaient des liaisons une idée presque fausse, car elle était inspirée de l'image visuelle des mots; pour eux la liaison était provoquée non pas par le besoin naturel et phonétique d'éviter un hiatus, mais par l'obligation de prononcer devant une voyelle les consonnes finales devenues muettes, même s'il n'y avait plus hiatus. Dès le XVIIe siècle, Chifflet condamne la prononciation *fait(es) encore* et prescrit de prononcer *faite-z-encore*."

Natürlich ist das Zustandekommen der Liaison durch den bloßen Hang zur fortlaufenden, zusammenhängenden Sprechweise nur erst ganz allgemein und nichts weniger als erschöpfend erklärt. Jener Hang hat den Stein ins Rollen gebracht; wie dieser nun aber gelaufen ist, kann nur durch eine genaue Betrachtung der phonetischen Verhältnisse, auf die wir uns hier nicht einlassen wollen, verstanden werden. Nur soviel sei gesagt, daß die Verstummung von Auslautkonsonanten in antekonsonantischer Stellung ungefähr in dieselbe phonetische Ordnung gehört wie die Verstummung resp. vokalische Assimilation der Konsonanten in schwacher Silbenstellung. Die Tilgung der silbenschließenden Konsonanz aber ist ein alter, immer und immer sich wiederholender Zug der französischen Lautgeschichte. Früher ging er im Rahmen der Worteinheit, jetzt geht er in dem der Satzeinheit vonstatten. Wenn nebenher, wie eine Erinnerung an die alte Zeit, auch im Wortinnern ein Zittern und Wanken durch die wenigen stehengebliebenen silbenschließenden Konsonanten und Halbkonsonanten läuft, so dürfen wir darin ein schönes Zeichen der Kontinuität und des Zusammenhangs der französischen Lautgeschichte erblicken. Es treten nämlich, zu gleicher Zeit mit dem Schwund der Konsonanten im Wortauslaut, schüchtern und sporadisch Formen auf wie: *face* für *farce*, *bouse* für *bourse*, *escoche* für *escorche*, *viege* für

vierge, *abode* für *aborde*, *hule* für *hurle*, *mabre* für *marbre* *teme* für *terme*, *feme* für *ferme* *ame* für *arme* und dergleichen mehr, Formen, die uns weniger durch die Schrift, als durch den Reim bezeugt sind.

Ja, eine Konsonantenart sogar, nämlich die silbenschließenden Nasale *n* und *m*, die freilich schon stark untergraben, d. h. sonor waren, sind von diesem letzten Beben, das durch die schwachen Stellungen ging, vollends zu Fall gebracht worden. Schreibungen wie *ung*, *besoing* und eine Reihe von Grammatikerzeugnissen[1] beweisen uns, daß in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts der nasale Konsonant, wenn auch nicht als reines *n* resp. *m*, wenn auch nicht als straffer Verschluß, so doch als Enge noch hörbar war, wobei man aber nicht an einen Laut wie das deutsche *ng* denken darf. Wir haben auch Anzeichen dafür, daß der vorausgehende Vokal damals noch mehr Eigenklang besaß, noch weniger verdumpft war. Z. B. *ain*, *ein* und *in* klangen zwar ähnlich, wurden aber doch noch unterschieden; ebenso *eun* und *un*[2]. Etwa von der Mitte des 16. Jahrhunderts ab macht die Verdumpfung weitere Fortschritte, und zugleich damit vollzog sich die Verstummung von *n* und *m*[3]. Stand der nasale Konsonant aber in starker Stellung, sodaß der nasale Vokal sich in offener Silbe befand: *canne*, *bonne*, *mienne*, so hat sich jener gehalten und ist dieser, ebenfalls wohl gegen Ausgang des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts, allmählich entnasaliert worden. Freilich hat es noch sehr lange, bis ins 18. Jahrhundert hinein gedauert, bis die orale Artikulation des einstmals nasalen Vokales allgemein wurde[4].

b) Der Vokalismus.

Damit sind wir in den Vokalismus übergetreten und werden nun auch auf diesem Schauplatz die Erscheinungen des

---

[1] Vgl. Thurot, II, 423ff.

[2] Vgl. Thurot, II, 481ff. und 544f.

[3] Wie eng beide Vorgänge zusammengehören, mag man ersehen aus Beyer-Klinghardt, französ. Phonetik, 3. Aufl., Cöthen 1908, S. 40f.

[4] Thurot, II, 522f.

Satzakzentes und seines Einklangs mit dem Wortakzent zu betrachten haben; denn das fortlaufende Sprechen, die Liaison, war nur eine Seite dieses Einklangs. In dem Maße, wie allmählich das Schema der steigenden Betonung vom Wort auf den Satz überging und angewandt wurde, mußten alle irgendwie noch vorhandenen Wortgruppen mit gleitender Akzentkurve verschwinden. Solcher Gruppen gab es noch einige wenige zu Anfang des 16. Jahrhunderts. Daran war vor allem das stumme *e* oder, wie man es schon damals nannte, das *e féminin*[1] schuld. — Es konnte wie alle andern Vokale unbetont, nebentonig und hochtonig stehen. Hochtonig hat man es heute nur noch in Sätzen wie *gardez-le!* wo es freilich fast ganz wie *ö* (in *alleu*) klingt[2]. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts aber existierte ein betontes weibliches *e(ə)* in umfangreicherem Maße: *il empəse*, *achəve*, *cachəte*, *ləve*, *aimə-je*. Die Frage ist nur, wie stark der Ton auf diesem e war und welche phonetische Qualität und Quantität es unter ihm annahm. Den Zeugnissen der Grammatiker, den Schreibungen und Reimen nach zu schließen, scheint die Aussprache auf einer langen Skala hin und hergeschwankt zu haben. Man findet 1. *trouvai-ie* (Nicolas de Troyes) also wohl langes stark betontes, offenes *e*; 2. *atelle*, *cachette*, *forcenne*, also wohl kurzes, stark betontes offenes *e*; 3. werden Reime wie: *empeze: diocese* von Lanoue in seinem Dictionnaire des rimes françaises 1596 verpönt, weil *diocese* ein langes männliches, *empeze* ein kurzes weibliches *e* habe[3]. Es ist also für *empeze* wohl kurzes, schwebend betontes, geschlossenes (?) *e* anzusetzen; 4. fehlt es nicht an Anzeichen, daß, besonders im Volksmund *il acheve*, *achete*, *chante-je* usw. mit Stammbetonung und schwach betontem, kurzem, qualitativ mehr oder weniger schwankendem *e* gesprochen

---

[1] Der Ausdruck stammt von Meigret.

[2] Es vollständig mit diesem (offenen oder geschlossenen?) *ö* zu identifizieren, wie Nyrop, Manuel phonétique du français parlé 2. Aufl. Copenhague 1902 S. 65 Anmerkung möchte, scheint mir nicht angängig.

[3] Thurot, I, 45f.

wurden, denn man hat 5. etwa seit dem 17. Jahrhundert populäre Elisionen *parl'j'bien? chant'j'mal?*, sowie *il ach'te*, *épouss'te*, *fur'te*, *décol'te*, wobei eine analogische Angleichung an die endungsbetonten Formen: *ach'ter* usw. mit im Spiele gewesen sein dürfte[1]. Um die Dinge nicht noch mehr zu verwickeln, sehen wir ganz davon ab, wann, wo und in welchem Maße bei den einzelnen *e*-Arten sich die Lippenrundung eingestellt hat.

Will man die Bewegung, die hier vorgegangen ist, verstehen, so muß man annehmen, daß vom Typus III aus eine Neigung zur Schwächung und Beseitigung, und nach der andern Seite hin eine solche zur Stärkung und Betonung des in Frage stehenden Lautes sich betätigt hat. Die Mittelstellung der schwebenden Betonung und wohl auch schwebenden Qualität war nicht haltbar, denn sie schlug dem Schema der Wortakzentuierung in gleicher Weise wie dem der Satzakzentuierung ins Gesicht. *Achètê*, *chántè-jê* waren unmögliche, gleitende Kurven. Beide Auswege, der der Schwächung wie der der Stärkung, wurden zu gleicher Zeit eingeschlagen. Dabei haben sich, etwa seit Beginn des 17. Jahrhunderts die Dinge in der Weise geklärt, daß der Patois den Weg der Schwächung und Elision, die Schriftsprache den der Stärkung bevorzugte.

Diese Entscheidung ist offenbar dadurch bedingt, daß die Schriftsprache eher den Forderungen des Satzakzentes, der Patois denen des Wortakzentes zu gehorchen geneigt war. Der Gebildete spricht vorzugsweise in Sätzen, der Ungebildete in Worten. Wenn nämlich der Wortakzent für die Schriftsprache und Sprechweise der Gebildeten noch ausschlaggebend und alleinherrschend gewesen wäre, so hätte das stumme *e* überall dort verschwinden müssen, wo es durch komplizierte Konsonanz nicht gestützt war und wo es n i c h t unter dem Nebenton stand. Man hätte, wie man es in der Sprache des Volkes tatsächlich hat, dann auch in der der Gebildeten Elisionen wie: *chaud'ment*, *om'lett'*, *p'lous'*,

[1] Meyer-Lübke, hist. Gramm. d. franz. Sprache § 308.

donn'rai. Deren hat man nun allerdings eine große Menge, doch wird ihnen durch mindestens ebenso zahlreiche Restitutionen immer wieder die Wage gehalten. Man würde sich sehr täuschen, wenn man glaubte, solche Restitutionen seien eine rein papierene und intellektuelle Sache. Sie sind vor allem dadurch ermöglicht, daß innerhalb der größeren Einheiten der Wortgruppe und des Satzes die Stelle des Nebentones eine sehr viel beweglichere ist, als im engeren Rahmen eines einzigen Wortes. So kommt es, daß eine Silbe, die im Worte tonlos bleiben muß, im Satze den Nebenton erhalten kann und vice versa, so daß das stumme *e* je nach Zusammenhang, Sinn und rednerischem Akzent auftauchen und wieder verschwinden kann und zu einem wunderbar gefügigen Werkzeug der künstlerischen Diktion geworden ist. Anstatt einem starren Lautgesetze zu unterliegen, wird es nun von den beweglicheren und freieren Kräften des Kunstgenius, von Rhythmus, Wohllaut und Stil beherrscht.

Das Ergebnis dieser glücklichen Wechselwirkung volkstümlicher und gelehrter Tendenzen ist eine fast durchgehende Offensilbigkeit. Geschlossene Silben sind dank den besprochenen Wandlungen eine seltene Ausnahme geworden und finden sich fast nur noch in gelehrten Wörtern. Die Sprache des ausgehenden 16. und der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts perlt in ruhigem, ungehemmtem Fluß, in lauter offenen Silben dahin. Wir nehmen aufs Geradewohl einige Verse aus Corneille.

Il est vrai que nos noms ne sauroient plus périr.
L'occasion est belle, il nous la faut chérir.
Nous serons les miroirs d'une vertu bien rare:
Mais votre fermeté tient un peu du barbare;
Peu, même des grands cœurs, tireroient vanité
D'aller par ce chemin à l'immortalité:
A quelque prix qu'on mette une telle fumée,
L'obscurité vaut mieux que tant de renommée.
(Horace, II, 3).

Geschlossene Silben haben wir nur in: *vertu*, *fermeté barbare*, *cœurs*, *par ce*, *immortalité*, *quelque* und *obscurité*.

Es sind die Gruppen *r* + Konsonant, *l* + Konsonant, sowie die gelehrte Kombination *b* + Konsonant in *obscurité.* Jedoch all diese konnten von der damaligen Aussprache vereinfacht werden. Für *obscur* bezeugen Bèze, Baïf, De La Faye (1613) die Aussprache *oskur*[1]; *r* und *l* in schwacher Stellung waren, wie man sich erinnert, stark erschüttert und vielfach verstummt resp. vokalisiert, so daß der lautliche Eindruck des obigen Stückes der einer vollständigen, durchgehenden Offensilbigkeit war. Gustav Gröber[2] hat gezeigt, wie damit die französische Sprache von allen europäischen die sangbarste geworden ist. Am Ende jeder Silbe kann der Vokal ausklingen und wird nicht, wie im deutschen, fortwährend abgeknackt. Jener musikalische und lyrische Charakter, den wir allenthalben in der Syntax des 16. Jahrhunderts gefunden haben, ist damit bis in die kleinsten lautlichen Erscheinungen herausgetreten. — Durch seine weitere und neueste Entwicklung wird das Französische von diesem Zustand wieder hinweggeführt und einem neuen Ziele, das bis jetzt noch nicht abzusehen ist, entgegengetrieben.

Andere Wandlungen, die sich im Vokalismus noch ereignet haben, wie der Wechsel von *e* und *a: lermes-larmes*, *dertre-dartre*, *mari-meri*, *achate-achete*, der von *ǫ*, *ọ* und *ou: boche-bouche*, *froment-froument*, *norrir-nourrir*, *hoste-houste* usw., die Reduktion der Diphtongen und des Hiatus und schließlich gar die verschlungenen Schicksale der mit *oi* bezeichneten Laute werden auf die Rechnung des Satzakzentes entweder gar nicht oder nur durch höchst gekünstelte Klügeleien zu schieben sein. Sie alle gehen von den Mundarten und vom Patois aus und sind in die Sprache der Gebildeten nur noch teilweise eingedrungen und haben sich, wenn man von den Reduktionen des Hiatus und der fallenden Diphthonge, die schon im Mittelfranzösischen begonnen hatten

[1] Thurot, II, 368.

[2] Eine Tendenz der franz. Sprache in der Miscellanea linguistica in onore di G. Ascoli Turin 1901. Unzugänglich war mir Eisenberg, die an den Sprachpausen lautenden Konsonanten bei den franz. Klassikern. Laibach Programm 1912.

und im Gang waren, absieht, nicht mehr mit der Regelmäßigkeit eines sogenannten Lautgesetzes ausgebreitet[1].

Es ist merkwürdig zu sehen, wie im 16. und in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts all diese Phoneme aus den niederen Gesellschaftsschichten in die höheren hinaufsteigen und dort als Mode aufgenommen oder als schlechte Gewohnheiten verworfen werden. Der Wechsel von *e-a* ging vorzugsweise von der Pariser Volkssprache aus, wozu Einflüsse von Lyon und der Gascogne noch hinzugekommen sein mögen[2]; der von *r-z*, *mary-mazy*, *chaire-chaise* hat in den Mundarten des Zentrums seinen Ursprung[3], die Neigung, *u* für *ọ* und *ǫ* im Vorton sowohl wie unter dem Hochton, in offener und teilweise sogar in gedeckter Stellung zu sprechen, scheint von langer Hand vorbereitet und den meisten Dialekten der Mitte (Orléans, Bourges, Lyon, Touraine, Anjou) eigen gewesen zu sein, während die Erhaltung und Wiederherstellung von *o* vorzugsweise von den Grammatikern und literarischen Kreisen ausging[4]. Die Aussprache des Lautes *uè* als *uá*, die sich im Laufe des 16. Jahrhunderts vor linguodentalen Konsonanten *r*, *l*, *s*, *t* einzustellen begann, war, nach dem Zeugnis des Bèze, der beiden Estienne und des Tabourot[5] zunächst pariserisch und volkstümlich und wurde sodann von den Hofleuten und vielleicht am geflissentlichsten von denjenigen, die keine geborenen Pariser waren, sich aber als solche charakterisieren wollten, nachgeahmt. Auch der Wandel *uè* > *ę*, der schon im 15. Jahrhundert einsetzte, scheint sich auf demselben Wege verbreitet zu haben.

Also immer wieder das gleiche Schauspiel. Von der Mundart des Volkes gelangen einzelne Phoneme in die feinen Kreise der Hofgesellschaft und nehmen daselbst einen modehaften und oft affektierten Charakter an, werden von Gelehrten und

[1] Vgl. im Einzelnen die soeben erschienene historische Sprachlehre des Neufranzösischen von E. Herzog, Heidelberg 1913, die ich leider nicht mehr benützen konnte.

[2] Thurot, I, 3ff.

[3] Ebenda, II, 271ff.

[4] Thurot, II, 240ff. und Rosset 67ff.,

[5] Ebenda, I, 356.

Puristen zunächst bekämpft, um schließlich, wenn auch nicht mehr in der Allgemeinheit eines Lautgesetzes, so doch an eine stattliche Reihe von Wörtern geknüpft, in die klassische Aussprache einzugehen. Ähnlich lösten sich aus den ständischen Gliederungen vereinzelte Individuen ab, stiegen empor und suchten bei Hof ihr Glück. Der Schauplatz dieser Bewegung wurde mehr und mehr Paris. Ein Lautwandel, der nicht durch Pariser Volksmund gegangen ist, hat seit dem 16. Jahrhundert kaum noch Aussicht auf Erfolg. Diesen Instanzenweg haben sämtliche Lautwandlungen durchlaufen müssen, die spezifisch satzphonetischen sowohl, die zur Liaison und zur Beweglichkeit des stummen *e* führten, wie die spezifisch wortphonetischen und mundartlichen Einzelheiten, die als mehr oder weniger zufällige Wandlungen, aber kaum mehr als wesentliche Charakterzüge zum neufranzösischen Lautstand hinzugekommen sind.

XI. Die Überwindung der mundartlichen Aussprache.

In Deutschland, besonders in Süddeutschland erfreut sich auch der Gebildete einer mundartlich gefärbten Aussprache. Manche kokettieren sogar damit; nur wenigen aber gelingt es, den heimatlichen schwäbischen, bayerischen, fränkischen oder sächsischen Schmelz ihrer Rede hinwegzuwischen. — In Frankreich dagegen sucht der Gebildete sich von mundartlichen Lautgebungen tunlichst freizuhalten und, wenn er auch die Satzmelodie seiner Landschaft nicht loswerden kann, so üben sich doch schon im Elternhaus und in der Schule seine Sprachwerkzeuge auf eine möglichst richtige „schriftfranzösische“ Aussprache ein. Auf keinen Fall hält er es für wünschenswert, durch mundartlichen „Akzent“ als Provinzler erkannt zu werden. Man darf die Richtung des sprachlichen Geschmackes der Franzosen, im Gegensatz zu der unsrigen vielleicht als eine rationalistische, antiromantische oder klassische bezeichnen. Ohne darüber streiten zu wollen, welcher Geschmack der bessere ist, suchen

wir zu verstehen, wie die Franzosen zu dem ihrigen gekommen sind.

Vor allem setzt ihre verhältnismäßig straffe und einheitliche sprachliche Zucht eine ebenso einheitliche sprachliche Autorität voraus. Eine solche hat sich in Frankreich nur langsam und allmählich vorbereitet und ist im Laufe des 17. Jahrhunderts, etwa mit der Gründung der *Académie*, zur Geltung gekommen.

Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts wird das Zusammengehen der sprachlichen mit der politischen Entwicklung immer enger; und dieser Einklang findet bald darin seinen Ausdruck, daß die Stadt Paris als Sitz der politischen sowohl wie der sprachlichen Autorität gilt. Seit dem Beginn der Religionskriege ist die politische Macht an den Besitz der Stadt Paris gebunden. Alle inneren Kriege finden ihren entscheidenden Abschluß immer erst mit der Einnahme von Paris. In sprachlicher Hinsicht war der Vorrang der Ile-de-France schon lange entschieden, und niemandem fällt es im 16. Jahrhundert mehr ein, ihn zu bestreiten. Selbst Ronsard, dem die Dialekte des ganzen Landes so sehr am Herzen liegen, fügt sich: „Mais aujourd'huy, pour ce que nostre France n'obéist qu'à un seul roy, nous sommes contraints, si nous voulous parvenir à quelque honneur, de parler son langage; autrement nostre labeur, tant fust-il honorable et parfaict, seroit estimé peu de chose ou peut estre totalement mesprisé[1]."

Da nun die geographische Lage der sprachlichen Autorität eine so bestimmte, durch natürliche und geschichtliche Verhältnisse längst gesicherte war, brauchte diese Autorität nicht herrisch und ausschließlich aufzutreten wie in Italien, wo der Primat von Florenz durch ein ebenso endloses als unduldsames Grammatikergezänk immer wieder verteidigt werden mußte. Wir haben dafür ein schönes Zeugnis von Henri Estienne. „Nous donnons tellement le premier lieu au langage de Paris, que nous confessons que celuy des villes

[1] Zitiert nach Thurot, De la prononciation française I, S. XCIV.

prochaines, qui sont aussi comme du cœur de la France, ne s'en esloigne guere. Et pour ce qu'Orléans voudroit bien avoir le second lieu, Tours aussi, pareillement Vendosmes, et qu'il est demandé aussi par Bourges, et Chartre d'autre costé y pretend, et quelques autres villes des plus prochaines de Paris: à fin que les unes ne portent bien envie aux autres, nous laissons cette question indécise: et mesme, pour bien de paix, ne nous formalisons pas beaucoup contre les Guespins[1] quand il leur eschappe de dire qu'ils parlent aussi bon François que nous qui sommes Parisiens[2]."

Wem sollte nun aber innerhalb dieses mehr oder weniger weiten Pariser Sprachgebietes die Entscheidung und Führung des guten Sprachgebrauches zukommen? Dem Parlament und der Beamtenschaft, oder dem Hof und den Edelleuten, oder den Gelehrten und Schriftstellern, oder gar den *crocheteurs du port Saint-Jean?* All diese Gesellschaftsgruppen sind je nach Geschmack, Einsicht und Gelegenheit abwechslungsweise befürwortet und verworfen worden. Die Frage der sprachlichen Autorität wurde im 16. und zu Anfang des 17. Jahrhunderts meist nur von der künstlerischen und stilistischen Seite her gesehen und behandelt und kam daher über das Gebiet des persönlichen Beliebens und des individuellen Geschmackes kaum hinaus. Ihre Abhandlung gehört eher in die Geschichte der Literatur als in die der Sprache. Sprachgeschichtlich bedeutsam wird die Sache nur in dem Maße, wie die verschiedenen und oft entgegengesetzten Strömungen des Geschmackes und des Beliebens zu einer mehr oder weniger bindenden Sitte und Konvention sich zusammenfinden, und die innerliche Freiheit des sprachlichen Denkens in eine äußerliche Gebundenheit des Sprechens und der Aussprache eingeht.

Einen Kanon der Aussprache aber gab es im 16. Jahrhundert, selbst am Königshofe nicht. Unter Franz I. und

---

[1] Die Leute von Orléans.

[2] H. Estienne, la précellence du lang. fr. ed. Huguet, Paris 1896, S. 170.

Heinrich II. wimmelte es hier von Ausländern und Abenteurern verschiedenster Herkunft. Unter Heinrich IV. verdarb der gascognische Akzent die Reinheit der französischen Diktion. Höchstens Advokaten und Gerichtsbeamte befleißigten sich in feierlicher Rede einer schriftgemäßen Aussprache. Erst im 4. und 5. Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts bildet sich in den Salons und am königlichen Hof eine verfeinerte Gesellschaft, die auch im täglichen Verkehr ihre Aussprache bewußtermaßen zu pflegen und nach der Schrift und nach bestimmten Vorbildern und Grundsätzen zu regeln beginnt. In der Konversation dieser Kreise ist die phonetische Orthodoxie der Umgangssprache entstanden.

Für uns Deutsche ist eine solche Orthodoxie heute noch etwas Außergewöhnliches und fast Unangenehmes. Wir mögen sie nicht leiden und verstehen sie deshalb nicht. Meist nur in besonderen Geistesverfassungen, wenn wir etwas Geschriebenes ablesen oder auf der Kanzel, auf dem Katheder, auf der Bühne stehen, suchen wir schriftgemäß auszusprechen. Wer es aber auch im vertraulichen Umgang mit Seinesgleichen tut, den sind wir geneigt, für einen wenig spontanen, affektierten Menschen zu halten. Wir lieben zu sprechen wie uns der Schnabel gewachsen ist. Unter schriftgemäßer Aussprache darf man nun freilich keine peinlich genaue artikulatorische Wiedergabe des Schriftbildes verstehen, denn eine solche ist unmöglich, sondern eine gewollte, bewußtermaßen gezüchtete, kunstmäßig geübte Lautgebung, im Gegensatz zu der spontan und instinktmäßig geübten. Um die schriftgemäße, korrekte Aussprache zu erreichen, ist für den einen mehr, für den andern weniger, ein hoher Grad von Selbstbeobachtung, ein langwieriger Kleinkrieg gegen die Gewohnheit, den Instinkt, die Spontaneität nötig, ein fortwährendes Hören auf die eigenen Laute, ein Zügeln der Zunge und Umstellen des Kehlkopfes, ein mühsames, tausendfaches Brechen mit der eigenen sprachlichen Vergangenheit, kurz, eine ästhetische Zucht der gesamten Ausdrucksbewegungen.

Damit eine ganze Gesellschaftsschicht sich etwas Der-

artiges auferlegt, bedarf es einer besonderen Geistesverfassung, die man wohl als preziös bezeichnen kann.

Preziöse Menschen hat es nun freilich zu jeder Zeit und überall gegeben. Ein herrschender, notwendiger und historisch bedeutsamer Zustand im geistigen Entwicklungsgang der Franzosen aber ist das Preziösentum erst mit dem Einsetzen der Gegenreformation geworden. Jedenfalls hat die Bewegung der Renaissance mit ihrer Entfesselung der natürlichen Triebe, der künstlerischen Spontaneität und Individualitäten eine preziöse Geistesverfassung von sich aus zunächst nicht erzeugt. Die Reformation kämpfte zwar gegen instinktmäßiges Verhalten und natürliches Handeln mit allen Kräften an und erzog den Menschen zur bewußten Beherrschung seiner selbst. Diese Willenszucht aber hat sie nur auf dem Gebiete des sittlichen Lebens geübt, während sie den künstlerischen und sprachlichen Dingen gleichgültig, wo nicht feindlich gegenüberstand und sie eher zur Barbarei, zur Härte und zur Verwahrlosung als zur Zierlichkeit und Korrektheit führte.

Die Gegenreformation geht in der Hauptsache von Spanien aus. Es ist daher nötig, daß wir den Einfluß spanischer Kultur und Geistesart in Frankreich betrachten. Spanisches Wesen macht sich hier meist nur in inniger Verflechtung mit italienischem geltend; war doch Italien, etwa seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts durch und durch spagnolisiert. Das soll uns nicht hindern, das spezifisch Spanische aus den mannigfaltigen Verschlingungen herauszuziehen[1].

In Spanien vor allem standen die großen katholischen Theologen auf, die Verteidiger der von der Reformation erschütterten kirchlichen Lehre. Von jeher ist dieses Land der Hort der Rechtgläubigkeit gewesen. In einem fast tausendjährigen Kampf gegen den Islam ist es zu dieser welthistorischen Sendung erzogen worden. Jetzt erheben spanische Dominikanermönche den Aristoteles und dessen katholischen

[1] Für das Folgende vgl. Eberhard Gothein, Staat und Gesellschaft des Zeitalters der Gegenreformation in Hinnebergs Kultur der Gegenwart, II, V, 1.

Interpreten, den heiligen Thomas von Aquino wieder auf den Thron und verhelfen ihm, dem Platonismus der italienischen Renaissance gegenüber, zu einer zweiten Herrschaft. 1540 wird der Jesuitenorden gegründet, und das Jesuitenkollegium von Coimbra verfaßt einen Riesenkommentar zu Aristoteles. Von neuem erblüht die Scholastik, und mit ihr das Interesse für dogmatische Fragen. Die Sorge um Korrektheit der Lehre führt zur Errichtung des Index librorum prohibitorum 1524. Korrigieren und Zensurieren auf der einen Seite, Deuteln, Ergotieren, Lavieren und Gehorchen auf der andern wird bald zu einer allgemeinen Gewohnheit im spanischen Geistesleben. Auf dem Theater und nicht nur im *Auto sacramental*, selbst auf der weltlichen Bühne, wird über kirchliche Lehren disputiert, um dogmatische Fragen gestritten, wobei die Rechtgläubigkeit über Teufel, Zweifel und Ketzer nicht genug triumphieren kann. Die Inquisition, die ursprünglich gegen Juden und Mohammedaner gerichtet war, wird nunmehr gegen christliche Irrlehre verwendet. In Spanien untersteht die Inquisition dem König, nicht dem Papst. In keinem Lande hatte die geistliche Autorität einen engeren Bund mit der politischen eingegangen. Nur in der abstrakten Lehre noch hatte der Papst die Macht, in allen unmittelbaren, praktischen Angelegenheiten der Kirche hatte sie der König. Dieser hielt seine Bischöfe viel straffer am Zügel, als Rom es vermochte. „Das absolute Bekenntnis zur Vollgewalt des Papstes in Glaubenssachen hatte sich in diesem Volk, wo die Rechtgläubigkeit zum Nationalstolz und zur Bewährung reiner Abkunft gehörte, von jeher mit dem Mißtrauen gegen jeden Verwaltungseingriff Roms verbunden[1]."

Der Gallikanismus, wie er in Frankreich unter Ludwig XIV. sich ausgebildet hat, ist zwar einerseits die Fortsetzung und Weiterbildung einer alten nationalen Tradition, aber er ist auch ebensosehr eine Nachbildung spanischer Verhältnisse. Gerade durch seine gallikanische Vergangenheit war

[1] Gothein, a. a. O., S. 186.

das französische Volk, wenigstens in der Kirchenpolitik, besser als alle andern zur Aufnahme des spanischen Einflusses vorbereitet. Nirgends wurde die Forderung des Gehorsams vom politischen und nationalen Leben herüber so unerbittlich und bedingungslos auf das religiöse ausgedehnt wie in Spanien; und in keiner menschlichen Gemeinschaft ist die Pflicht des Gehorsams jemals radikaler verstanden und gehandhabt worden als in der Societas Jesu. Hier hat man das Gehorchen mit bewußter Systematik zu einer Kunst, zu einer Virtuosität der Seele ausgebildet.

Um die Meisterschaft im Gehorchenkönnen zu erreichen, bediente man sich mystischer Übungen. Die berühmten Exercitia spiritualia des hl. Ignatius tauchten die Seele in heilige Schwärmerei, um sie durch Auflösung und Abtötung alles Eigenwillens zur Tat des Gehorsams zu stählen. „Militärische Schulung des Herzens und des Willens ist das ganze Geheimnis." „Es ist die Aufhebung der Schwärmerei durch sich selber[1]." Fast die ganze spanische Mystik des 16. Jahrhunderts, nicht nur die jesuitische, gipfelt in der Abtötung alles spontanen und eigenen Wollens. „Desasirse de todo lo criado y de nosotras mismas" empfiehlt die heilige Therese ihren Schwestern als den wichtigsten Punkt im „Camino de perfeccion." Um diese Gelassenheit, diese Freiheit von allen triebmäßigen Wallungen, von aller gefühls- und willensmäßigen Naturhaftigkeit, dieses *dejado* zu erreichen, werden immer wieder zwei Mittel empfohlen und geübt: unermüdliche haarscharfe Selbstbeobachtung, Selbstzergliederung, Selbstanalyse, eine intellektuelle Kunst, in der Ignatius und Therese die leuchtenden Vorbilder waren, und zweitens ein ebenso unermüdliches, innerliches Sichselbst-Widersprechen. Den Menschen in seinen Trieben umherzujagen, sei das Werk des Satans, lehrt der hl. Ignatius. Darum müsse man immer das Gegenteil von dem tun, was die natürlichen Triebe, d. h. der Teufel wolle. „Hält mir der Teufel die Gerechtigkeit vor, so sage ich gleich: Gnade, wenn er mir die Gnade, so ich im

[1] E. Gothein, Ignatius v. Loyola und die Gegenreformation. Halle 1895, S. 235.

Gegenteil: Gerechtigkeit[1].“ Und die heil. Theresa rät: „Esto (desasimiento) se adquiere con ir poco a poco . . . no haziendo nuestra voluntad y apetito aun en cosas muy menudas, hasta acabar de rendir el cuerpo al espiritu.“ Ja sogar im weltlichen Leben — das hat sie trefflich gesehen — bringe diese Selbstentleibung des Willens ihren Reiz, ihre Wollust und ihren Gewinn mit sich. „Mas que gran rigor parece dezir, que no nos hagamos plazer en nada como no se dize los gustos y deleytes que trae consigo esta contradicion, y lo que se gana con ella, aun en esta vida[2].“ In der Tat ist stoische Gelassenheit und kalte Beherrschung aller Leidenschaft, stolze äußere Ruhe bei größter innerer Hingabe und Glut das Ideal des *Hidalgo* nicht weniger als das des *Fraile.*

Der Ausdruck dieser Gelassenheit ist der *Sosiego*, die ruhige Feierlichkeit im Gehaben. Mit *sosiego* grüßt der spanische Edelmann seinesgleichen, mit *sosiego* schreitet er gravitätisch dahin, mit *sosiego* kleidet er sich, steif und ernst; keine unüberwachte Gebärde, kein rasches Wort, keine spontane Ausdrucksbewegung entschlüpft ihm. Der *sosiego* ist schließlich die gesellschaftliche Stilisierung der spanischen Art, die Welt und das Leben zu nehmen, geworden und hat den sämtlichen Formen des menschlichen Verkehrs den Stempel aufgedrückt. Im schärfsten Gegensatz stand dieser neue Lebensstil zu der sprudelnden und formlosen Temperamenthaftigkeit der Franzosen des 16. Jahrhunderts und zu der großartig natürlichen Anmut und Ungeniertheit der Italiener.

Aber eben deshalb, weil es so sehr von allem Bisherigen abstach, imponierte das spanische Wesen und wurde, nachdem man eine Zeitlang darüber gespottet hatte, von der feineren französischen Gesellschaft fleißig nachgeahmt.

Freilich — wie sollte es anders sein — bei dem beweglichen Volk der Franzosen hat die spanische Gemessenheit, Feierlichkeit und Spontaneitätslosigkeit zunächst wenig Sym-

---

[1] Ebenda S. 219.

[2] Obras, Ed. Brüssel 1684, Bd. I, S. 412f.

pathie gefunden. Gerade die Außenseite des spanischen Wesens mißfiel am meisten und forderte den lebhaftesten Widerspruch heraus. Von dieser Abneigung legen einige Bedeutungsverschiebungen spanischer Lehnwörter beredtes Zeugnis ab. *Hablar*, für den Spanier das einfache, gewöhnliche Sprechen, bedeutet für den Franzosen schon im 16. Jahrhundert eine großtuerische, prahlerische und schwindelhafte Art der Rede: *ils estoient deux charlatans, dont l'un habloit et haranguit mieux que l'autre pour mieux faire valoir ses denrées* (Paré)[1]. — *Bizarro*, im Spanischen = „mutig, tapfer, ritterlich, edelmütig, großmütig, freigebig, prächtig, herrlich, schön, stattlich" muß im Französischen alles bezeichnen „qui s'écarte du goût, des usages reçus" (Littré), eine Bedeutungsverschiebung, die übrigens durch Italien vermittelt ist.

Unter diesen Umständen hat das spanische Wesen stärker als durch seinen Ernst, durch seine komische Seite auf die Franzosen gewirkt. — Es ist von jeher spanische Art gewesen, das eigene Heroentum zu parodieren, zu travestieren und der heldenhaftesten Selbstbeherrschung und starresten Unterdrückung der Natur die ausgelassenste und derbste Naturhaftigkeit und Erdenfreude an die Seite zu geben. Gerade dadurch, daß die Spanier von allen lateinischen Völkern das männlichste und heldenhafteste sind, sind sie zugleich das humoristisch am stärksten veranlagte. Denn das gute und goldene Lachen ist ein Vorrecht der Männlichkeit.

Man darf im allgemeinen wohl sagen, daß die Franzosen durch die spaßhafte Außenseite des spanischen Wesens sich stärker und unmittelbarer angezogen fühlten als durch den *Sosiego*. Der komische Roman, die realistische Novelle, das Lustspiel haben mächtiger gewirkt und sind treuer und sklavischer nachgeahmt worden als alle ernsten Gattungen der spanischen Kunst. Der burleske Góngora hat in Scarron einen Schüler gefunden, wie man ihn für den feierlichen

[1] Dafür bedeutet dem Spanier das französische *parlar* nichts anderes als schwatzhaftes Plaudern.

Góngora vergebens sucht[1]. — Lehnwörter wie *sarabande*, *séguedille*, *disparate*, *matamore* legen Zeugnis von dieser heiteren Wendung des spanischen Einflusses ab. Selbst das neutrale *dueña* hat im Französischen *duègne* einen komischen Beigeschmack bekommen. — Bezeichnend ist es auch, daß eine Reihe von spanischen Sprachlehren und Konversationsbüchern, die in Frankreich zu Anfang des 17. Jahrhunderts erschienen, mit Sammlungen von Anekdoten, Sprüchwörtern und drastischen Redensarten ausgestattet wurden[2].

Sehr viel wichtiger aber als das unmittelbare Nachahmen spanischen Wesens in der Kleidung, in der Sitte, in der Kunst und in der Sprache, im Scherze wie im Ernste, sehr viel wirksamer, wenn auch weniger sichtbar und auffällig ist der seelische Einfluß und die innere Suggestion des spanischen Geistes auf den französischen. Diese inneren Vorgänge lassen sich freilich in concreto, d. h. kulturgeschichtlich fast gar nicht erweisen[3] und erschließen sich nur der psychologischen Analyse, die immer etwas Abstraktes behält. Mit dem spa-

---

[1] Vgl. G. Lanson, Etudes sur les rapports de la litt. franc. et d. l. litt. esp. in der Revue d'hist. litt., III, 1896, S. 321 ff.

[2] 1608 veröffentlichte César Oudin, der Vater des bekannten Grammatikers Antoine: Refranes o proverbios españoles traduzidos en lengua francesa. Brüssel. Zu gleicher Zeit erschien beim selben Verleger eine Sammlung geistlicher Briefe in Sprüchwörtern: Cartas en Refranes de Blasco de Garay (Brüssel, Roger Velpius 1608). Die beliebte französ.-span. Grammatik des Ambrosio de Salazar (1614, 15, 22, 27) sowie die der Oudins enthielten Sentenzen und Sprüchwörter und „comparaisons propres à la langue espagnole".

[3] Der Nachweis ist nicht unmöglich, aber schwer und außerordentlich verwickelt, so daß wir ihm im einzelnen nachzugehen nicht den Raum haben. Bedenkt man aber die ungeheure geistige Macht, die in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts von den Jesuiten in Frankreich ausgeübt wurde, wie die besten Köpfe des Landes durch ihre Schule gegangen sind und wie in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts auch die französische Politik von ihnen beeinflußt wurde, so eröffnet sich von diesem einzigen Punkte aus der Blick auf ein labyrinthisches Netz von Straßen und Schleichwegen, auf denen der spanische Geist die ganze französische Kultur durchwühlt hat.

nischen Kultureinfluß in Frankreich hat es die merkwürdige Bewandtnis, daß er einerseits ganz an der Oberfläche verläuft und sich deshalb nur äußerlich, sei es als politischer Druck der einen Nation auf die andere, sei es als modehafte, unwesentliche sporadische Nachäfferei erkennen läßt, während andererseits in den Tiefen des Gemütes eine Annäherung und Befruchtung erfolgt, die man als „Einfluß" im landläufigen Sinn des Wortes nicht mehr bezeichnen darf. Dabei war es für Frankreich ein besonderes Glück, daß die tiefere Berührung in einer Zeit erfolgte, in der das Land sich politisch von Spanien emanzipiert hatte und im Begriff war, es zu besiegen. Das Zeitalter Richelieus, Mazarins und Ludwigs XIV. konnte eben deshalb, weil es das politische Spanien überwunden hatte, das seelische Spanien um so freier und selbständiger in sich aufnehmen und verarbeiten.

Wir haben gesehen, wie die spanische Orthodoxie zum erstenmal in dem modernen Europa wieder die Forderung der geistigen Autorität, des Dogmas und des absolutesten Gehorsams aufstellte, und wie die spanische Mystik sich in den Dienst dieser Forderung begab, indem sie den natürlichen Trieb und Eigenwillen der Seele brach und ihr eine Zucht des Sinnenlebens auferlegte, aus der sie ebenso geschmeidig, empfindsam und zärtlich zur Hingabe an das Fremde und Höhere[1], als stark, kalt und unerbittlich zur Beherrschung ihrer selbst hervorging.

Dieses neue Ideal, das aus dem religiösen Leben Spaniens geboren wurde, ist nun in Frankreich im Laufe des 17. Jahrhunderts Schritt für Schritt verweltlicht und in die außerkirchliche Gesellschaft hinübergetragen worden. Zunächst hat der heilige Franz von Sales, stark unter dem Eindruck der spanischen Mystik, den Franzosen eine Frömmigkeit empfohlen, die zwar innerlich ganz dem Himmel, äußerlich jedoch ganz der Welt und ihren gesellschaftlichen Formen gehört. Er hat den Katholizismus nicht nur praktisch ge-

[1] Vgl. M. von Waldberg, Studien und Quellen zur Geschichte des Romans I. Zur Entwicklungsgeschichte der „schönen Seele" bei den spanischen Mystikern, Berlin 1910.

macht — was er ohnedem ist — sondern gar soziabel, gesellig und höchst salonfähig. Eine schöne Seele und erhabene Gefühle zu haben, gehörte nun mehr und mehr zum guten Ton. Es ist besonders die französische Frau, die Dame gewesen, die den spanischen *sosiego* ins Kleine und ins Feine umgearbeitet und zum *précieux* verwandelt hat. Der preziöse Mensch ist die spezifisch französische Variante des Menschheitsideals der Gegenreformation. Auch bei ihm ist die Spontaneität gebrochen, ist zwischen Geist und Natur ein Schnitt gemacht. Überlegung, Witz, Verstand und Vernunft beherrschen und regeln sein Gefühlsleben und unterwerfen es einem Dogma. Sein Dogma ist die korrekte Sitte und der gesellschaftliche Anstand, seine Mystik ist die Zartheit und Erlesenheit der Gefühle; seine Ästhetik aber die strengste Beobachtung und Überwachung sämtlicher Ausdrucksbewegungen, von der Körperhaltung und Gebärde bis zur Artikulation der Silben.

Auf diesen letzten Punkt, auf das ästhetische Verhalten kommt es uns an. Hier hat sich zum spezifisch spanischen Ideal der Gegenreformation das spezifisch italienische der Renaissance gesellt. Die große Wirkung, die Castigliones Cortegiano schon am Hofe Heinrichs II. geübt hat, ist bekannt. Im Jahre 1637 veröffentlichte nun auch ein Franzose, Nicolas Faret etwas Ähnliches: „L'homme honeste ou l'art de plaire à la cour.“ Während aber der Edelmann des Italieners der Renaissance mit ganzer Seele nur Edelmann, nur ein Mensch in der guten Gesellschaft ist und sein will und auf diesem Boden sich frei und natürlich wachsen läßt und entfaltet, muß der Edelmann des Franzosen der Gegenreformation sich fortwährend mißtrauen, sich überwachen, sich anstrengen, muß lavieren zwischen den Forderungen der Religion, der Tugend, der Seele und denen des Hofes und der gesellschaftlichen Sitte. Castiglione will zur natürlichen Anmut, zur *grazia*, zu *quella pura ed amabile semplicità, che tanto è grata agli animi umani* erziehen und will uns von aller Gewaltsamkeit, von aller *affettazione* und *sprezzatura* befreien. Dem Faret aber ist es in erster Linie um die Selbstbeherr-

schung, um die *contenance* und um die Fähigkeit, sich allen Menschen anzupassen, ohne sich innerlich zu entwürdigen, um die *souplesse* zu tun. Die *Souplesse*, so wie Faret sie vom Hofmann verlangt, ist geradezu die des Jesuiten. „Cette souplesse est l'un des souverains preceptes de notre Art. Quiconque sçait complaire, peut hardiment esperer de plaire. Et veritablement une des plus infaillibles marques d'une ame bien née c'est d'estre universelle et susceptible de plusieurs formes, *pourveu que ce soit par raison, et non par légerté ny par foiblesse.* Il y a du rustique et du stupide, d'estre tellement pris à ses complexions, qu'on ne puisse iamais en relascher un seul point. Un esprit bien fait s'ajuste à tout ce qu'il rencontre, et comme on disoit d'Alcibiade, il est si accommodant et fait toutes choses d'une certaine sorte, qu'il semble qu'il ait une particulière inclination à chacune de celles qu'on luy voit faire" (S. 138f.) Freilich strebt auch Faret die ästhetische Erziehung des geselligen Menschen an, aber er verlangt dazu eine Bewußtheit, Absichtlichkeit und wohlüberlegte Willensanstrengung, die fast an spanische Exerzitien und Askese erinnert und die der Italiener noch nicht nötig hatte. „La Contenance", sagt er, „reçoit toute sa perfection des mouvements du visage, qui doit estre tousiours serain, riant et accueillant tout le monde avec douçeur et courtoisie . . . Les mains sont encore fort eloquentes; et c'est elles proprement qui font les gestes dont on se sert pour enflammer l'action, lesquels toutesfois doivent estre fort moderez . . . Il faut prendre garde fort exactement que le ton de la voix n'ayt rien ny de rude, ny d'aigre, ny de trop esclatant, ny de trop faible: Au contraire, qu'il soit doux, clair, distinct, plein et net, en sorte qu'il penetre facilement iusques dans l'ame, sans trouver aucune resistance à l'entrée[1]."

Kurzum, jede Ausdrucksbewegung und vor allem die Sprache wird einer systematischen Zucht unterworfen. Hier, in den preziösen Kreisen des dritten, vierten und fünften

[1] S. 196, 195 und 194.

Jahrzehntes des 17. Jahrhunderts, wo der französische Geist die spanische mit der italienischen Kultur vereinigte, ist wohl zum ersten Male grundsätzlich gebrochen worden mit dem spontanen Sprechen nach dem selbstgewachsenen Schnabel, und ist eine korrekte, schriftmäßige Redeweise und Aussprache bewußtermaßen angestrebt worden. Die Meister dieser sprachlichen Zucht, Oudin, Malherbe, Balzac, Voiture, Vaugelas, Chapelain, waren alle in gleicher Weise des Spanischen wie des Italienischen kundig, und ihre gelehrigen Schülerinnen und Schüler, die Damen und Herren des Hofes und der Salons scheuten vor keinem Übermaß der Geziertheit zurück, um Fortschritte in der Kunst der schönen und richtigen Rede zu machen. Wie schwer dies zu Anfang noch fiel, mag man daraus ersehen, daß Vaugelas, der freilich ein linkischer und schüchterner Mensch war, seinen savoyardischen Akzent nicht los werden konnte. — Eine wenn auch nicht sehr folgenschwere, immerhin bezeichnende Tatsache ist es, daß die Jesuitenschulen schon frühe begannen, die mundartliche Aussprache zu bekämpfen. Im Jahre 1624 erschien in Bergen im Hennegau, ohne Namen, aber mit dem Zeichen der Gesellschaft Jesu versehen, eine *Ecloge praecipuarum legum gallicae pronunciationis ex primis gallicae linguae auctoribus.* Die Absicht dieses Lehrbuches wird folgendermaßen erklärt: „Paucis accipe quid intendam, varias nimirum Gallo-Belgarum dialectos, spurias, inquam, ac degeneres, ad principis linguae normam, communibus aliquot atque obviis regulis referre: hoc tantum. Ne igitur hinc minutias et affectatos aulicismos sectare[1].“

Die germanischen Völker, bei denen der autoritative Geist der Gegenreformation mit dem künstlerischen der Renaissance sich gar nicht oder doch weniger innig verbunden hat, stehen denn auch hinter den romanischen Nationen und insbesondere hinter der französischen an sprachlicher Zucht noch heute zurück. Nirgends ist schriftsprachliche Redeweise und grammatikalische Schule straffer durchgeführt

[1] Thurot, a. a. O., I, S. XLIX.

und allgemeiner anerkannt worden als in Frankreich; denn hier haben die genannten Kulturströmungen sich gerade in einem Zeitpunkt zusammengefunden, da die politische, administrative und wirtschaftliche Zentralisation des Landes im Begriff war, sich zu vollenden, und alle Wege zum Pariser Königshofe führten.

XII. Reinigung des Flexionssystemes.

Wie nötig es war, daß der Sinn für sprachliche Zucht und Richtigkeit wieder erwachte, lehrt ein Blick auf das Flexionssystem, wie es zu Ende des mittelfranzösischen Zeitraums sich gestaltet hatte. Die tiefgehenden Wandlungen, die das 13. 14. und 15. Jahrhundert gebracht hatten, waren vorüber. Das Zweikasussystem beseitigt, die Kennzeichen des grammatischen Geschlechtes und der Zahl vereinheitlicht, die stammabstufenden Konjugationstypen von 14 etwa auf 5 bis 6 zusammengedrängt, die starken Perfekta bedeutend eingeschränkt, das *-e* als Zeichen des Konjunktiv Präsens mit wenigen Ausnahmen verallgemeinert, kurzum die modernen Verhältnisse im großen und ganzen hergestellt. Die Hauptarbeit war getan, aber eben nur erst im Groben. Manche Nebenformen, Doppelformen, archaische Reste waren beim Aufstellen der neuen flexivischen Gruppen sozusagen als Kehricht, von dem man nicht wußte, wo er hingehörte, liegen geblieben. Da konnte nur der Besen des Grammatikers Ordnung schaffen.

Man erinnert sich, wie das Mittelfranzösische die Mehrzahl der Adjektiva einer Endung zu solchen zweier Endungen umgestaltet hatte: *fort-forte*, *vert-verde*, *grant-grande* usw. Dabei waren einige Reste nicht aufgegangen. *Cruel* und die meisten auf *-el*, sogar *tel* und *quel* konnten zu Anfang des 16. Jahrhunderts noch als Feminina gebraucht werden. Da das auslautende *-l* vor *e* jederzeit gesprochen wurde, so ging die Frage *cruel* oder *cruelle*, *tel* oder *telle?* in erster Linie die Schriftgelehrten an und mußte, nachdem der mündliche Sprachgebrauch keinen festen Anhaltspunkt gab, durch

grammatischen Richterspruch im Sinne der Einheitlichkeit entschieden werden. Sehr verwickelt lagen die Dinge bei *grand*, das, besonders wenn es vor dem Substantiv stand, mit diesem oft derart zusammenwuchs, daß die Feminin-endung *-e* sich nicht dazwischen drängen konnte, während sie, sobald *grand* einigermaßen frei stand, sich anhängte. Dieses Schwanken dauerte so lange, bis die Grammatiker des 17. Jahrhunderts diejenigen Ausdrücke bestimmten und verzeichneten, in denen das alte *grant* als Femininum gelten darf: *grand-mère*, *grand-tante*, *grand-chambre*, *grand-peine*, *grand-chose*, *-garde*, *-hâte*, *-rue*, *-faim*, *-merci*, *-part*, *-dame* usw.

Nachdem bei der überwiegenden Mehrzahl der Adjektiva das Femininum wenigstens auf dem Papier ein *-e* besaß und das Maskulinum keines, war der Boden geschaffen für eine neue Reihe von Analogien. Es gab nämlich einige Adjektiva, besonders gelehrte, die auch im Maskulinum ein *-e* hatten: die auf *-ique*, auf *-elle*, auf *-ile*, auf *-aire*, auf *-uque*, auf *-este*, ferner *tiede*, *sublime* u. a. Sollte man ihnen, der Einheit zuliebe, im Maskulinum dieses *-e* nicht nehmen? Wiederum eine Frage für Grammatiker und Schriftgelehrte.

Sollte man die männlichen Nebenformen zu *beau*, *nouveau*, *vieux: bel*, *nouvel*, *vieil* bestehen lassen, und in welchen Zusammensetzungen? Ferner, welche Femininsuffixe sollte man bevorzugen: *menteuse* oder *menteresse*, *pecheuse* oder *pecheresse*, *procureuse* oder *procuratrice* usw.? Sollte man den Endkonsonanten der Feminina nach dem Beispiel *bon-bonne* doppelt schreiben oder einfach? *gentille* oder *gentile*, *royalle* oder *royale*, *ingratte* oder *ingrate?*

Seitdem, dank der mittelfranzösischen Zerstörung des Zweikasussystemes das *-s*, das meist nicht mehr gesprochen wurde, zu einem ebenso allgemeinen als papierenen Zeichen des Plural geworden war, sind fast alle Wörter auf *-al*, *-el*, *-ail*, *-eil*, *-eul*, *-euil*, *-ouil*, *-ol* in eine zweifelhafte Stellung geraten. Ihr lautgesetzlicher Plural unterschied sich lautlich und tatsächlich, ihr analogischer nur mehr schriftlich und scheinbar vom Singularis: *travaux* und *travails*, *canaux* und *canals*, *cieux* und *ciels*, *genoux* und *genoils* und viele

andere standen nebeneinander. Oft wurde auch die singularische Form nunmehr als derart verschieden von der pluralischen empfunden, daß die eine zugunsten der anderen verschwinden mußte: *seel seaux*, *pel peau*, *pincel pinceaux*, *mantel manteaux*, *tombel tombeaux*, *vaissel vaisseaux*, *genouil genoux*, *verrouil verroux*, *oisel oiseaux*, *pourcel pourceaux*. Zu verfolgen, wie sich hier im einzelnen der Sprachgebrauch und die Grammatiker entschieden haben, würde uns zu weit führen[1].

Fast noch mehr gab es in der Konjugation, wo das Mittelfranzösische seine größten Zerstörungs- und Räumungsarbeiten geleistet hatte, zu säubern und abzustauben. Da war das *-s*, wie man sich erinnert, als Zeichen der ersten Person Singularis verallgemeinert worden; da es aber inzwischen begonnen hatte, zu verstummen, so blieben die Dinge auf halbem Wege liegen, und im 16. Jahrhundert noch herrschte die größte Unordnung. Auch hat die Frage, ob *je vois* oder *voi*, *dors* oder *dor*, *sais* oder *sai* usw. gebraucht werden soll, fast nur noch schulgrammatische und orthographische Bedeutung. Ähnlich steht es im Imperativ: *va(s)! donne(s)! met(s)!* Bei der ersten Singular des Imperfekts gehen *-oy*, *-oye*, *-ois* noch nebeneinander her. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts ist der Sieg von *-ois*, wenn auch noch nicht vollständig, so doch gesichert. Auch im Perfekt schwankt man noch zwischen *vi* und *vis*, *voulu* und *voulus*, *souffri* und *souffris* usw.

Auch das *-e* der ersten Person Singularis des Indikativ Präsens der ersten Konjugation war, wenigstens nach Vokal, noch unsicher: *je pry* und *prie*, *cry* und *crie;* ferner in der dritten Singularis des Konjunktivs: *qu'il gard* und *garde*, *mord* und *morde*, *doint* und *donne*, *ait* und *aie*. In der dritten Pluralis schwankte man zwischen *-oient* und *-oint*, in der dritten Singularis zwischen *reste-il?* und *reste-t-il? dura il? dura-t-il* und *durat-il?* im Imperfekt des Konjunktivs zwischen *-issions* und *assions*, *-issiez* und *-assiez*, entsprechend

[1] Vgl. außer Brunot, Nyrop, Gramm. hist. II, § 289—326.

den Schwankungen des Perfekts zwischen: *demandai* und *demandis*, *entrai* und *entris;* im Konjunktiv Präsens zwischen *-ons* und *-ions*, *-ez* und *-iez*, im Futurum zwischen *attendrai* und *attenderai*, *lairrai* und *laisserai*, *liray* und *lierai* usw. Auch die analogischen Bewegungen in den stammabstufenden Verben sind, wie man sich denken kann, noch nicht zur Ruhe gekommen. — In all diesen Punkten ist das 16. Jahrhundert noch von derartiger Freiheit, Unsicherheit, Unordnung, daß die Akademiker, Grammatiker und Salonmenschen des 17. Jahrhunderts reichlich zu tun hatten.

So sind es in erster Linie wohl die flexivischen und, was damit aufs engste zusammenhängt, die orthographischen Verhältnisse gewesen, durch die ihre Autorität zu einer ebenso unentbehrlichen als allgemein erwünschten gemacht wurde. Hier wenigstens ist aller Spott und alle Auflehnung sinnlos und darum wirkungslos geblieben.

XIII. Der gute Geschmack.

a) Rationalimus und Vernunftinstinkt.

Wie hätte aber eine Schar von Grammatikern, Akademikern und Kritikern, die sich so nützlich und unentbehrlich wußte, beim Federlesen von Buchstaben und Silben sich begnügen sollen? Führte doch eine natürliche, naheliegende und fast unausweichliche Stufenleiter von der schriftsprachlichen Gesetzgebung weiter zu der literarischen, stilistischen und ästhetischen. Schon für die Humanisten und die Pléiade war die Sache der Dichtung eine wesentlich philologische Angelegenheit gewesen, für Malherbe wird sie geradezu eine grammatikalische. Die Kunstkritik droht zu Wortkritik einzutrocknen. Der Zug zur Verbologie ist der klassischen Poetik derart eingeboren, daß ein Pedant wie Chapelain und ein Freigeist wie Voltaire ihm gleichermaßen unterliegen. Wenn die Kunstkritik durch diesen Hang zur Grammatik und zur Lexikologie etwas Schulmeisterliches und Kleinliches bekommt, so werden andererseits Grammatik und Lexikologie durch ihre Fühlung mit der Kunstkritik ebensosehr vertieft,

verfeinert und geadelt. Freilich, in historischer Richtung konnte diese Vertiefung sich nicht bewegen. Denn der geistige Kreislauf, zu dem sich Kunstkritik und Sprachkritik zusammenfanden, war ein dogmatischer, der jeden historischen Ausblick verschloß. Ein Philologe nach der Art des Henri Estienne ist im 17. Jahrhundert nicht mehr denkbar. Woher diese dogmatische Abschließung der ästhetischen sowohl wie der linguistischen Kritik?

Die Ursachen liegen sozusagen überall: in den politischen, sozialen und rechtlichen Lebensordnungen, wie in den religiösen und philosophischen Anschauungen. Durch das Erstarken der absoluten Monarchie werden sämtliche Untertanen vom politischen Leben ausgeschlossen oder vielmehr derart in es hineingezogen, daß sie nicht mehr als Bürger, nicht mehr als rechtliche Persönlichkeiten und Körperschaften, nicht mehr als Parteien, sondern nur noch als Mitarbeiter und Milites daran teilnehmen. Die Gesellschaft hat, seit dem Ende der Fronde, alle Macht verloren, denn der Staat ist sich Selbstzweck geworden. Jeder einzelne ist gehalten, ohne Rücksicht auf seine persönlichen Interessen, an der Entfaltung der staatlichen Macht und des staatlichen Ruhmes, am Glanze Ludwigs XIV. mitzuarbeiten. Die Nation lebt, selbst in Zeiten des Friedens, als befände sie sich im Zustande des Krieges[1]; denn die friedliche Kulturarbeit ist nunmehr in derselben Weise organisiert wie ein kriegerisches Unternehmen. Wie in einem guten, durch die Zuchtwahl des Kampfes gestählten Heere, steht jeder an seinem richtigen Platz und hat jeder diejenige Aufgabe, die ihm einerseits durch seine besondere Anlage und durch sein eigenes Verdienst, andererseits durch das gemeinsame große Ziel der *gloire de la nation* und der *victoire* über alle anderen Völker zugewiesen ist. Das Große und Wunderbare dieses Zustandes ist, daß von selbst, wie durch einen Zauber, jeder

[1] Über das grundsätzliche Verhältnis von Staat und Krieg vgl. die interessante Untersuchung von Samuel Lourié, „Staat und Krieg, ein logischer Versuch über die Grenzen der Gesellschaft" im Logos, Tübingen 1912, III, S. 344ff.

Einzelne den Platz fand, der ihm zukam und auf dem er das volle Maß seines Könnens liefern konnte. Teils ist es Instinkt, teils ist es das Losungswort der Nation, teils ist es der Befehl des Königs. Natur, Erziehung, Begeisterung und Gehorsam arbeiten zusammen. Ein Fluidum geht durch die ganze Nation. Wie sonst nur in großen kriegerischen Erhebungen, wo ein Volk um sein Dasein kämpft, schmilzt das Menschliche mit dem Französischen, das Individuelle mit dem Nationalen, das Eigene mit dem Allgemeinen zusammen.

Und doch befand die Nation sich keineswegs im Zustand der Notwehr. Die Kriege, die sie damals führte, hat keine äußere Notwendigkeit, sondern ein inneres Bedürfnis ihr diktiert. Das Fluidum, von dem sie durchflutet und zusammengehalten wurde, war darum nicht das ursprüngliche und natürliche des Selbsterhaltungstriebes, sondern ein geistiges und kulturelles. Es war die Vernunft, und zwar eine französisch gedachte, *la raison;* nicht Welt-Vernunft, sondern National-Vernunft, die von der Weltvernunft eben nur soviel hatte und haben durfte, als dem Gedeihen der Nation als solcher dienlich war. Das Conubium von Humanismus und Nationalismus, wie wir es im Zeitalter der Renaissance beobachteten, hat sich zu einem Conubium von Rationalismus und Nationalismus gesteigert. Und wie damals der Humanismus, indem er in den Dienst des Nationalismus gestellt wurde, etwas Gewolltes, Gemachtes, Gewaltsames und Äußerliches bekam, so jetzt der Rationalismus. Die Vernunft, bei Descartes selbstherrlich, bei Pascal sich selbst zerfleischend, ist bei Bossuet gallikanisch und königlich französisch geworden. Es ist hier nicht der Ort, die Wege aufzuzeigen, auf denen der Rationalismus aus einem kritischen zu einem dogmatischen wurde. Es kommt uns ja nicht so sehr auf Lehrbegriffe als auf allgemein herrschende Meinungen, Anschauungen und Neigungen an. Durch Lehrbegriffe der Vernunft wird keine Nation, selbst die französische nicht zusammengehalten. Wohl aber wurde sie es durch den Instinkt der Vernunft. Es ist staunenswert, wie fein, wie sicher und stark dieser Vernunftinstinkt in den Franzosen

der klassischen Blütezeit geworden war. Gerade die stärksten, individuell geschlossensten, eigenartigsten Persönlichkeiten wie Molière, La Fontaine und Racine, sind durch diesen Vernunftinstinkt für das allgemein Schickliche, Passende und innerhalb ihrer Nation und ihrer Zeit Geltende am hervorragendsten ausgestattet. Wohl nie und nirgends wieder ist in der modernen Kunstgeschichte eine ähnliche Vereinigung gefühlsmäßiger Spontaneität mit gesellschaftlicher Konvention zustande gekommen. Diese Dichter haben eben soviel Herz für die menschliche Natur als Achtung für die weltmännische Sitte. Darum verliert die Tiefe ihres Gemüts sich nicht in Sonderlichkeiten, die Wärme ihres Gefühls sich nicht ins Weichliche. Manchmal scheint es, als paarte sich bei ihnen in merkwürdigster Weise eine gewisse salonmäßige Kälte und Grausamkeit mit reinster Herzensgüte. Das Dogma der Welt- und Nationalvernunft ist ihnen zum Instinkt geworden, und der Kunstgenius zum guten Geschmack. Während die größten Dichter der anderen Völker, Dante, Shakespeare, Cervantes, Calderon und Goethe von der Gewalt ihrer Inspiration zu starken Verstößen gegen den guten Geschmack getrieben werden, sei es, daß sie in den Geschmacksfehler der Rohheit oder in den der Künstlichkeit verfallen, halten diese drei Franzosen sich im vollendeten Gleichgewicht. Zu anderen Zeiten ist auch der französische Kunstgenius exzentrisch und geschmacklos gewesen. Man denke an Rabelais und Victor Hugo.

Im 17. Jahrhundert aber ist das Gleichgewicht, die Sicherheit des Vernunftinstinktes im Leben und des Geschmacks in der Kunst, vor allem dadurch erzeugt worden, daß die weltmännische Gesellschaft aller politischen Eigenmacht beraubt und zur Beschäftigung mit sich selbst, zur Selbstbespiegelung, Selbstkritik und Selbstverherrlichung geführt wurde. Dabei ergab es sich, daß die Grenzen und Schranken dieser Gesellschaft, die im Zeitalter der Preziösen, d. h. in der ersten Hälfte des Jahrhunderts noch äußerlicher und konventioneller Art waren, mehr und mehr zu geistigen Gebundenheiten und Regeln, zu einer Art Naturgesetz des

Geistes umgearbeitet wurden. Man brauchte, um zu dieser guten Gesellschaft zu gehören, weder adelig, noch reich zu sein. Man brauchte nur Anstand zu haben und Geschmack; Anstand im Betragen und Geschmack im Ausdruck. Die Aristokratie, die ehedem eine ständische und historische war, ist in dieser Zeit, wo die Gesellschaft keine Macht mehr zu vergeben und etwas Besonderes und Praktisches überhaupt nicht mehr zu leisten hatte, zu einer ästhetischen geworden. Die sichtbare Verkörperung der Geistesaristokratie, zu der die ganze Nation berufen und die Besten jeweils erwählt sind, ist der Hof des Königs. Von diesem Hofe hinweg in die Provinz verbannt zu werden, kommt einer Ausstoßung in die geistige Nacht und Bedeutungslosigkeit gleich. Die ungnädige Entfernung aus der Nähe des Sonnenkönigs hat genügt, um manches wackere französische Herz zu brechen.

Auf dem nationalen und höfischen Boden dieser französischen Geistesaristokratie also ist das Dogma des guten Geschmacks erwachsen.

b) Psychologische Klärung und ästhetische Veredlung der Sprache.

Das geistige Geschäft der guten Gesellschaft erschöpfte sich in zwei Angelegenheiten: sich selbst zu erkennen und sich selbst darzustellen. Die Selbsterkenntnis hätte eine historische sein können, ist aber eine vorwiegend und fast ausschließlich psychologische geworden. Denn eine eigene Geschichte hatte diese aus Menschen aller Stände und verschiedenster Herkunft zusammengesetzte Gesellschaft nicht mehr. Der Einzige, der hier historisch dachte und fühlte und eben darum ein mürrischer Fremdling am Hofe blieb, ist der Herzog von Saint-Simon. „M. de Saint-Simon ne s'occupe que des rangs et de faire des procès à tout le monde“ sagte der König von ihm. — Wo der historische Gegenstand fehlte, hat kein historischer Sinn sich bilden können. Die führenden Denker des Jahrhunderts: Descartes, Gassend, Pascal hatten alles Augenmerk auf das Gesetzmäßige der Materie und des Geistes eingestellt und eine wesentlich unhistorische Denk-

gewohnheit erzeugt. So konnte die Selbsterkenntnis der Gesellschaft nur eine psychologische sein, eine sozialpsychologische.

Das Individuum wird mit den Augen der Gesellschaft, nicht mehr mit denen des einsamen Menschen betrachtet. Darum ist es nichts Erhabenes und Fürchterliches mehr, wie es in den Tagen des Cid und des Horace erschien, und ist auch kein schauerliches Geheimnis mehr, kein *monstre incompréhensible*, wie es dem religiösen Sinn Pascals sich darstellte. Das Individuum wird in der gesellschaftlichen Beleuchtung aller Außerordentlichkeit entkleidet und bekommt einen durchschnittlichen, handlichen, traktabeln Umfang. Die Sonderlichkeit im großen wie im kleinen wird skeptisch betrachtet, erscheint bald als unwahrscheinlich, bald als lächerlich. Kurzum, die Individualpsychologie wird mit dem Maßstab und dem Verfahren der Kollektivpsychologie getrieben. An den *Maximes* des La Rochefoucauld haben zwei Salons, der der Mme de Sablé und der der Mme de Lafayette mitgearbeitet. Die *Portraits* sind Menschenbilder in Salonbeleuchtung.

Immer ist die gute Gesellschaft und die gute Geselligkeit das Maßgebende, das Normale, das Gerechte, das Vernünftige, das Geltende; der unsoziable Mensch aber, sei er ein tragischer Held wie bei Racine, oder ein komischer wie bei Molière, erscheint als pathologisches und abschreckendes, nicht mehr wie bei Corneille als ideales und vorbildliches Wesen.

Eine Gesellschaft, die derart über sich selbst nachdenkt, an sich selbst glaubt, sich selbst als die Norm alles Menschlichen empfindet, deren Geschäft es ist, sich zu analysieren, kann nicht umhin, eine ungemein bestimmte und reiche sozialpsychologische Terminologie zu entwickeln. Wie viel ist hier über Ausdrücke wie *le galant*, *la précieuse*, *la prude*, *le bel esprit*, *l'honnête homme*, *le libertin*, *l'esprit fort* geplaudert, gestritten, geschrieben worden. Wie hat man sich bemüht, diese Worte in allen ihren Bedeutungsmöglichkeiten und Ausdehnungen zu bestimmen. „On purrait en ce genre faire des monographies de mots“, sagt Brunot, „tant les exemples et les observations sont abondantes. Elles jetteraient la plus

grande clarté sur l'état mental de l'époque, et seraient d'une réelle portée, non seulement pour l'histoire du langage, mais pour l'histoire de la littérature et des mœurs[1]."

Ja, diese intellektuelle Gesellschaft war sich ihrer maßgebenden Rolle in derlei Dingen so sehr bewußt, daß sie ihren Angehörigen ein sprachliches Verantwortlichkeitsgefühl und ein linguistisches Gewissen von unerhörter Feinheit anerzog. Der ungenaue Wortgebrauch wurde verpönt, Synonymes aufs Schärfste geschieden, der falsche Wortreichtum bekämpft, und jene echte Art von Reichtum, die im Unterscheiden, Auseinanderhalten und Ordnen der Bedeutungen besteht, erstrebt. Hier ist Malherbe bahnbrechend gewesen. Er will, daß man unterscheide zwischen *herbage* und *herbe*, *fruitage* und *fruit*, *complaindre* und *plaindre*, *délaisser* und *laisser*, *départir* und *partir*, *détrancher* und *trancher*, und überhaupt zwischen Simplex und Kompositum, zwischen dem Stammwort und seinen Ableitungen. Brunot hat eine stattliche Liste von Synonymen aufgestellt, an denen sich die sprachpsychologische Bedeutungsanalyse der Grammatiker betätigte. Schließlich hat das Wörterbuch der Akademie mit seinen berühmten Definitionen die Ergebnisse dieser Arbeit gesichtet und kodifiziert.

Dabei war es immer nur auf das Geltende und gelten Sollende, auf den herrschenden Gebrauch der Gegenwart und der nächsten Zukunft abgesehen. Das Gewesene interessierte nicht. Worte, die nach Gestern und Vorgestern schmeckten, die veraltet waren oder auch nur im Veralten begriffen schienen, ließ man fallen, wofern man sie nicht geradezu verdammte. In keiner französischen Sprachperiode ist eine solche Masse historischen Wortschatzes über Bord geworfen worden wie im 17. Jahrhundert[2].

Nie wieder sind die Neuschöpfungen so vorwiegend analytisch gewesen und auf dem Wege syntaktischer Funktions-

---

[1] A. a. O., S. 240, wo auch eine kleine Monographie des Wortes *galant* gegeben wird. Über die Bedeutungsentwicklung von *prude*, vgl. ebenda S. 153.

[2] Vgl. Brunots Kapitel: Les mots vieux, III, S. 95—150.

verschiebungen erzielt worden: *les habiles*, *le victorieux*, *ma mélancolique*, *cette craintive*, *le souple*, *le fendant*, *le croire*, *le déshabillé* und viele Andere. Nie war man eifriger bemüht, fast jedes Concretum durch ein Abstractum zu ersetzen, und das Allzukonkrete zu unterdrücken.

Das ideale Wörterbuch dieser aristokratischen Gesellschaft durfte nicht größer und nicht kleiner sein, als die anschauliche und begriffliche Welt eines „honnête homme" reichen konnte. Es mag schwer, ja im einzelnen unmöglich sein, dieses ideale Wörterbuch aufzustellen, denn die tatsächlich vorhandenen Wörterbücher des 17. Jahrhunderts decken sich selbstverständlich niemals damit; wohl aber kann man die Richtung, wenn auch nicht die genaue Lage seiner Grenzen ermitteln. Der Wortschatz des *honnête homme* sollte nicht nur nichts Unklares, nichts Undefinierbares und nichts Veraltetes beherbergen; auch das Gemeine, das Niedrige, das Mundartliche, das Pöbelhafte, ja das Bourgeois-Mäßige, das Spezialwort des Arbeiters, des Handwerkers, des Soldaten, des Gelehrten und Forschers wurde daraus verwiesen. Denn in einer Gesellschaft, deren Wesen die Geselligkeit ist, soll der Mensch nicht als Fachmann, nicht als Zünftler, nicht als Provinzler und überhaupt in keiner seiner natürlichen und geschichtlichen Abhängigkeiten auftreten, sondern nur als ein geklärtes, abstraktes, sozialpsychologisches Wesen, als Bild des menschlichen Charakters, als *personnage*. Was für die Seele wertvoll ist, soll es für die Gesellschaft sein, und was für die Gesellschaft, nun wiederum für die Seele. Die Wahrheit soll gesellig, d. h. anmutend sein und das Anmutige wahr.

Von diesem Schönheitsideal aus, das man sehr wohl ein sozial-psychologisches nennen darf, denn hier ist das Schöne nicht allein „selig in ihm selbst", sondern vor allem selig in den Andern, von hier aus werden sämtliche Vorschriften verständlich, die von den maßgebenden Grammatiken und Poetiken des Jahrhunderts empfohlen wurden.

Z. B. der Satzbau soll derart einheitlich und übersichtlich sein, daß er beim ersten Lesen so gut wie beim ersten

Hören verstanden wird. Denn auch beim Lesen fühlte man sich in Gesellschaft, wie man andererseits beim Anhören des Gespräches die Aufmerksamkeit eines Gedankenlesers entwickelte. Für die Länge und Gliederung der Periode sollte der menschliche Atem maßgebend sein auf der einen Seite, und die Fassungskraft des Hörers auf der andern. Schreiben und Sprechen, Lesen und Hören, Buch und Konversation stellten zwar selbstverständlich jedes seine besonderen Forderungen, doch war man gleichmäßig bemüht, möglichst zu sprechen wie ein Buch, zu schreiben wie ein Salonmensch, zu lesen wie ein Hörer und zuzuhören wie ein Leser. Wo je die Forderungen des Ohres mit denen des Verständnisses nicht zusammengehen, da, meint Vaugelas, sei es viel besser *satisfaire l'entendement que l'oreille*; wie denn überhaupt das Seelische und Gedankliche in jener rationalistischen Gesellschaft höher gestellt wird als das Körperliche und Lautliche. — Anklänge an Reime und Rhythmen in der Prosa sollten vermieden werden. Jeder Wortlaut, der unsachliche, peinliche, unanständige Nebenvorstellungen oder Assoziationen auslösen konnte, war verpönt. Man wagte das Wort *poitrine* nicht mehr zu gebrauchen, weil vielen die *poitrine de veau* dabei einfiel. Auf jede Weise bedachte der Sprecher und Schreiber die Möglichkeiten des Eindrucks, denen beim Andern sein Ausdruck unterliegen konnte.

So umschließt ein wunderbarer geselliger Kreis des seelischen Einverständnisses die klassische Sprache der französischen Geistesaristokratie und hält alles Unedle, alles Gemeine, Anstößige, Niedrige, Zufällige, Äußerliche, Zweideutige und Unklare fern. Zu einer vollständigen Harmonie hat der objektive mit dem subjektiven, der dokumentarische mit dem monumentalen Sprachcharakter sich zusammengefunden, die höchste Durchsichtigkeit und Verständlichkeit mit der ausgeprägtesten nationalen Eigenart.

Nach einem langen, reichen Entwicklungsgang hat das französische Volk auf seine Art das Ideal aller menschlichen Sprache erreicht.

Laß die Sprache dir sein, was der Körper den Liebenden. Er nur
Ist's, der die Wesen trennt, und der die Wesen vereint.

Es gehört wenig Witz und Verstand dazu, um die Begrenztheit dieses Kreises aufzuweisen und all die geistigen und kulturellen Höhen, Tiefen und Fernen herzuzählen, die nicht in diesen Kreis fallen, die der gebildete Franzose jenes Jahrhunderts nicht geahnt, nicht verstanden, und mit seiner Sprache nicht umfaßt hat.

Eben darum hat auch nach diesem klassischen Höhepunkt die Sprache der Franzosen fortgefahren, sich zu erweitern, zu verändern, zu bereichern und zu verfeinern. Aber immer wird sie dieses ihres klassischen Augenblickes, da sie „im Gefühl der Würdigsten ein lebend Denkmal sich erbaute und den Besten ihrer Zeit genug tat" sich erinnern müssen. Denn den Augenblick der klassischen Sprache erlebt ein Volk immer nur dadurch, daß seine besten Söhne zu ungestörtem geistigem Austausch sich zusammenfinden, daß Jedermann ihnen lauscht, und kein Pöbel dazwischenschreit. Wie sollte aber die edle und geschmackvolle Nation der Franzosen an solche Augenblicke, deren sie einen im Mittelalter und einen in der Neuzeit gehabt hat, nicht immer mit Freuden und Sehnsucht zurückdenken? Wie sollte sie nicht neue, ähnliche Augenblicke sich herbeiwünschen? — Doch dem Barbaren ist es wohl im Kauderwälsch!

Nachwort.

Zustimmung und Ablehnung, Nachfolge und Gegnerschaft sind diesem Buch in so reichem Maße zuteil geworden, daß ich seinem weiteren Vertrieb nicht länger stillschweigend zusehen kann. Es drängt mich, jetzt da zweitausend Exemplare vergriffen sind und noch weitere zweitausend auf neue Leser warten, der Kritik, mag sie nun feindlich oder freundlich gewesen sein, meinen Dank abzustatten[1]. Dies kann nicht anders geschehen als durch Zusammenfassung und Würdigung der bisher erhobenen Bedenken, der beigebrachten Berichtigungen und derjenigen Forschungen, die auf dem von mir versuchten Wege weiterschreiten.

Die Bedenken richten sich mehr gegen mein Verfahren als gegen Einzelheiten. Vor allem werfen mir die vergleichenden Sprachwissenschaftler vor, daß ich ihre langbewährte Methode des Vergleichens beiseite gelassen habe[2]. Da ich diese Unterlassungssünde mit voller und klarer Absicht beging, so kann ich keine Reue darüber empfinden. Mir war darum zu tun, die französischen Sprachformen in ihrer besonderen Lagerung, d. h. in dem Jahr-

---

[1] Von diesem Danke muß ich die im Literarischen Zentralblatt 1913, Sp. 985 anonym veröffentlichte Besprechung ausschließen. Es ist bedauerlich, daß es heute noch in Deutschland eine wissenschaftliche Zeitschrift gibt, wo Lob und Tadel von verantwortungsscheuen Menschen aus dem Hinterhalt verabreicht werden dürfen. Dem ungenannten Rezensenten stelle ich anheim, sich in Schopenhauers Parerga II, 427 (= Werke V, 541, Reclam) zu spiegeln.

[2] Eugen Herzog im Literaturbl. für germ. u. rom. Philologie, 1921, Sp. 26 und Leo Spitzer, Zeitschr. für franz. Sprache und Literatur XLII, 2, S. 139ff.

hundert und in der Gegend, wo sie gerade so und so sich gewandelt und gefestigt haben, zu belassen und an diesem ihrem *hic et nunc* die jeweiligen Bedürfnisse und Notwendigkeiten des sprachlichen Ausdrucks zu erkennen und die geistige Kraft und Tätigkeit, vermöge deren die Franzosen damit fertig wurden.

In diesem Belassen steckt nun freilich die große Schwierigkeit und hier, nicht in einem Mangel an vergleichendem Verfahren, dürften die Schwächen und Irrtümer meiner Arbeit sitzen. Das *hic et nunc*, die Geburtstunde und die Heimat einer neuen Sprachform, eines sogenannten Wandels zu bestimmen, ist eine verzweifelte Aufgabe. Man hat sie damit, daß man das erste Auftreten der in Frage stehenden sprachlichen Neuerung feststellt, noch lange nicht gelöst. Denn dieses sogenannte erste Auftreten ist zumeist in doppeltem Sinn zufällig: nämlich einerseits durch den Zufall der Überlieferung und des Einzelfundes bedingt als ein Gnadengeschenk des Glücks an den Sprachforscher; dann aber auch in dem tieferen Sinne zufällig, daß eine Schwalbe noch keinen Frühling, eine Einzelform noch keine sprachgeschichtliche Neuerung macht. Sie muß sich durchsetzen und gebräuchlich werden, bevor sie für eine Betrachtung wie die unsrige Bedeutung gewinnt. Dann aber erhebt sich die Frage: welcher Zeit, welcher Gegend, welcher Gesellschaftsgruppe muß die fragliche Neuerung zugeschrieben werden? An der Ausbildung des neufranzösischen Teilungsartikels bzw. des *Genitivus partitivus* z. B. haben viele Geschlechter mitgearbeitet, und es dürfte keine Gesellschaftsschicht geben, die nicht ihr Scherflein dazu beigesteuert hätte. Und doch

waren gewiß nicht alle Jahrhunderte, nicht alle Gruppen gleichmäßig an der Fertigstellung des klassischen Gebrauches beteiligt. Es muß wohl — wenn anders die Sprache überhaupt eine Geschichte und in ihren Wandlungen einen Sinn haben soll — einen entscheidenden Augenblick und eine führende Gruppe von Menschen gegeben haben, die man als die Urheber dieser Teilungsformel ansprechen

darf. Solche Urheber auf frischer Tat zu ertappen und *in flagranti* festzunageln ist bei der Unzahl von Fällen zumeist ein aussichtsloses Unternehmen: noch aussichtsloser als die Ermittlung der Urheber des Weltkrieges. Man darf mit den Begriffen der Schuld oder des Verdienstes an solche Dinge nicht herangehen. Die Urheber des Weltkrieges sowohl wie der französischen Teilungsformel sind diejenigen, die ein besonderes und eigenes Interesse daran hatten, für die sein Ausbruch bzw. ihr durchschlagender Erfolg einen unmittelbaren Sinn hatte. Das waren für die Teilungsformel — und vielleicht auch für den Weltkrieg — Menschen, denen alles als teilbar und meßbar erschien, denen die Quantität näher am Herzen lag als die Qualität, oder wenigstens solche, die für Maß und Masse ein besonders scharfes Auge hatten. In Frankreich hat diese Art Menschen, oder sagen wir besser, diese Gesinnung sich am Ausgang des Mittelalters zum ersten Male, soviel wir sehen, erfolgreich durchgesetzt. Bürger, Kaufleute, Kapitalisten gewinnen die Oberhand. Ihre Denkart teilt sich, wie es zu gehen pflegt, wenn der Erfolg sie begleitet, auch anderen Leuten mit. Aus solchen Erwägungen heraus habe ich die Seiten 190—192 geschrieben, die von der Kritik mehrfach bemängelt wurden, und habe versucht, die Ausbildung der Teilungsformel im Französischen als eine Errungenschaft, genauer: Kundgebung jenes praktischen, rechnerischen, verstandesmäßigen Geistes hinzustellen, der im 14. und 15. Jahrhundert die Franzosen erfaßte. Gewiß kann man die Entstehung der Teilungsformel auch als einen allmählichen, rein innersprachlichen Vorgang verfolgen, der sich von den ältesten Zeiten bis in das 16. und 17. Jahrhundert erstreckt und lediglich durch formale Faktoren bedingt ist, mit völliger Ausschaltung der Bürger und Kaufleute des 14. und 15. Jahrhunderts und ihrer praktisch materialistischen Gesinnung. In dieser Weise hat meine Schülerin Elsbeth Appel in ihrer Münchener Dissertation: Beiträge zur Geschichte der Teilungsformel im Französichen (1915) den Gegenstand behandelt. Ihre rein auf das Sprachliche

beschränkte Untersuchung kommt jedoch ebenfalls zu dem Ergebnis, daß die mittelfranzösische Zeit, also das 14. und 15. Jahrhundert die bedeutendste, ausschlaggebende Erweiterung in der Verwendung der Teilungsformel gebracht und diese zu einem sprachlichen Funktionswert erhoben hat. Wem nun die herrschende Denkart und Gesinnung jener Jahrhunderte gleichgültig ist, der müßte folgerichtigerweise auch von dem sprachlichen Sinn der Teilungsformel nichts wissen wollen. Denn diese beiden Dinge sind eine und dieselbe Sache, nur eben von zwei verschiedenen Gesichtspunkten aus beleuchtet und betrachtet. Das Verhältnis, das hier obwaltet, ist nicht, wie vielfach angenommen wurde, das von Grund und Folge, noch von Ursache und Wirkung. Mag sein, daß ich selbst durch bildliche oder sonstwie ungenaue Ausdrucksweise diesem Mißverständnis Vorschub geleistet habe. In Wahrheit geht meine Meinung dahin, daß die Teilungsformel ein Ausdruck, d. h. eine der vielen und sehr mannigfaltigen Kundgebungen ist, in denen der rechnerische Geist der Franzosen sich betätigt; wie auch ihrerseits die Teilungsformel wiederum dazu beiträgt, diese Geistesart zu stärken, zu klären und weiterzubilden. Es besteht Wechselwirkung zwischen rechnerischer Denkart und Sprechweise, genau wie zwischen geistigem Inhalt und geistigem Ausdruck, ähnlich wie zwischen Sachen und Wörtern, Bedeutung und Form, oder, um auf das Ganze zurückzukommen, wie zwischen Kultur und Sprache. Diese zwei Gebiete sind insofern identisch als auch die Sprache zur Kultur gehört, und diese unter anderem auch in jener sich darstellt und an ihr studiert werden kann. Die Kultur der Franzosen, studiert an der Entwicklung ihrer Sprache: eine Betrachtung des gesamten französischen Geisteslebens, soweit es sich am Sprachgebrauch der Franzosen erkennen läßt, dies ist, um es genauer zu formulieren, der Gegenstand meines Buches.

Die durchgehende Grundfrage, die in allen Einzelfällen sich wiederholt und die ich mir keineswegs schmeichle, jedesmal einwandfrei gelöst zu haben, lautet also immer

wieder: wie weit kann man es treiben im Zurückführen dieser und jener Sprachform auf kulturelle Tatsachen? Es wäre vorsichtig und vor allen Dingen bequem gewesen, nur diejenigen Deutungen oder Identifikationen des spezifisch Sprachlichen mit dem spezifisch Kulturellen zu verzeichnen, die bereits gesichert und allgemein anerkannt waren und im übrigen zu resignieren. Es freut mich, daß keiner meiner Kritiker mich solcher Schwachherzigkeit hat zeihen können. Dafür ist mir der Vorwurf übermäßiger Kühnheit oder gar Unbesonnenheit desto reichlicher zuteil geworden.

Man räumte mir zwar die grundsätzliche Möglichkeit ein, diejenigen sprachlichen Erscheinungen, die in der Hauptsache der Lehre des Satzbaus und der Wortbedeutung zugehören, kulturgeschichtlich zu deuten. Vor den Gebieten der Formenlehre aber, und ganz besonders der Lautlehre hätte ich Halt machen sollen; denn die Wandlungen, die sich hier vollziehen, seien wesentlich mechanischer oder automatischer Art, daher keiner geistigen oder gar kulturgeschichtlichen Deutung, sondern nur der rein grammatischen bzw. phonetischen Erklärung noch zugänglich[1]. Daran ist zweifellos viel Richtiges; aber Flexionslehre und Lautlehre sind keine abgeschlossenen Gehege, und nicht alles was hier vorgeht, muß der mechanischen Erklärung allein verfallen. Die Forderung, auch hier soviel wie möglich für den Zusammenhang mit den geistigen und kulturgeschichtlichen Bewegungen der Sprache zu retten, bleibt bestehen. Mag man die Rettungsversuche, die ich in den Kapiteln über altfranzösischen Vokalismus und Konsonantismus und über das mittelfranzösische Flexionssystem gewagt habe und die mich heute noch weniger als damals befriedigen, noch so entschieden ablehnen, so wird die

[1] Diese Bedenken haben insbesondere A. Meillet im Bulletin de la Société de linguistique, 1913, S. 286ff. und L. Jordan in den „Geisteswissenschaften", Leipzig, 9. April 1914 zur Geltung gebracht; in gemilderter Tonart auch V. Klemperer in den Studi di filologia moderna, 1914, S. 93ff. und G. Bertoni im Archivum Romanicum IV (1920) S. 133f.

Sprachforschung den Problemen, die dort angeschnitten sind, doch auf die Dauer nicht aus dem Wege gehen können. Vor allem freilich müssen die chronologischen Zusammenhänge in der Geschichte der französischen Artikulation und Flexion noch besser gesichert und durchsichtiger dargestellt werden, als dies meinem besten Gewährsmann Meyer-Lübke in seiner historischen Grammatik der französischen Sprache gelungen war[1]. Ohne Klarheit über die zeitliche Abfolge der Wandlungen im technischen Haushalt einer Sprache ist wenig Hoffnung vorhanden, deren geistigen Sinn zu erschließen. Wie will man das geschäftliche Gebaren eines Kaufmanns verstehen, wenn die Reihenfolge und die Daten seiner Rechnungsbücher verwirrt oder zweifelhaft sind? Untersuchungen wie die von Ernst Gamillscheg über die Lautwandlungen *u* > *y* und *á* > *é* in ihrer artikulatorischen und zeitlichen Verflechtung mit anderen Wandlungen[2] berechtigen zu der Hoffnung, daß wir auch hier noch auf festeren Boden kommen. Auf welchem Wege dann geordnete und gesicherte Tatsachen der Lautgeschichte gedeutet und auf die geistige Entwicklung der Sprechenden bezogen werden können, ist eine heikele Frage, zu der ich vorerst keine neuen Vorschläge zu machen habe[3].

Wohl aber möchte ich versuchen, einige Mißverständnisse zu schlichten.

Manchen Sprachforschern erscheint es aus chronologischen Gründen bedenklich, Lautwandlungen wie die von

[1] Der 2. Teil dieser Grammatik mit der Wortbildungslehre, Heidelberg 1921, kehrt leider wieder vielfach zum herkömmlichen Formalismus zurück.

[2] E. Gamillscheg, Beiträge zur französischen Lautgeschichte in der Zeitschr. f. franz. Sprache u. Literatur, Bd. 45 (1919) und 46 (1920).

[3] Nur zu meinem Kapitel über Lautwandel und Sprechweise im Neufranzösischen möchte ich auf das lehrreiche von Eugen Herzog dargelegte „Beispiel von dem Einfluß der sozialen Schichtung bei der lautlichen Entwicklung", nämlich auf die Geschichte des Diphthongen *oi* nachträglich hinweisen. E. Herzog, histor. Sprachlehre des Neufranzösischen, Heidelberg 1913, § 27—37.

ū zu *y*, *á* zu *é* (*talem* > *tel*), *ẹ* zu *ei* (*fede* > *feit*), *ọ* zu *ou* (*amour*) auf keltischen Einfluß zurückzuführen, weil zur Zeit da diese neuen Lautungen sich geltend machten, das Keltische in den fraglichen Gebieten wohl schon lange ausgetrocknet war. Es dauert aber erfahrungsgemäß ein gut Stück Zeit, bis die Eigenart eines romanisierten Volkes wieder zum Durchschlag kommt, und man darf sich den von Ascoli, Schuchardt und anderen befürworteten „keltischen Einfluß" nicht als ein unmittelbares Fortwirken keltischer Artikulationsgewohnheiten vorstellen. Die besagten Wandlungen sind ja auch nicht keltisch, sondern keltoromanisch. Die schöne Untersuchung von Max Leopold Wagner über Amerikanisch-Spanisch und Vulgärlatein[1] lehrt uns, ähnlich wie Meyer-Lübkes Bericht über das Französische in Kanada[2], daß das Lautsystem einer Kultursprache sich im Kolonialland merkwürdig rein zu erhalten pflegt und daß Wandlungen erst dann eintreten, wenn der politische, wirtschaftliche und überhaupt kulturelle Zusammenhang mit dem Mutterlande sich lockert, ein eigenes Volksbewußtsein und eigenes geistiges Leben sich ausbildet.

So darf man denn wohl die ältesten französischen bzw. keltoromanischen Lautwandlungen als ein Zeichen dafür ansprechen, daß das romanisierte Volk sich auf seine eigene Ursprünglichkeit wieder zu besinnen begann. An keltischen Einfluß oder Durchschlag in dem materiellen Sinne, etwa wie eine nasse Schrift durch ein übergelegtes Löschpapier schlägt, darf man dabei freilich nicht denken. Aber eben so wenig darf man glauben, daß mit der keltischen Sprache in Frankreich die keltische Geistesart erstorben gewesen sei. Sie war nur zurückgedrängt, der Ausweg in die Sprache war ihr sozusagen verstopft worden: bis sie allgemach wieder durchsickerte und aus dem vulgärlateinischen Lautsystem ein französisches machte.

Diese Umarbeitung, wenn man sie im einzelnen betrachtet und Lautkombination um Lautkombination durch-

---

[1] Zeitschr. f. rom. Philol. Bd. 40 (1920), S. 286ff. u. 385ff.

[2] Germ. roman. Monatschrift I (1909), S. 133ff.

läuft, erscheint als ein rein mechanischer, unbewußter, automatischer Vorgang. Einen sprachgeschichtlichen Sinn — denn nur von diesem, nicht von dem rednerischen Sinn, den der Einzelne gelegentlich und nachdrücklicherweise in diesen oder jenen Laut verlegt, soll hier die Rede sein[1] — einen Sinn, der sich kulturgeschichtlich deuten läßt, bekommt diese keltoromanische bzw. französische Umarbeitung des lateinischen Lautmateriales erst dort wo sie dem Betrachter als einigermaßen abgeschlossen erscheint. Was für alle historischen Erscheinungen gilt, muß hier in verstärktem Maße beansprucht werden: nämlich daß man sie an ihren ausgereiften Früchten würdige und nicht über die Knospe schon das Urteil spreche. Aus diesem Grundsatze heraus möchte ich auf den Einwand antworten, den Hans Mayer[2] gegen meine Deutung des französischen Konsonantenwandels macht, nämlich daß, selbst wenn die Deutung richtig wäre, man sich doch wohl fragen müßte, ob es denn möglich sei, daß eine erst im Mittelfranzösischen [oder gar Neufranzösischen] zum Vorschein tretende Tendenz schon im vorliterarischen, ja sogar im vulgärlateinischen Konsonantismus angedeutet werde. Ich glaube in der Tat, daß dies möglich ist; denn von den zahllosen Lautwandlungen, die eine Sprache im Lauf der Jahrhunderte versucht und ansetzt, werden bekanntlich sehr viele wieder rückgängig gemacht, andere bleiben auf halbem Wege liegen und erfassen nur ein verhältnismäßig spärliches Wortmaterial, während die wirklich erfolgreichen wenige sind; und noch geringer ist die Anzahl derjenigen, die in der Richtung eines scheinbar zielbewußten Stromes weitergeführt werden und dem Auge des Lauthistorikers schließlich als eine durch mehrere Jahrhunderte festgehaltene „Tendenz“ sich darstellen. Diese erfolgreichen, tendenzsicheren Wandlungen, wie z. B. die auf die Herstellung

[1] Über diesen Unterschied vgl. meine Abhandlungen über grammatische und psychologische Sprachformen und „Der Einzelne und die Sprache“ im Logos, VIII (1919), S. 1 ff. und S. 266 ff.

[2] Zeitschr. f. österreich. Gymnasien 66. Bd. (1915), S. 421.

offener Silben gerichteten, die Gustav Gröber in eine Reihe zu ordnen versucht hat[1], sind, wie ich glaube, entscheidend für die Sinngebung des lautlichen Geschehens. Wie es in der politischen Geschichte eines Volkes, unter dem Vielen was mit ihm vorgeht, verhältnismäßig wenige fatale, verhängnisvolle, folgenreiche, weittragende, langfristige Ereignisse gibt, deren Bedeutung dem Historiker erst nach fünf und achthundert Jahren aufgeht, so wird man auch in der Lautgeschichte einer Sprache, sofern eine solche überhaupt zustande kommen soll, sich vor allem bemühen müssen, die ausschlaggebenden und fernhin wirkenden Wandlungen herauszufinden und diesen zunächst einen Sinn abzulauschen: einen Sinn, versteht sich, der mit den syntaktischen und sonstigen Wandlungen dieser Sprache d. h. mit der Entwicklung des sprachlichen Denkens zusammengeht[2].

Sollten meine Anstrengungen in dieser Richtung mißlungen sein, so wird auch dieses Nachwort sie nicht retten. Mir wäre genug, wenn es einen jüngeren Gelehrten zur Wiederholung des Versuches mit besseren Kräften ermunterte; denn als ein Verführer der wissenschaftlichen Jugend zu gelten, ist seit der Tagung des Allgemeinen deutschen Neuphilologen-Verbandes in Halle im Oktober 1920 mein bester Stolz.

In den Nachträgen und Berichtigungen habe ich nicht auf alle Einwände meiner Kritiker eingehen können, weil es dazu oft sehr langer Auseinandersetzungen bedurft hätte. Möge man mir mein Stillschweigen nicht als Unbelehrbarkeit ausdeuten. Ich mußte mich bei dem Mangel an Raum und Zeit auf das beschränken, was mir unmittelbar am Herzen lag. — Für die Anfertigung des Registers habe ich Frau Professor Dr. Gertraud Lerch besonders zu danken.

[1] Vgl. oben S. 118f.

[2] Ich bin mit G. Bertoni durchaus einig in der Überzeugung, daß vom Satz und seiner Betonung, nicht vom Wortakzent auszugehen ist, aber vom Wortakzent doch insofern als die Sätze der primitiven Franzosen sich ziemlich in abgehackten, nebeneinandergestellten Worten erschöpft haben dürften.

Nachträge und Berichtigungen.

Zu S. 9f. Was das Verhältnis der zerstreuten und versammelten Siedelung in den Landschaften Frankreichs und dessen mutmaßliche Folgen für die Ausbildung einer mehr oder weniger einheitlichen Sprache, gegebenen Falls einer Schriftsprache betrifft, so sei noch auf das Provenzalische hingewiesen.

Man hat lange geglaubt, daß für die altprovenzalische Schriftsprache die Mundart des Limousin den Grundstock geliefert habe, also eine Gegend, in der die zerstreute Siedelung vorherrschte. H. Morf, Vom Ursprung der provenzalischen Schriftsprache (Sitzungsberichte der preuß. Akad. d. Wiss. Philos. histor. Kl. 14. Nov. 1912) hat diese Annahme stark erschüttert und macht es wahrscheinlich, daß der Süd-Osten, also eine Gegend agglomerierter Siedlung, als eigentliche Heimat des Provenzalischen gelten darf.

Zu S. 32f. Vgl. die wertvolle Berliner Dissertation von Gertrud Wacker, Über das Verhältnis von Dialekt und Schriftsprache 1916 und meine Besprechungen im Literaturblatt für germanische und romanische Philologie, 1917, S. 109ff. und in den wissenschaftlichen Forschungsberichten I, Französische Philologie, Gotha 1919 S. 22ff. Der Nachweis, daß niemals im Mittelalter eine reine Mundart geschrieben wurde, daß kaum ein einziges schriftliches Denkmal einen einheitlichen Dialekt aufweist, daß vieles was man als normannisch anzusprechen pflegt, lediglich altertümlich, d. h. etwa 12. Jahrhundert ist, daß eine Reihe von Merkmalen, die man für pikardische Lokalisierung in Anspruch nahm, zum Bestand der gemeinfran-

zösischen Schriftsprache der späteren Zeit, d. h. des 13. Jahrhunderts gehörte, dieser Nachweis ist an einer Reihe von Einzelheiten und im großen ganzen überzeugend geführt.

Zu S. 46. Die hier gewiesene Aufgabe ist von Leonardo Olschki durch zwei Arbeiten in der Hauptsache gelöst worden: 1. Paris nach den altfranzösischen nationalen Epen, Topographie, Stadtgeschichte und lokale Sagen, Heidelberg 1913. 2. Der ideale Mittelpunkt Frankreichs im Mittelalter in Wirklichkeit und Dichtung, Heidelberg 1913. Danach sind meine Angaben dahin zu berichtigen und zu ergänzen, daß seit dem 12. Jahrhundert schon mehrere Dichter altfranzösischer Heldenepen sich mit den Örtlichkeiten von Paris aufs beste vertraut zeigen, ferner daß Paris von Anfang an als die Residenz erscheint, während die Hinweise auf Aachen, Laon usw. meist nur als gelehrte Reminiszenzen der Dichter zu deuten sind. Olschki hat durch zahlreiche Belege die merkwürdige Tatsache erhärtet, „daß man überall den Mittelpunkt Frankreichs in Paris erkannte, und zwar fast ein Jahrhundert bevor die Stadt tatsächlich den Königen als ständige Residenz diente, und zwei Jahrhunderte bevor die Einigung des Landes unter einem Szepter vollführt wurde und Paris als Hauptstadt Frankreichs galt und gelten konnte“. Den Hauptgrund dafür, daß die Phantasie der Dichter den Tatsachen soweit voraneilt, sieht Olschki gewiß mit Recht in der überragenden Stellung der bei Paris gelegenen Abtei von St. Denis, für deren religiöse, kirchliche, politische und wirtschaftliche Bedeutung er zahlreiche Beweise zusammenträgt. „Die in der Abtei lebenden Ideen und die in der neu erwachenden Stadt sich regenden Antriebe ergänzten sich und wirkten unaufhörlich aufeinander. Saint-Denis gab der benachbarten Stadt die ihr fehlenden Traditionen.“ — „Die Bedeutung des hl. Dionysius als Schutzherr der Franzosen, ohne Unterschied des Stammes und des Standes, geht aus über dreihundert Stellen der Epen jeden Ursprungs und jeder Epoche hervor“ usw. Unzugänglich war mir die Arbeit von Mary Morton Wood,

The Spirit of Protest in Old French Lit. New York, Columbia Univ. 1917.

Zu S. 54ff. Als Ergänzung zu meiner Charakteristik und Stilanalyse des Rolandsliedes kann das hübsche Bändchen von Emil Winkler, Das Rolandslied, Heidelberg 1919, dienen.

Zu S. 62 und 67 unten. Was „die verwickelte Künstlichkeit und schubladenartige Anordnung" der Erzählungen Christians von Troyes betrifft, so hat Elise Richter „die künstlerische Stoffgestaltung in Crestiens Ivain" in der Zeitschr. f. rom. Philol. XXXIX, (1918) S. 385ff. brauchbare Beobachtungen an der Technik des Dichters gemacht, insbesondere was seine Neigung zu Symmetrie, Wiederholung und Steigerung der Motive betrifft. — Leo Spitzer bestreitet zwar, daß die Kompositionsweise eines Dichters mit der Syntax seiner Sprache in Zusammenhang stehe. Zwingende Beweise lassen sich für einen Sachverhalt, den man wesentlich nur intuitiv erfassen kann, freilich nicht erbringen. Ich habe derlei Dinge auch nur in der unverbindlichen Form von Parallelen vorgebracht. Gute Dichter haben die Schulung, die ihrem Denken durch die Muttersprache zuteil wird, noch nie verschmäht; die Stümper freilich verfahren willkürlich und verderben damit auch mir das Konzept, d. h. meine Parallelen.

Zu S. 74. Mit stilistischer Kunstwirkung können Tempussprünge vom Präsens ins Perfekt natürlich erst dann gemacht werden, wenn der Tempusgebrauch sich gefestigt hat. Es verhält sich hier ähnlich wie in den darstellenden Künsten, wo der „malerische" Stil zu reiner Wirkung auch erst gedeihen kann, nachdem der „lineare" sich durchgesetzt hat. Vgl. Heinr. Wölfflin, Kunstgeschichtliche Grundbegriffe, das Problem der Stilentwicklung in der neueren Kunst, München 1915. Dasselbe gilt mutatis mutandis für den Sprung vom Präsens ins Futurum advocaticum (S. 74), insofern er oft mit einer Vermischung von direkter und indirekter Rede zusammenfällt. In einer wertvollen, leider noch immer ungedruckten Münchner

Dissertation von Gertraud Lerch-Herz „Die uneigentliche direkte Rede im Französischen“ ist durch eine Fülle von Belegen und sehr feinsinnigen Analysen der Nachweis geführt, wie im Mittelalter direkte und indirekte Rede, Erzählung und Gespräch, teils gedankenlos vermengt, teils stimmungsvoll vereinigt, zu vielerlei Störungen der consecutio temporum et modorum führen, wie aber eine klare und wirkungssichere Verwendung dieser Stilfigur kaum vor La Fontaine sich ausbilden kann. Den ganzen Ausdruckswert solcher Konstruktionen konnte man erst nachdem das Gefühl für das „Gänsefüßchen“ gehörig geschult war, erschöpfen. Es scheint, daß erst der Naturalismus, insbesondere Flaubert mit seinem peinlichen Sinn für die Unterschiede der unpersönlichen und persönlichen Denkarten und für deren Verschmelzungen die volle künstlerische Herrschaft über die uneigentliche direkte Rede erreicht hat. Vgl. dazu auch Eug. Lerch, Die stilistische Bedeutung des Imperfektums der Rede (style indirect libre) in der Germ. rom. Monatsschrift VI (1914), S. 470ff.

Zu S. 76. Beachtenswert für den Gebrauch des Imperfekt im irrealen Wunschsatz ist eine von den „kritischen“ Herausgebern mißdeutete Stelle im Alexius, Strophe 88:

„Mar te portai, bels filz!
E de ta medre quer aveies mercit!

Wenn man sich klar macht, daß *quer aveies* offenbar gleich *quer oüsses*! (ach hättest du doch ein Herz gehabt für deine Mutter!) gemeint ist, so wird man getrost bei der Lesart von *L* bleiben; um so mehr als auch *A* eine ähnliche Konstruktion des Imperfekt aufweist: *Seveals de ta mere kar aviez merci*! Auch in dem unmittelbar folgenden Vers

Porque'm vedeies desirrer a morir,
Ço'st grant merveile que pitiet ne t'en prist!

dürfte *vedeies* eine irreale Bedeutung „da du doch hättest sehen können, hättest sehen müssen“ beherbergen.

Zu S. 79f. gibt die fleißige, sehr scharfsinnige, freilich mit ihren logistischen Konstruktionen etwas umständliche

Arbeit von Ernst Gamillscheg, Studien zur Vorgeschichte einer romanischen Tempuslehre, Wien 1913 (Sitzungsber. d. Akad. d. Wiss. in Wien, philos. hist. Kl. 172 Bd. 6. Abhdlg.) reiches Material. In Betracht kommen vor allem die Seiten 172ff.

Zu S. 80. Über das Futurum in imperativischer Funktion besitzen wir nunmehr eine umfassende, außerordentlich lehrreiche Monographie von Eugen Lerch, Die Verwendung des romanischen Futurums als Ausdruck eines sittlichen Sollens, Leipzig 1919, die ich im Litbl. für germ. rom. Philol. 1920, Sp. 101ff. zu würdigen versucht habe. Der erste, systematische Teil der Arbeit mit seiner glücklichen Unterscheidung zwischen suggestivem, höflich bittendem und kategorischem, keinen Widerspruch duldendem Heischefuturum hat in der wissenschaftlichen Kritik allgemeine Anerkennung gefunden. Der zweite, historische Teil, der sich auf das Französische beschränkt und für unsere Zwecke der wichtigere ist, hat zu einer langen, wesentlich methodologischen Polemik Anlaß gegeben. Zweifellos ist Lerch in der moralpsychologischen Ausdeutung des französischen Gebrauchs des Heischefuturums zuweit gegangen. Soviel aber dürfte an seiner These richtig sein, daß das Heischefuturum und zwar vorzugsweise das kategorische einer vorwiegend leidenschaftlichen und darum zumeist volkstümlichen Redeweise eignet; wozu ich noch ergänzend bemerken möchte, daß es andererseits auch einer vorwiegend intellektualistischen, deterministischen und naturalistischen Denkart entspricht, wie ja bekanntlich Gewalttätigkeit und aufklärerischer Bildungsstolz sich gerne miteinander verschwistern. Danach wird es verständlich, daß diese Redefigur in den geistlichen Texten der ersten altfranzösischen Zeit fast ganz zu fehlen scheint, daß sie in der Chanson de geste häufiger wird, im höfischen Epos und Roman dagegen zurücktritt und in der mittelfranzösischen Literatur den ersten Höhepunkt ihrer Blüte erreicht. Bei den Schriftstellern renaissancemäßigen Geistes und Temperamentes nimmt sie wieder ab, im getragenen Stil der

klassischen Tragödie ist sie so gut wie abwesend, um sich in die komischen und niederen Literaturgattungen zurückzuziehen. Das 18. Jahrhundert, das von Lerch nur wenig untersucht worden ist, dürfte mit seinem intellektualistischen und revolutionären Geist wieder einen Zuwachs gebracht haben; bis in der Romantik, besonders aber im Naturalismus ein zweiter Höhepunkt der Häufigkeit erstiegen wird.

Zu S. 82. Einige Beispiele für Konjunktiv nach Verben des Staunens und Zürnens gibt aus altfranzösischer Zeit Joseph Haas, Französische Syntax, Halle 1916, S. 433f. Um die Bedeutung des Konjunktivs im französischen Sprachgebrauch hat sich mit besonderem Scharfsinn Eugen Lerch, Die Bedeutung der Modi im Französischen, bemüht, Leipzig 1919. Daß die dort versuchte Bestimmung des Konjunktives als einer Ausdrucksform 1. für den Wunsch 2. für die Unsicherheit, nicht ganz befriedigen kann, habe ich im Litbl. für germ. rom. Phil. 1919, Sp. 246ff. ausgeführt. Daraufhin hat Lerch in den „Neueren Sprachen“ Bd. 27, S. 338ff. eine neue Bestimmung zu geben versucht, die aber nur den Gebrauch des Konjunktives in *que*-Sätzen und Relativsätzen verstehen läßt. Er soll nämlich immer dort auftreten, wo diese abhängigen Sätze das psychologische Subjekt sind zu einem psychologischen Prädikat, das durch den regierenden Hauptsatz dargestellt ist. Mit anderen Worten wäre demnach, wie mir scheint, der Konjunktiv der Modus des Gesetzten, des Angenommenen. Aber alle derartigen Definitionen sind notwendigermaßen unbefriedigend. Eine sprachliche Funktion läßt sich so wenig wie eine Wortbedeutung auf einen logisch scharfen Begriff bringen. Der Bedeutungsreichtum, der durch den Konjunktiv in die Verben gelegt werden kann, ist so groß, die Einzelbedeutungen sind nach Gelegenheit und Zusammenhang so verschieden, daß das logische Band, zu dessen Wesen nun doch einmal die Starrheit und Undehnbarkeit der reinen und abstrakten Gebilde gehört, irgendwo reißen muß. Man kann im besten Fall nur logische Punkte oder Pole oder Richtungslinien bezeichnen, um die, oder

von denen, oder nach denen die sprachliche Bedeutungsfunktion des Konjunktivs kreist oder ausgeht oder hinstrebt. Solche Pole oder Linien sind im Sprachgefühl vorhanden, d. h. bilden sich in ihm als eine Art Orientierungsgefühl aus. Man kann daher die von Lerch gegebenen Bestimmungen der Konjunktivbedeutung, wenn man sie cum grano salis versteht, sehr wohl hinnehmen. Denn das Gewünschte, das Gesetzte, das psychologisch Angenommene und das Unsichere liegen in einer und derselben Denkrichtung, d. h. in der Richtung einer und derselben Denkart, die man in der Philosophie als Pragmatismus zu bezeichnen pflegt. Pragmatismus hat es zu allen Zeiten schon gegeben, seit den griechischen Sophisten; seine letzte und technisch schärfste Ausbildung und seinen Namen hat er aber erst neuerdings in England und Amerika gefunden. Die Pragmatisten verlegen den Schwerpunkt unserer Überzeugungen in die Sphäre des Wollens, Wünschens und Handelns, beurteilen alle Wahrheit nach ihrem lebenfördernden praktischen Werte, deuten alle Prinzipien in Postulate um, erproben die Kausalität am Maßstab des Zweckes, die Logik an dem des Nutzens usw.; kurz sie suchen und zeigen, wie weit das menschliche Denken durch praktische Interessen, durch zweckmäßige Annahmen und Satzungen beherrscht wird. Diese praktische Interessiertheit des Denkens scheint mir die seelische Sache zu sein, die hinter dem Gebrauch des Konjunktives steht. Wer nicht nur nach Ausdrücken des reinen Wollens den Modus des Wunsches gebraucht und dazu übergeht, ihn auch nach Ausdrücken des Gefühles, der Freude, des Staunens usw. zu setzen, tut einen Fortschritt in der pragmatischen Denkrichtung; ebenso wer ihn von Ausdrücken der Wertschätzung auf solche des Messens, Zählens und Ordnens überträgt. Kurz, die Geschichte des französischen Konjunktivgebrauches müßte als ein Stück Geschichte der pragmatistischen Denkweise studiert werden. Dann erst würde man die Einschränkungen und Ausdehnungen, die dieser Gebrauch zeitweise und gelegentlich erfährt,

in allen ihren Einzelheiten unter einem philosophisch und historisch einheitlichen Lichte verlaufen sehen.

Zu S. 84. Die Steigerung mit *magis* statt *plus* war für das Französische auch deshalb nicht gangbar, weil *magis* mehr und mehr im Sinn von *potius*, *autem* und *sed* engagiert war. Vgl. J. Melander, Étude sur *magis* et les expressions adversaires dans les langues romanes, Upsala, Dissertation 1916.

Zu S. 86. Die Behauptung, daß Komparative wie *graindre* bei direkter Vergleichung nicht oder höchst selten vorkommen, kann ich nicht mehr aufrecht erhalten, nachdem Eugen Herzog mir aus dem Yvain allein mehrere Beispiele dafür aufweist. Vers 5647, 525, und 522, Beispiele, die freilich Foerster nicht in seinen Text aufgenommen, sondern durch *plus* ersetzt hat. —

Ein hübsches Beispiel für *mielz* im quantitativen Sinne von *plus* finde ich in Aiol et Mirabel, Vers 3717:

Ains le vespre en i vient. cc. et mies, wo *mies* in der Assonanz steht. Den Übergang von der qualitativen zur quantitativen Bedeutung kann man im Jeu de la feuillée, Vers 407 und 424 beobachten: *je sui mius prinches k'il ne soit* und *Che sanle mius uns pois baiens.* Beide Male spricht der Narr, der dervés.

Zu S. 91. Daß die anschauliche, malerische Beschreibung im Roman des 12. Jahrhunderts nur erst auf das Wunderbare, noch nicht auf das Naturwahre ausgeht und daß auch die Beschreibungen des Wunderbaren zunächst durch gelehrte Quellen und Vorbilder angeregt sind, hat Edmond Faral, Recherches sur les sources latines des contes et romans du moyen âge, Paris 1913 gezeigt. Siehe bes. S. 307 ff. — Die Annahme von Ulrich Leo, Die erste Branche des Roman de Renart nach Stil, Aufbau usw. Greifswald 1918, daß die Darstellung der Tiere im Lauf der Entwicklung immer unanschaulicher werde, läßt sich nicht halten. Vgl. meine Kritik in den Wissensch. Forschungsber. Französ. Philol., Gotha 1919, S. 53f.

Zu S. 92. In Bürgerkreisen, z. B. im Jeu de la feuillée bedeutet *baron* einfach „Gatte, Mann".

Zu S. 95. Anm. 1. Vgl. nun auch Philipp Fuchs, das altfranz. Verbum *errer* mit seinen Stammesverwandten und das Aussterben dieses Wortes. Münchner Dissertation, Erlangen 1919.

Zu S. 96. Wie *ille* zum Artikel geworden ist, hat G. Wolterstorff in drei Untersuchungen verfolgt: 1. Historia pronominis ille, Marburger Dissertation 1907. 2. Artikelbedeutung von *ille* bei Apuleius in Glotta VIII (1917, S. 197ff. und 3). Ebenda X (1919) S. 62ff.: Entwicklung von *ille* zum bestimmten Artikel, worüber zusammenfassend E. Lerch im Litbl. f. germ. rom. Phil. 1920, Sp. 186ff. berichtet.—Die Doppelfunktion des französischen bestimmten Artikels kann man schon an *ille* vorgebildet sehen. Bei Apuleius z. B. wird ein Greis in die Erzählung eingeführt: *occurrit senex*, und, wie er dann im nächsten Kapitel wieder kommt, als *ille senior* und *senior ille* präsentiert: also = der erwähnte, der nunmehr bekannte Greis. — Ein andermal ist bei Apuleius von einer Diana-Statue die Rede, worauf der Künstler, der diese gefertigt hat, der aber bisher noch gar nicht erwähnt war, als *ille signifex* eingeführt wird, also nicht = der bekannte, sondern der dazugehörige, durch sein Bildwerk determinierte oder definierte *signifex*. So bezeichnet der aus *ille* hervorgehende Artikel die Nomina, die er bestimmt, einesteils *par connaissance*, bzw. präsentierend, andererseits *par excellence*, bzw. determinierend oder definierend. Manchmal kann man zweifelhaft sein, welche Funktion im Vordergrund steht; denn sie klingen aneinander an und gehören zusammen, ähnlich wie beim hinweisenden Fürwort.

Solange der bestimmte Artikel noch so frisch, so neu und verhältnismäßig ausdrucksstark ist wie im Altfranzösischen, kann sein bloßes Fehlen genügen, um ungefähr das auszudrücken was heute durch *un*, *une* oder *de* bezeichnet wird, nämlich die Unbestimmtheit. Der Gebrauch des unbestimmten Artikels findet sich demnach im älteren

Französisch zwar von Anfang an, wird aber nur sehr langsam zur Regel, ziemlich langsamer als die durchgehende Setzung des bestimmten Artikels. Dabei läßt sich beobachten, daß der unbestimmte Artikel sich zunächst dort am leichtesten durchsetzt, wo er vorwiegend qualifizierend fungiert, während der Ausdruck der unbestimmten Quantität, der zum großen Teil durch *de* (Teilungsformel) übernommen wird, erst im späteren Mittelalter, mit dem Erstarken des Intellektualismus, besser gedeiht. Vgl. Haas, franz. Syntax § 172ff. und K. Sneyders de Vogel, Syntaxe historique du français, Groningue, La Haye 1919, § 27—41.

Zu S. 132, Anm. 2. Joinville, der Geschichtsschreiber Ludwig des IX., macht denn auch kein Hehl daraus, daß er den zweiten Kreuzzug des Königs für eine Torheit hält. Siehe Joinv. Histoire de Saint Louis, Cap. CXLIV.

Zu S. 134. Über die Entwicklung der Städte und des Bürgertums unter Philipp August vgl. auch Luchaire, la société franç. au temps de Phil. Aug. Paris 1909, S. 442ff. — — Wie hoch Ludwig IX. die Macht der Städte einschätzt, mag man aus der Mahnung ersehen, die er seinem Sohn erteilt:

Meismement les bones villes et les communes de ton royaume garde en l'estat et en la franchise où ti devancier les ont gardées; et se il y a aucune chose à amender, si l'amende et adresce, et les tien en faveur et en amour; car par la force et par les richesses des grosses villes, douteront li privé et li estrange de mespenre vers toy, especialement ti per et ti baron. Joinv. Hist. de S. L. Cap. CXLV.

Zu S. 139. Vgl. E. Kusenberg, Der hundertjährige Krieg im Spiegelbild der zeitgenössischen Poesie, Bonner Dissertation 1916.

Zu S. 162. Wie wenig die Dichter der Chanson de geste zu sachlicher Beobachtung von Örtlichkeiten, Bauwerken u. dergl. noch befähigt waren, zeigen die Untersuchungen von L. Olschki, Paris nach den altfranz. nationalen Epen, Heidelberg 1913.

Zu S. 165. Auch im Drama kommen vaterländische Gefühle zum Ausdruck. Etwa seit der Mitte des 13. Jahrhunderts schon dient der dramatische „Monolog“ zur Verspottung der Engländer, z. B. La Paix aux Anglais. Siehe Faral, Mimes français du XIII- siècle, Pariser These 1910. — Später, zu Beginn des 16. Jahrhunderts verherrlicht Pierre Gringore in seinen Moralités und Sotties den Gallicanismus und verhöhnt das dem König feindliche Papsttum.

Zu S. 167, letzte Zeile: lies *cuens*, nicht *cueur*.

Zu S. 169. Es ist sehr wahrscheinlich, daß gebildete Schriftsteller des 12. und 13. Jahrhunderts das Zweikasussystem künstlich erhalten bzw. wieder hergestellt haben. Man müßte dieser Frage durch eine Sonderuntersuchung einmal nachgehen.

Zu S. 172. Bei Beurteilung der besitzanzeigenden Fürwörter ist zu beachten, daß zwei Auffassungen des Besitzverhältnisses möglich sind und sprachlich, sei es syntaktisch, sei es flexivisch unterschieden werden können: 1. der Besitz als Eigenschaft des Besitzers, wobei das Fürwort adjektivische Farbe annimmt: ihre Mutter, Mutter ihrige, 2. der Besitz als Verhältnis, wobei die Auffassung prädikativ wird: die Mutter von ihr, zu ihr, die zu ihr im Verhältnis der Mutterschaft stehende Person. — Das Italienische und Portugiesische drücken diesen Unterschied sehr scharf und sicher durch syntaktische Mittel aus. 1. *il mio cappello* oder noch stärker *il cappello mio* , 2. *mio padre*, *mia zia.* Die italienische Schulregel, daß Verwandschaftsnamen das Fürwort ohne Artikel zu sich nehmen, muß dahin erweitert und vertieft werden, daß alle Nomina, die geeignet sind ein Verhältnis zwischen Personen anzugeben, das artikellose Possessivum brauchen können. Z. B.: *mio amico*, *protettore*, *maestro*, *mia moglie* usw. Man vergleiche die zwei Konstruktionen 1. *la regina ama il popolo come i suoi figli*, 2. *come suoi figli.* Das erstemal ist vorausgesetzt und angedeutet, daß die Königin selber Kinder hat und mit Mutterliebe an ihrem Volke hängt, das zweite Mal daß das Verhältnis zu ihrem Volke ein mütterliches

ist: come se il popolo le fosse figlio. Vgl. Vossler, Positivismus und Idealismus in der Sprachwissenschaft, Heidelberg 1904, S. 19ff.

Im Alt- und Mittelfranzösischen konnte man noch personenhaft adjektivisch sagen: *li miens amics* und *un mien ami*, wo das Neufranzösische nur noch den Ausdruck des abstrakten Verhältnisses gibt: *mon ami* und *un de mes amis*.

Der flexivische Unterschied zwischen starken und schwachen, bzw. hochtonigen und vortonigen besitzanzeigenden Fürwörtern im Französischen ist demnach nicht nur phonetisch, sondern auch semasiologisch zu beurteilen, indem die starken zwar nicht ausschließlich, aber vorzugsweise den Besitz als persönliche Eigenschaft, die schwachen eher als sachliches Verhältnis bezeichnen. Unter diesem Gesichtspunkt wird auch die Ausbreitung der Kurzformen *noz* und *voz* für *nostres* und *vostres* für das spätere Mittelalter charakteristisch. Sie erreichten damals den Höhepunkt ihrer Häufigkeit, um im Zeitalter der Renaissance wenigstens aus dem Singularis wieder verdrängt zu werden. In der älteren Zeit stehen diese Kurzformen zumeist noch hochtonig, sind also nicht von Anfang an als Schwachformen einzuschätzen, wie Nyrop, Grammaire historique d. l. langue fr. II, § 550 zu tun geneigt ist.

Zu S. 174. Die Annahme, daß *je chante*, *j'aime* usw. ihr *-e* aus den Formen mit komplizierter Stammkonsonanz *je tremble*, *j'entre* usw. bezogen haben, muß dahin ergänzt werden, daß das *-e* auch aus *chantes*, *chantet*, *chantent*, ja sogar aus dem Konjunktiv Präsens der 2., 3. und 4. Konjugationen gekommen sein könnte. Aber all diese Vorbilder oder Quellen hätten gerade sogut auch unwirksam bleiben können und haben tatsächlich erst seit dem 14. Jahrhundert etwa zu wirken begonnen, obschon sie schon lange vorher da waren. Und selbst nachher noch haben die Verben mit vokalischem Stammauslaut *je pri*, *j'envoi*, *je lou* und ähnliche zum Teil bis ins 17. Jahrhundert hinein

widerstanden: bis sie durch akademische Schriftnormierung ein *-e* erhielten, das gar nicht mehr gesprochen wurde. Dieses Nachhinken der vokalisch auslautenden Verbalstämme kann uns ein Wink sein, um den ganzen Vorgang besser zu verstehen. Seit dem 13. und 14. Jahrhundert hat sich die Erscheinung der Liaison allmählich verbreitet. Spätestens im 16. Jahrhundert, wahrscheinlich aber schon vorher, gilt die Regel, daß *-t* nur in der Pause und vor vokalischem Anlaut noch hörbar bleibt, vor unmittelbar folgendem Konsonanten im Satzzusammenhang aber verstummt. Vgl. *femme aiman(t) la vertu*, aber *femme aimant* und von hier aus *femme aimante*, wie E. Lerch, Das invariable Partic. praes. des Französischen (Roman. Forschungen XXXIII, 2. S. 369ff.) gezeigt hat. So standen sich eine Zeitlang gegenüber: *je chan(t) souvent*, *je chant* und *je chant avec ma soeur*. Um nun das *-t*, das doch stammhaft war, auch im Satzinnern vor Konsonant hörbar zu erhalten, wäre das *-e* angefügt worden, also wesentlich aus Streben nach deutlicher Darstellung des Stamm- und Bedeutungscharakters des Verbums. Die obigen analogischen Vorbilder wären sonach nur die zufälligen Mittel gewesen, deren dieses intellektualistische Streben sich bedient hätte. — Es liegt nun nahe, auch die auf S. 176 besprochene Verallgemeinerung von *-s*, das als flexivisches Zeichen mißverstanden wurde, mit der *-s*-Liaison in Zusammenhang zu bringen. Man schreibt noch im 16. Jahrhundert *je ri et pleure*, spricht aber *ri-z-e plör*.

Zu S. 183. Daß die Formen *prins*, *print*, *prindrent* von *prendre* auf gelehrte, graphische und etymologisierende Neigungen zurückgehen, möchte ich nicht mehr behaupten, nachdem E. G. Wahlgren, Étude sur les actions analogiques réciproques du parfait et du partic. passé dans les langues romanes, Upsala 1920, S. 45ff. den schon von Risop vermuteten Einfluß von *tenir* auf die Formen von *prendre* durch reichliche Belege gesichert hat.

Zu S. 188. Daß die mittelfranzösische Vokalkontraktion

zum Teile satzphonetisch bzw. stilistisch bedingt ist, kann z. B. der Vers 169 im Pathelin zeigen:

Veêz vous là, veëz vostre pere! —

Als Materialsammlung für mittelfranzösische Lautgeschichte ist Karl Kunz, die Sprache der mittelfranzösischen Sotties, Heidelberger Dissertation 1915, zu erwähnen.

Zu S. 190ff. Vgl. die schon im Nachwort erwähnte Untersuchung von Elsbeth Appel, Beiträge zur Geschichte der Teilungsformel im Französischen, 1915.

Zu S. 195. Wenn Pathelin Vers 320 zum Tuchhändler sagt:

et si ne vouldroye pas
Avoir sur moy de quoy-payer,
Au mains viendrez vous essayer
Quel vin je boy . . .

so hat diese Konstruktion in dem Zusammenhang, in dem sie steht, nur dann einen Sinn, wenn man sich hinter *vouldroye* ein *chaque fois* oder *toujours* bzw. *jamais* denkt. Die Jeweiligkeit ist stillschweigend vorausgesetzt.

Zu S. 198 oben. Auch der vermehrte Gebrauch des Heischefuturums liegt, wie im Nachtrag zu S. 80 angedeutet wurde, in der Blicklinie einer deterministischen Zeitanschauung. Über den Gebrauch dieser Form im Mittelfranzösischen siehe Lerch a. a. O. S. 374—391.

Zu S. 199. Ja sogar ganze Sätze werden substantiviert und allegorisiert, eine Spielerei die Coquillart mit scherzhafter Absichtlichkeit übertreibt:

Cloez l'oeil de: Je hay telz fais,
Les paupières de: Je m'en tais,
L'oreille de: Tout sonne cas,
La langue de: Tout est mauvais,
La bouche de: Laisse m'en paix,
Et les dens de: Ne me plaist pas.
Prenez l'art de: Je me esbas,
L'ardeur de: Vela ung bon pas,

Le vouloir de: On ne peult mieux dire,
Les grans gestes de: Parlez bas,
La façon de: Vela mon cas;
Et le ris de: Grant mercy, sire.

(Oeuvres ed. D'Héricault, Paris 1857, I, 34f.)

Zu S. 200. Wir besitzen nun eine Sonderuntersuchung von Helmut Hatzfeld, Über die Objektivierung subjektiver Begriffe im Mittelfranzösischen, Münchner Dissertation 1915.

Zu S. 213. Vgl. den Aufsatz von Victor Klemperer, Italienische Elemente im französischen Wortschatz zur Zeit der Renaissance in der German. roman. Monatschrift VI (1919) S. 664ff. und Christine Sarauw, Die Italianismen in der französischen Sprache des 16. Jahrhunderts, Jenenser Dissertation, Leipzig 1920, wo 452 nach Interessengebieten geordnete Wörter italienischer Herkunft mit Belegen aufgeführt werden.

Zu S. 215. Einen feinen Bedeutungsunterschied zwischen *preu home* und *preudome* scheint man am Ausgang des Mittelalters gemacht zu haben, wie Joinville, Hist. de S. Louis, cap. CIX bezeugt: . . . que il a grant difference entre *preu home* et *preudome*. Car il a mainz preus homes chevaliers en la terre des crestiens et des Sarrazins, qui onques ne crurent Dieu ne sa Mere. Dont je vous di . . . que Diex donne grant don et grant grace au chevalier crestien que il seuffre estre vaillant de cors, et que il seuffre en son servise en li gardant de pechié mortel; et celi qui ainsi se demeinne doit l'on appeler *preudome*, pour ce que ceste proesse li vient dou don Dieu. Et ceus de cui j'ai avant parlei puet l'on appeler *preuz homes*, pour ce que il sont preu de lor cors, et ne doutent Dieu ne pechié.

Zu S. 224, Anm. 1. Ebenso küßt Berte dem Girart im Girard de Roussillon den Stiefel. Ed. P. Meyer, S. 16.

Anm. 2. Anreden wie *serenissime Principe*, *illustrissime Seigneurie* wurden schon von Marots Vater in seinem *Voyage de Venise* dem italienischen Gesandten in den Mund gelegt.

Zu S. 234f. Vgl. E. Tappolet, Zur Etymologie von *Huguenot* im Anzeiger für schweizerische Geschichtsforschung 47. (1916) S. 133—153. Das Wort wäre demnach eine Mischbildung aus den Namen *Eidgenosse*, bzw. *Inguenots* und *Besançon Hugues*.

Zu S. 236. 6. Zeile von unten lies: Briçonnet. — Die Arbeit von Caroline Ruutz-Reese, Charles de Sainte-Marthe, Étude sur les premières années de la renaissance franç. Paris 1919 war mir unzugänglich.

Zu S. 238f. Vgl. Marta Grau, Calvins Stellung zur Kunst, Münchner Dissertation, Würzburg 1917.

Zu S. 243. Seine Geometrie schrieb Descartes zwar auf Französisch, doch wurde sie alsbald durch Franz van Schooten ins Lateinische übersetzt. Andere mathematische und physikalische Bruchstücke schrieb er lateinisch. — Die sehr verdienstvolle von Leonardo Olschki in Angriff genommene „Geschichte der neusprachlichen wissenschaftlichen Literatur" behandelt in dem bisher erschienenen 1. Bande (Heidelberg 1918) noch keine französischen Autoren.

Zu S. 251f. H. Vaganay, l'acte de naissance du mot *patrie* in der Revue d'hist. littér. de la France, 27. (1920) ist mir leider noch immer unzugänglich.

Zu S. 259. Eine gedrängte Skizze der französischen Dichtung des 16. Jahrhunderts in lehrreicher Parallele zu der italienischen gibt Cesare De Lollis, Cinquecento francese in seinen Saggi di letteratura francese, Bari 1920, S. 1—54.

Zu S. 274. Man könnte auch sagen: das vorangestellte Adjektiv entspricht einem romantischen, individualistischen, impressionistischen, impulsiven, lyrisch-dramatischen, das nachgestellte Adjektiv einem klassischen, sozialen, überlegten, analytischen, epischen usw. Stilideal, wie Eugen Lerch ausgeführt hat in seiner Besprechung der Arbeit von Karl Arnholdt, Die Stellung des attributiven Adjektivs im Italienischen und Spanischen, Greifswald 1916 im Archiv f. d. Stud. d. neueren Spr. 139. Bd. S. 242ff.

Zu S. 277. Reiches Material aus allen Jahrhunderten bietet Wilhelm Heise, Zur histor. Syntax des adverbial gebrauchten Adjektivs im Französischen. Roman. Forschungen XXXI (1912) S. 873ff.

Zu S. 279f. Der emphatische Gebrauch des unbestimmten Artikels erreicht seinen Höhepunkt im heroischen Stil der Corneille'schen Tragödie und entspricht hier der Steigerung des Individuums und seiner Angelegenheiten in das Übermenschliche, Typische und Werthafte. Im Cid z. B. wimmelt es von Wendungen wie: *il faut venger un père* et *perdre une maîtresse*; *va contre un arrogant éprouver ton courage; un prince dans un livre apprend mal son devoir.* Corneille konnte viel einfacher sagen: il faut venger le père et perdre la maîtresse, oder mon père und ma maîtresse; denn um Don Diègue und Chimène handelt es sich. Aber Don Diègue soll vom Vater zu einem Vater, d. h. zu einem Wesen, das man wie einen Vater liebt und verehrt, hinaufgehoben, die gewöhnliche Bedeutung von *père* soll ins Vorbildliche gesteigert werden. Un *prince dans* un *livre* wäre zu übersetzen: Was ein richtiger Fürst ist braucht zur Erziehung mehr als was ein gewöhnliches Buch ist; für etwas so Hohes wie einen Fürsten kann etwas so Unzulängliches wie ein Buch nicht genügen. Bei *prince* wird Steigerung, bei *livre* Minderung des Bedeutungswertes durch dasselbe *un* erzielt, das sich zur negativen, so gut wie zur positiven Idealisierung hergibt, zur Emphase so gut wie zur Ironie. Bei Ronsard ist dieser Corneillesche Gebrauch schon stark vorgebildet.

Zu S. 282. Sehr feinsinnige Bemerkungen über das Verhältnis der Sprache zu der Philosophie einer Zeit und eines Volkes findet man bei Julius Stenzel: Über den Einfluß der griechischen Sprache auf die philosophische Begriffsbildung in den Neuen Jahrbüchern für classisches Altertum, Geschichte usw. 1921, S. 152ff. Vgl. auch meinen Aufsatz: Sistemi chiusi e sistemi aperti in der Rivista di cultura I, Rom, 15. August 1920.

Zu S. 287. Wenn die hinweisenden Fürwörter sich mit der Zeit aufbrauchen, so hängt dies selbstverständlich nicht nur mit dem temperamenthaften und rednerischen Charakter der französischen Sprache, sondern zunächst auch mit der Funktion dieser Fürwörter selbst zusammen. Sie sind teils für etwas anderes, nämlich für das Nomen da, teils für sich selbst und fungieren daher relativ und absolut, adjektivisch und substantivisch, hinweisend und umschreibend, affektisch und objektiv usw. In diesem Hin und Her von Fürsichsein und Füranderesein nützen sie sich ab. Je stärker man nämlich auf eine Sache hinweist und den Hinweis betont, desto mehr tritt die Sache, für die der Hinweis gilt, in den Schatten. Am einfachsten zeigt sich das in der Gebärdensprache, wo der leidenschaftlich bewegte Zeigefinger schließlich den Gegenstand verdekt oder gar zerstört. Soll die Sache hervortreten, so darf der Hinweis nicht gar zu nachdrücklich sein, und nun stellt ihrerseits die Sache, je klarer sie heraustritt, den Hinweis ins Halbdunkel. Dieser Dialektik unterliegen mehr oder weniger alle Demonstrative. Nur das Tempo und die Energie, mit der das Wechselspiel im einzelnen abläuft, kann als charakteristisch für diese oder jene Sprache, dieses oder jenes Zeitalter beansprucht werden; so darf die Renaissance in Frankreich als eine zweite Blütezeit affektischer Deixis gelten.

Zu S. 294. Ein Schüler von mir hat beobachtet, daß Charles Sorel *cependant que* in temporalem Sinn noch häufig in seinem Francion (—1622) gebraucht, in seinem Berger extravagant (1627) fast gar nicht mehr.

Zu S. 301. Vgl. die hübsche Studie von Lucien Foulet: Comment on est passé de *ce suis je* à *c'est moi* in der Romania 46. (1920) S. 46ff.

Zu S. 305f. Wir besitzen nun eine treffliche Arbeit von Erwin Stimming, Der Accusativus cum Infinitivo im Französischen, Halle 1915 (59. Beiheft zur Zeitschr. f. rom. Phil.). Dem Verf. kommt es freilich mehr auf die

Unterscheidung als auf den von uns betrachteten Übergang aus der bodenständigen zu der gelehrten Konstruktion an.

Zu S. 308 unten. Ein denkwürdiges Beispiel akademischer Regelung des Accords hat Eugen Lerch beschrieben: Das invariable Partic. praes. des Französischen in den Roman. Forschungen XXXIII. (1913), S. 369ff.

Zu S. 311. Um eine neue Theorie der Tempora der Vergangenheit hat sich mit großem Feinsinn, aber, wie mir scheint, doch nicht mit befriedigendem Erfolg E. Lorck, Passé déf., imparf., passé indéf. Heidelberg 1914 bemüht. Vgl. dazu meine Bemerkungen in den Wissenschaftlichen Forschungsberichten. I. Französ. Philol. Gotha 1919, S. 27.

Zu S. 316. Wie subjektive und objektive, unmittelbare und vermittelte, persönliche und sachliche Zeitanschauung sich in der Weise paaren, daß der ersteren auch dort der Vorzug zufällt, wo eigentlich die zweite gemeint ist, mag man noch daraus ersehen, daß überall wo das Gerundium überhaupt stehen kann, es in der Renaissance durch das Partic.-prés. ersetzt wurde oder wenigstens ersetzt werden konnte. So schrieb Montaigne: *Il est bien aisé à vérifier, que les grands autheurs, escrivans des causes, ne se servent pas seulement de celles qu'ils estiment estre vrayes;* statt *escrivant* oder *en escrivant*, als ob es sich um eine zeitliche Eigenart, nicht um eine zeitliche Beschäftigung dieser Autoren handelte, als ob das Schreiben in ihnen, nicht sie im Schreiben wären. Ähnlich noch Voiture: *Ainsi ces deux Amants, ne se doutans point de la trahison . . . estoient dans une profonde tranquillité* — wobei die Arglosigkeit der Liebenden als Eigenschaft ausgedrückt wird, während sie doch als vorübergehender Zustand gemeint ist. Zahlreiche Beispiele dieser Art bei Lerch, Das invariable Part. praes. Man kann hier beobachten, wie das Sprachgefühl die zeitlichen Vorgänge und Zustände mehr in das Subjekt als dieses in jene zu verlegen liebte. Wie leicht immer die Bedeutungsfunktionen von Gerundium und Partic. praes. ineinander überfließen, so unterscheidet doch das Sprachgefühl bei

normaler Einstellung ziemlich sicher zwischen Wendungen wie: *l'homme est une créature pensante* und: *la créature, (en) pensant, se fait homme.*

Daher die konsequente Vermischung und Gleichsetzung der einen mit der anderen Konstruktion, wie sie im 16. und zum Teile noch im 17. Jahrhundert herrschte, als ein sprachgeschichtliches Ereignis gebucht und gedeutet werden muß. Lateinischer Einfluß kann nur den äußeren Anlaß gegeben haben.

Zu S. 317 unten: Darum ist es eine unerlaubte Modernisierung wenn G. Paris in seinem Alexius-Text Vers 22 schreibt: *Qued enfant n'ourent peiset lour en forment* statt die gute alte Lesart zu bewahren: *N'ourent amfant: peiset lor en forment.*

Zu S. 318. Zeile 10 lies 1646, nicht 1546.

Zu S. 319. Der Konjunktiv nach Ausdrücken des Nichtwissens, meint Bourciez in der Revue critique vom 3. Jan. 1914, sei durch Nachahmung der lateinischen Syntax hinlänglich erklärt. Aber man ahmt eben nur das nach, was der Anschauung zugänglich ist, und diese gilt es zu erfassen.

Zu S. 322ff. Meine Ausführungen über die Negation sind durch die treffliche Arbeit von Eugen Lerch, Die halbe Negation in den „Neueren Sprachen" XXIX (1921), S. 6ff. bestätigt und ergänzt worden. — Im Adamsspiel findet sich *pas* mit Negation sogar noch als reines Substantivum: *Mun defens un pas ne gardas* (Vers 410).

Zu S. 329 unten: Die Schrift von A. Schinz, Les accents dans l'écriture française, Paris 1912 war mir unzugänglich.

Zu S. 353. Reiche Materialsammlungen, die freilich noch der kritischen Sichtung und Verarbeitung bedürfen, geben uns zur Kenntnis des spanischen Kultur- und Spracheinflusses die Arbeiten von Rich. Ruppert, Die spanischen Lehn- und Fremdwörter in der französischen Schriftsprache, München 1915 und W. Fritz Schmidt, die spanischen Elemente im französischen Wortschatz, Halle 1914 (Beiheft 54 zur Zeitschr. f. roman. Philol.).

Zu S. 356. Vor und neben Faret's Schrift ist die von Eustache Du Refuge: Traité de la Cour vielleicht das wichtigste Zeugnis. Dieser Traité, zuerst 1614 oder 15 erschienen, ist in den Jahren 1616, 1617, 1618, 1619, 1622 und 1636 neu aufgelegt und später auch ins Lateinische übersetzt worden. Besonders über das Betragen im Gespräch, in der Konversation gibt Du Refuge ausführliche Vorschriften, z. B. En la Parole faut que la voix soit nette, non enroüée, non trop haute, ni trop basse, non begue, mais distincte; les termes soient honnestes, ordinaires, intelligibles, et communs, non vils toutesfois ni affectez, mais propres à la chose. — Und über die affabilité sagt er: Toutefois encore que cette affabilité doive estre accompagnée de douceur, ce n'est pas à dire qu'elle ne doive estre aussi accompagnée de la Gravité et Decence sortable à nostre condition et nostre estat. — Die ganze höfische Sittenliteratur der Franzosen, Ursprung und Entwicklung der gesellschaftsmoralischen Anschauungen des vorklassischen und klassischen Zeitalters in Frankreich, insbesondere die Geschichte des Begriffes der *honnêteté* sind vorzüglich analysiert und dargestellt in dem Werk von Olaf Homén, Studier i fransk classicism (1630—1665), Helsingfors 1914 und Studier i fransk classicism, andra serien, Ebenda 1919, in denen die Betrachtung bis ans Ende des 17. Jahrhunderts weitergeführt wird. Die von mir nur angedeutete Vermutung, daß der Sittenkodex des französischen Edelmannes neben einer innerweltlichen auch eine starke religiöse Wurzel habe, wird hier durch umständliche Beweise und feinsinnige Quellenforschung zur Gewißheit erhoben. Leider ist der Verfasser dem spanischen Einfluß nicht besonders nachgegangen.

Wie der spanische Sosiego in Frankreich gemäßigt wurde, mag noch eine Stelle aus den Maximes, sentences et réflexions morales et politiques des Chevalier de Méré, des Freundes Pascals bestätigen: La gravité n'est pas incompatible avec l'enjouement: l'air sérieux inspire du respect, et la gaieté, quand elle se montre à propos, flatte

la vue. Je les voudrois tempérer l'un par l'autre, parce que la gravité paroît souvent plus réservée qu'il ne seroit à désirer, et quand les courtisans de France vont à la Cour d'Espagne, la gravité des Grands les fait souvent rire: il faut donc que la gravité soit moins sévère que douce, et que la manière enjouée soit plus galante que familière.

Zu S. 369. Dies ist der Geist und die Zeit, in der — um ein letztes, unscheinbares aber bedeutungsvolles Beispiel anzuführen — das gute alte Wort *ouïr* (*audire*) getötet und durch *entendre* (*intendere*) ersetzt wurde. Vgl. darüber die wertvolle Gießener Dissertation von W. Gottschalk: Lateinisch *audire* im Französischen, 1921 und meine Besprechung in den „Neueren Sprachen" XXIX (1921) S. 148 ff., wo ich mich bemüht habe, neben den innersprachlichen die kulturellen Bedingungen des Vorgangs zur Geltung zu bringen.

I. Wortregister.

II. Allgemeines Register.

